





W. Beyschlag.
L. G. 10.

Hubertus. Ein Waldroman.

Gebunden 1920.

Hubertus

Ein Waldroman

von

Paul Keller

76. bis 91. Tausend



Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn
Breslau Leipzig

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1916 by
Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau.

Druck von Wilh. Gottl. Korn in Breslau.



Vorrede.

Die Legende erzählt von Sanct Hubertus, daß er im rauhen Wald auf der Jagd zwischen dem Geweih eines halb zu Tode gehezten Hirches ein weißes Kreuz blißen sah und daß er ob dieses Wunders auf die nackten Jägerknie sank und die Armbrust fallen ließ. Nach diesem Erlebnis wurde der bisher sehr leichtlebige Prinz von Aquitanien ein stiller Heiliger. —

Der „Hubertus“, von dem dieses Buch erzählt, war kein Prinz, nicht einmal ein Jäger, noch viel weniger ein Heiliger. Aber er heißt mit Recht „Hubertus“. Er hat wie ein loser Prinz viele Freuden des Lebens sorglos, ja gewissenlos genossen; er hat gejagt nach Gold, Macht, Ansehen, Weiberlust, Weinlaunen, Spielgewinn und hat eines Tages ein weißes Kreuz leuchten sehen, worauf ihm alle Jägerlust erlahmte und er ein stiller Mann wurde.

Lange vor Abend ward er müde. Da sah er auf irgend einer Büsche das Kreuz des großen Leides. Ob es in den Augen eines gepußten, verlorenen, plötzlich

in Tränen ausbrechenden Weibes blickte? Ob es auf die Stirn eines Hungergesichtes gezeichnet stand, das durch die Fensterscheiben eines Saales schaute, in dem er praßte? Ob es in einer Sakristanlaterne leuchtete, die zu einem Sterbenden führte und der er auf nächtlichem Heimgang übersatt und halbberauscht begegnete? Oder ob er es schweben sah über dem weißen Totenkissen, auf das sein lebensstollster Freund frühzeitig das Haupt zur Ruhe betten mußte?

Jrgendwo sah Hubertus das Kreuz des großen Leides.

Vielleicht hat er einmal in stiller Abendstunde, schon von der Dämmerung umfungen, allein in seiner Stube gegessen und sinnverloren in einen großen Spiegel geschaut. Darin hat er das Bild eines müden Loren erblickt, über dem das weiße Kreuz eines Lebens ohne Sinn und eines Endes ohne Gnade war.

Und da ist er in den Wald gezogen.

Hubertus wird die Geschichte seines ersten Waldjahres hier nun selber erzählen. Ich bin nicht Hubertus — und bin es doch! — Du, Leser, bist nicht Hubertus — und bist es doch! Fragen wir ihn nicht, wer er ist. Er ist schlecht hin Hubertus, und wir lernen ihn nicht auf seinen Pürschgängen kennen, sondern in seiner ersten stillen Zeit der Einker.

Hubertus ging in den Wald, weil er meinte, daß der Wald der Ort des Friedens, eine Stätte abseits des Lebens sei. Das war freilich ein Irrtum. Der Wald liegt nicht abseits der Welt, er ist selbst ein Stück Welt mit allem Hasten und Treiben, Lieben und Verfolgen, mit Großartigkeiten und lächerlichem Kleinkram, mit

blickschnellem Geschehen und breiten Odnissen, mit Leben und Sterben. Der Wald hat weite Ausblicke und schwere Düsternisse, lachende Wiesen und dumpfe Sümpfe, freundliche Einfiehrhäuser und tödliche Fallen. Im Walde werden täglich Millionen Brautseste gefeiert und geschehen täglich Millionen Morde. Es sind dort Schlachten, Niederlagen, Triumphzüge. Es ist Häuserbau, Familienglück, feindselige Nachbarschaft, Liebe und Vernichtung. In einem Tropfen, der am Schilfrohr hängt, geschehen die abenteuerlichsten Dinge.

Der Wald ist ein Stück der Welt und also nichts anderes als die Welt selbst. Die Menschen aber suchen etwas Besonderes in ihm, wie sie mit andächtigen Schauern vor einer Burgruine stehen, in der sich vordem vielleicht nichts abgespielt hat als Kälberabschlachten, Garnspinnen und Steuereintreibung.


Auch die Waldeute sind wie die anderen. Aber doch — es ist etwas Einsames, Schattenhaftes um sie. Sie wohnen alle zusammen wie unter einem gemeinsamen Zelt, das der Wald um sie und über sie geschlagen hat. Der Wald ist in Wahrheit ihr Hausherr, ihr Beherrscher, viel mehr als die Stadt die Beherrscherin der Stadtleute ist. Die Stadt ist eine liberale Tante, der Wald ist ein autokratischer Vater.

So wird der Wald in diesem Buche der eigentliche „Held“ sein. Hubertus ist nicht einmal die wichtigste Person; er ist der Berichterstatter, er gibt nur die Firma.

Ein Stück Leben, wie es im Bereich des Waldes sich abspielt — und in das Hubertus hineingeriet — ist der Inhalt dieses Buches.

Erstes Kapitel.

Von altem und neuem Heimweh, dann von allerhand Hausgenossen.

ch bin erst seit drei Tagen in diesem Hause. Rundum ist mir noch alles neu. Alle Wege muß ich erst finden lernen. Kaum vier Menschen, die mir begegnen, kenne ich mit Namen. Ich weiß nichts von diesen Waldhütten und Waldhöfen, nichts von ihren Schicksalen und ihren Bewohnern.

Es ist alles noch von mir zu erforschen. Da hätten also Geist und Herz Arbeit genug. Aber in den drei Tagen hat mich doch mehr als einmal die Langeweile angegrinzt. Es beschlich mich erst gestern abend tiefe Furcht, ich würde es hier nicht aushalten, und als der Mond schon hoch am Himmel stand, trat ich ans Fenster und hatte das Heimweh.

Als ich noch jünger war, habe ich mich einmal weit über ein Jahr lang nach einem fernen Mädels gesehnt, mit dem wehen Verlangen, dessen nur die weiche Jugend fähig ist, mit sterbensbanger Traurigkeit im Herzen, mit müdem, leerem Glanz in den Augen, ja, oft mit bitterem Geschmack auf der Zunge und einem Würgen in der Kehle. So schlimm war diese Sehnsucht! Mit der Zeit wurde ich krank, und ich wußte, daß es nur ein Heilmittel geben könne — die Nähe der Geliebten. So reiste ich zu ihr, sobald es möglich war, und mit

jeder Bahnstation, die ich ihr näher kam, verringerte sich das Heimweh, bis es erstarb in einer großen, aber seltsam unruhigen Freude.

Als ich bei dem Mädchen war und als die Beklommenheit des Wiedersehens überwunden, das Glück der ersten Tage ausgekostet war und wir abends allein durch die Dämmerung gingen, kam jenes Verlangen, jenes tiefe Heimweh wieder. Das Mädchen, das neben mir ging, erschien mir auf einmal fremd, und meine Sehnsucht suchte die andere, die sie immer gesucht hatte und die — meine Nachbarin nicht war.

Und jene andere kannte ich nicht!

Was habe ich mich nach der Waldeinsamkeit gesehnt in der letzten Zeit meines Großstadtlebens. Wie der Hirsch nach der Wasserquelle, wie der Verfolgte nach dem Freihafen, wie ein müdes Kind nach dem Schoß der Mutter.

Aber gestern abend, als der Mond über den Wipfeln der Tannen, die mich und mein schmuckes Waldhaus umhegen, so silbern und schön schwamm, wie nur je ein romantischer Maler ihn malte, und ich den ruhigen Atem der schlummernden Bäume hörte, so mitten im Dämmerlichte erfüllter Liebesnähe — kam das Heimweh wieder, und ich befürchte, daß es wohl auch dieser Wald nicht sein wird, was mir zum Frieden dient.

Ich als Mensch aus der großen Welt lache doch über den Weltschmerz; aber es ist schlimm, daß ich nicht weiß, wonach ich mich sehne.

Nach dem alten Leben? Gewiß nicht. Ich habe seine Freuden bezahlen müssen mit dumm verschleudertem Geld, mit elenden Gewissenskrupeln, mit dem Verlust

der Gesundheit. Schlimmer als der gemeinste Wucherer hat das Leben mich betrogen, hat auf den Wert seines Landes Millionen Prozente aufgeschlagen, und ich Tropf habe es nicht gemerkt oder nicht merken wollen, wie frech ich hintergangen wurde, sondern alles, alles gezahlt.

Oder sehne ich mich nach den Freunden? Jrgend ein neuerer Dichter hat gesagt: „Es ist ein trauriges Lied, das von den guten Freunden.“ Ich habe eine ganze Anzahl „Freunde“ gehabt. Die meisten waren Amüsierkumpane, famose Gesellen beim Spiel, Wein und Tanz; aber wenn einer ging, hinterließ er keine Lücke; es kam leicht ein Ersatzmann. Dann waren ein paar Gesellen, die mich ausnuzten; es waren arme Schlucker, denen es verziehen sein soll. Dann war einer darunter — ein Betbruder — der mir immerfort Moral predigte. Das war der widerwärtigste von allen. Dem habe ich auf die Beine geholfen, daß er davonging und sich jetzt mit mir nur in der Weise beschäftigt, daß er mir Schande gibt. Vier Freunde habe ich gehabt: einen, dem ich alles beichten konnte und der immer ein heilendes Wort hatte — der ist gestorben — und einen zweiten, der meinte, das Wesen der Freundschaft bestehe darin, daß man sich immer die unverfälschte Wahrheit sage, und der mir deshalb täglich und stündlich widersprach und grob kam. Mit dem unterhalte ich mich jetzt lieber brieflich. Den dritten guten Freund hat das Leben in weite Ferne verschlagen, und den vierten drückt der Kampf ums Dasein in immerwährende Fron.

Geschwister habe ich nie gehabt. Die Eltern sind lange tot, schon gestorben, als ich noch ein Kind war. Der Herr Vormund, der mich aufzog, hat das reiche Erb-

teil an Geld, das mir meine Eltern hinterließen, gewissenhaft verwaltet; aber was sonst ein Kind für Reichtümer hat: Frohsinn, Tollerei, strahlende Laune oder gar Liebe — das hat mir der Mann alles unterschlagen. Er ist ein ärgerer Defraudant, als wenn er sich an meinen Wertpapieren vergreifen hätte.

In meine Großstadtwohnung ist einmal ein Einbrecher eingedrungen, hat eine goldene Uhr und einen Ring von ungefähr fünfhundert Mark Wert gestohlen und hat dafür zwei Jahre Zuchthaus bekommen.

Mein Vormund, der in das Paradies meiner Kindheit einbrach und mir zwar kein gemünztes Geld, aber dafür alle Schmuckstücke junger Jahre stahl, ist nicht mit einem Tag Gefängnis bestraft worden. An meinem einundzwanzigsten Geburtstage, da ich großjährig wurde, habe ich an meinen Vormund geschrieben, ich hätte von einem vereidigten Sachverständigen, Vermögensverwalter usw. mir ausrechnen lassen, daß die von ihm für mich aufgewandte Mühe etwa 2000 Mark wert gewesen sei; diese Summe hätte ich heute dem „Verein für Kinderpflege“, dessen Vorstand seine Gattin sei, überwiesen, damit ich meinerseits mit ihm quitt sei. Meine Gegenrechnung wolle ich nicht ihm, sondern dem alles genau bezahlenden Herrgott einschicken.

Es gibt viele Orden im deutschen Land. Einen Vormundsorden sollte es geben für solche Vormünder, die ihre Aufgabe, toten Vaters Stelle zu vertreten, wirklich erfüllen. Aber die Vormundschaftsgerichte dürften diesen Orden nicht vorschlagen, die sind mit zu geringer Leistung zufrieden; auch nicht die Gemeinden und Waisenträte, denn sie empfinden ja doch mehr oder weniger die ganze Vormundschaft nur als eine Last; auch nicht die Mündel-

kinder selbst wären ganz kompetent, sie sind, ach, zu so großer Bescheidenheit, zu oft so unbegründeter Dankbarkeit erzogen, daß auch sie schäbige, liebearme Faulpelze dankbar dekorieren würden, weil sie es nicht besser wissen. Wenn der Herrgott selbst den Vormundsorden verleihen könnte, er, der allein alles weiß und Herz und Nieren kennt, dann wäre dieser Orden viel seltener als das Eisene Kreuz erster Klasse für einen gemeinen Mann, aber auch dann — wie jenes — ehrlich und schwer verdient.

Februar. Es ist noch tiefer Winter in den Waldbergen. An dem Felsenblock, der neben meinem Hause ist, stehen und hängen meterlange Eiszapfen. Er sieht aus wie eine kristallene Orgel, die in den Silberdom des Waldes eingebaut ist. Den Bachweg herauf klettern alte dicke Weiden, schwerfällig wie Bauern, die in weißen Schafspelzen zur Kirche kommen, und neben der Orgel stehen einige Birken wie zierliche Jungfrauen, die ein frommes Lied singen wollen.

Manchmal, wenn der Wind geht, singen sie wirklich, und die silberne Orgel klingt dazu mit einer zarten vox coelestis. Dann steht der ganze Wald andächtig da. Am stillsten sind die Tannenkinder, die knien an der Erde in ihren grünen Kapuzenmänteln mit dem Hermelinbesatz und regen sich nicht. Hinter ihnen steht eine große Fichte wie eine strenge Institutsvorsteherin, die aufpaßt, daß die Kinder ganz artig sind in der Kirche. Manchmal denke ich, wenn man die große Fichte umhadt, würden die kleinen Tannen Unfug treiben.

Weit hinten im Dom ragt das Kreuz mit der Ewigen Lampe auf. Ich kann es von meinem Fenster aus

gut sehen. Eines reichen Herrn einziger Sohn ist vor vielen Jahren an jener Stelle erschossen aufgefunden worden. „Aus Versehen“ — hat es geheißen. Da hat der reiche Herr jenes Motivkreuz setzen lassen. Es ist ein Kunstwerk: das Gebälk des Kreuzes ganz roh, wie ein Kreuz sein muß, nicht durch Beiwerke verunziert, und der Cruzifigur, ein göttlich schöner Menschenleib, hebt sich von den elenden Balken, an die seine Todesleiden geheftet sind, in erschütterndem Gegensatz ab.

Auch die Ewige Lampe ist ein gutes Werk. Da ist mal einer gewesen, der noch Eisen schmieden konnte. Das rubinrote Licht der Lampe ist überall im Thal zu sehen. Wenn die Lampe einmal ausgeht, kommt ein Unglück, sagen die Leute. Sie behält aber selbst in starken Sturmnächten ihr Licht. Nur wenn die Leute lässig wären, Öl nachzugießen, würde sie ausgehen. Und dann würde Unglück kommen. Das Öl muß immer eine Jungfrau nachfüllen. Die Gemeinde betraut ein armes Mädchen damit, und der geschieht damit große Ehre. Wenn das Mädchel Hochzeit hat, kauft ihr die Gemeinde ein weißseidenes Brautkleid.

Mein Kammerdiener Timm hat mich in meine Einsamkeit begleitet. Er ist ein noch ziemlich junger Mann, eine treue Seele; nur, er hat den Vornehmheitsfimmel. Ich übernahm ihn einmal von einem gräßlichen Freunde, der „in die Winsen“ ging, keinen Kammerdiener mehr brauchen konnte, sondern drüben in Amerika Kellner wurde.

Timm hat dieses gräßliche Schicksal fast das Herz gebrochen. Nicht, daß er mit so großer Liebe an seinem

früheren Herrn gegangen hätte — der behandelte ihn oft schlecht — sondern daß Vornehmheit sich ins Niedrige verlieren, daß ein Hochgeborener in einen Kellnerfrack schlüpfen kann, daß so etwas überhaupt möglich ist auf dieser entarteten Erde, das erfüllt auch heute noch Timms Herz mit Schwerkut.

Auch mich betrachtet Timm als einen Halbverlorenen. Als er mein Waldhaus, das mir ein befreundeter Architekt wirklich nett und auch ganz stattlich gebaut hat, betreten hatte, ging er schweigend durch die acht Zimmer, besah die Veranda, die Nebengelasse und sagte dann:

„Der gnädige Herr werden hier eine angemessene Wohnung zu vorübergehendem Landaufenthalt haben.“

Ich entgegnete ihm:

„Du täuschst dich, Timm! Ich werde hier nicht vorübergehend, sondern immer wohnen. Es wird sich mancherlei ändern. Um gleich etwas zu sagen: du wirst mich fortan nicht ‚Gnädiger Herr‘, sondern einfach ‚Herr Hubertus‘ nennen, und ich werde nicht mehr ‚Du‘ zu dir, sondern ‚Sie‘ zu Ihnen sagen. Wir demokratisieren uns. Verstehen Sie, lieber Timm?“

Er sagte kein Wort, er machte nur eine seiner tadellosen Verbeugungen; ich sah aber, daß sein glattrasiertes Gesicht plötzlich mit Kummerfalten überzogen war.

Am selben Abend noch kam Timm zu mir und sagte:

„Verzeihen der gnädige Herr, aber wenn ich zum gnädigen Herrn nicht mehr ‚gnädiger Herr‘ sagen darf, so müßte ich den gnädigen Herrn bitten, mich zu entlassen; denn ich brächte es anders nicht fertig. Die Anrede ‚Sie‘ werde ich aber auf mich nehmen.“

Ich ließ ihn eine Minute lang stehen, dann sagte ich:

„Timm, du bist ein merkwürdiger Kauz. Aber wenn

du weiter „gnädiger Herr“ zu mir sagst, so werde ich dich auch weiter duzen. Das ist selbstverständlich.“

Damit war er sichtlich nur halb zufrieden; aber er fügte sich und sagte nichts mehr von Entlassung.

Timm hat mir schon dreimal die Geschichte eines alten, hochfeudalen Herrn erzählt, der durch irgend welche Schicksale nur mit wenig Dienerschaft auf ein weltverlorenes Schloß verschlagen wurde. Der alte Herr, der täglich ganz mutterseelenallein speisen mußte, machte trotzdem vor jeder Mahlzeit sorgfältig Toilette und hätte keinen Bissen hinuntergebracht, wenn er nicht beim „Diner“ in Frack und tadelloser Halsbinde gegessen und wenn ihm der Diener nicht in ebenso tadelloser Livree serviert hätte.

„Er hat nicht verpaupern wollen,“ setzte Timm hinzu; „er hat den Respekt gegen sich selbst nicht verloren, er hat es so in seinem Blute geerbt.“

Daraus sieht man, daß Timm ein Psychologe ist, der die geheime Hoffnung hat, mich in aller Ehrfurcht etwas erziehen zu können.

Und er hat gar nicht mal so unrecht.

Gestern abend hatte ich eine neue Unterhaltung mit Timm. Ich rief ihn zu mir und sagte:

„Timm, wir sind zu einsam. Wir müssen uns zunächst einige Tiere anschaffen.“

„Ah —,“ sagte Timm, und seine Augen glänzten auf. „Pferde! Ein Reitpferd, ein paar Kutschpferde!“

„Nein, Timm! Was soll ich hier herumkutschieren? Die Waldwege eignen sich dazu nicht, und ewig die Chaussee unten nach der Kreisstadt zu fahren, fällt mir nicht ein. Ein Reitpferd kauf' ich mir vielleicht noch.

Aber vorläufig handelt es sich um andere Tiere — um zwei Hunde und um etwa zehn Hühner.“

„Hu — Hunde? Hü — Hühner?“

Es war das erste Mal, daß der zungengewandte Timm stotterte. Aber er faßte sich rasch.

„Einen Windhund? Einen Barsoi? Oder wenigstens eine dänische Dogge? Jawohl, gnädiger Herr! Aber Hü — Hühner? Wer soll denn die rupfen?“

„Gar niemand. Die Hunde werden sie vielleicht rupfen. Aber dann werden sie Prügel kriegen. Und was die Hunde selbst anlangt, so werde ich zwei Stück anschaffen: einen Dackel und einen Pudel.“

Er stand so verbattert vor mir, daß er mir leid tat und ich ihn gleich beruhigte:

„Es wird natürlich weder dir noch der Köchin zugemutet werden, euch mit der Pflege der Tiere zu befassen; dafür werde ich ein besonderes Faktotum anstellen, das dann überhaupt die gröberen Arbeiten im Haushalt, die jetzt nur aushilfsweise besorgt werden, ständig übernimmt. Wir kommen hier — mein lieber Timm — mit lauter verfeinerten Kräften nicht aus; wir müssen was Robustes haben.“

Er fingerte mit allen zehn Fingern aufgeregt an seinen Hosennähten herum.

„Etwas Robustes!“ sagte er endlich; „jawohl, denn wir leben auf dem Lande.“

Die Hunde sind da. Den Dackel habe ich vom Förster bezogen, den Pudel habe ich mir aus einer städtischen Züchtereirei schicken lassen.

Vorläufig machen die Tiere nicht viel Freude. Wenn sie sich sehen, beißen sie sich; wenn sie allein sind, scharren sie sich, und die Hausgenossen knurren sie an.

Oft aber schlafen auch beide, und dann ist's schön.

Auch das Faktotum ist da. Es ist eine Wittib, die dreizehn Kinder geboren hat. Zehn sind jung gestorben, die drei übriggebliebenen Jungen sind in der Lehre. So ist das Weib allein und war froh, als sie bei mir unterkam. Sie heißt Sturz. Empfohlen wurde sie mir vom Gutsinspektor Balthassar. Er gab zu ihrer Empfehlung an, sie sei ehrlich und sauber.

Die Ehrlichkeit und die Sauberkeit sind achtbare Eigenschaften; aber ich zweifle, ob sie allein hinreichend sind, einen Menschen zu einem angenehmen Hausgenossen zu machen.

Die Madame Sturz macht bei ihrer Arbeit einen Mordsspektakel. Drei Viertel des Tages saust sie irgendwo mit einem Besen oder einem Scheuerlappen umher. Im Hausflur ist ein ewiges Klirren von Blecheimern. Was das alles für einen Zweck hat, weiß ich nicht. Den Holzstall und den Kohlenschuppen dreht Frau Sturz, nach dem Lärm zu schließen, der von dort herdröhnt, zweimal am Tage von oben bis unten. Ich finde, diese Frau ist zu eifrig.

Mit der Köchin verträgt sie sich. Es gibt auch sicherlich keinen Menschen auf Erden, der sich mit meiner guten Mathilde nicht vertragen würde. Die ist noch das einzige lebende Erbteil, das ich von meinen Eltern übernommen habe.

Timm sieht mit grenzenloser Verachtung auf die Sturz herab. Ich bin überzeugt, daß ihm die Frau in tiefster Seele zuwider ist und daß er unter ihrer Gegen-

wart leidet. Aber er sagt kein Wort. Er wartet nur stumm, bis ich das unästhetische Angeheuer entlasse. Und ich muß ja zugeben, daß das kleine gedrungene Weib keine Bierde meines Hauses ist. Sie schürzt sich ihren ohnehin kurzen Rock mittels eines Lederriemens immer so hoch auf, daß man die dicken Waden sieht, die in groben Wollstrümpfen stecken. Sie gürtet sich so, als ob sie stets durch den dicksten Schlamm zu waten hätte. Ihr Gesicht glüht immer wie Kupfer, und ihre Haare sind in einem lächerlichen Knoten, der so groß wie eine Haselnuß ist, auf dem Wirbel zusammengehalten.

Daß Timm beim Anblick einer solchen Erscheinung Schüttelfröste kriegt, ist erklärlich. Er würde sicher lieber viele Arbeiten für sie tun, als ihre Gegenwart ertragen. Aber die Hühner! In schmutzigem Stroh nach Eiern zu suchen oder gar den Hühnerstall zu säubern, das brächte Timm nie über sich. Lieber ließe er Teufels Großmutter neben sich rumoren.

Ich habe beim Ankauf vergessen, nach dem Namen der Hunde zu fragen, und mich auch in den ersten Tagen um die Rörter wenig gekümmert. Timm natürlich noch viel weniger. So hat die Sturz die Hunde getauft, den Budel auf den Namen „Fips“ und den Dadel auf den Namen „Box“. Als ich ihr sagte, daß das zwei ganz unpassende Namen für diese Gattung Hunde seien, meinte sie, alle Hunde im Dorf hießen entweder Fips oder Box. Ich verfügte, der Dadel heiße „Bims“, der Budel „Bams“.

Darauf schüttelten alle Hausgenossen die Köpfe, und Timm, der in seiner Jugend eine Realschule bis zur Quarta besucht hat, sagte:

„Gnädiger Herr, die Hunde werden die ähnlichen Namen, die nur den kleinen Vokalunterschied aufweisen, nicht immer auseinanderhalten können, wenn man sie ruft.“

Der Sturz stand der Mund offen, als Timm so gelehrt daherredete. Ich aber sagte:

„Lieber Timm, das hat nichts zu sagen. Ob ich nun Bims oder Bams rufe, kommen wird immer nur der eine Hund, und das ist der Pudel; denn der Dackel kommt sowieso nicht.“

Hühner haben wir zehn; neun Hennen und einen Hahn. Es sind lauter Legehühner vom vorigen Jahre. Gelegt hat aber noch keine. Ich hatte deswegen eine Beratung mit Timm, welcher sagte:

„Gnädiger Herr, ich glaube, es sind lauter Hähne. Hähne legen nicht.“

Timm glaubte wahrscheinlich, mit dieser Mitteilung mir seine Erfahrungen in landwirtschaftlichen Dingen darzutun, aber ich entgegnete ihm:

„Nein, Timm! Es kräht nur einer, also kann es nur ein Hahn sein; denn Hennen krähen nicht.“

Da war ich ihm über; denn daß Hennen nicht krähen, hatte Timm nicht gewußt. Ach, wir Landbewohner und Hühnerzüchter!

Mathilde wurde befragt. Die sagte das, was sie immer gesagt hat, wenn ich mal einen Erfolg im Leben nicht abwarten konnte:

„Ach Gott — nur Geduld! Es kommt schon noch!“

Schließlich befragte ich die Sturz, deren sämtliche Urahnen bis zum Urvater Noah hinauf sicher bei Hühner-
völk auf dem Lande gelebt haben. Timm war dabei,

als ich mit der Sturz sprach. Ich sagte ihr unsere Meinung über den Fall, und darauf erwiderte sie, indem sie eine Pfütze Wasser, die sie vorher ganz sinnlos über die Fliesen des Hausflurs gegossen hatte, mit einem Rutenbesen halb zur offenen Thür hinausgeschleuderte und zur anderen Hälfte den Rachen der Wandbekleidung sowie Timmens und meinem Anzug mittheilte:

„Dummes Zeug! 's is halt noch zu kalt zum Legen!“

Ich bemerkte die unangenehme Dusche an meinen Beinkleidern sowie den Ausdruck „dummes Zeug“ mit Mißfallen und erwiderte streng:

„Frau Sturz, ich bitte, daß Sie sich in Ihren Äußerungen gegen mich einer höflicheren Form bedienen.“

Die Sturz schrubhte schweigend weiter. Ich ließ sie stehen, hörte aber noch, wie Timm in die Küche trat und zu Mathilde mit Befriedigung sagte:

„Er wird energisch!“



Zweites Kapitel.

Von Herrn Balthassar und von Mielchen und Malchen.
Vom StatSpielen und von der Lehrerin mit dem Reise-
korb und dem Kleiderschrank.



Ich halte es ohne menschliche Gemeinschaft nicht aus. Die Wogen des Meeres, auf dem ich bisher draußen fuhr, schlagen in diesen stillen Hafen herein und schütteln das „gerettete Boot“ zum Erbarmen. Ich studiere wie ein Student, der in sechs Monaten durchs Examen sein will, weil die Geliebte

auf die Heirat wartet. Philosophie, Kunstgeschichte. Auch einige naturwissenschaftliche Werke liegen auf meinem Tisch. Ich habe in meiner Schulzeit einen jämmerlichen naturwissenschaftlichen Unterricht gehabt und muß eigentlich von vorn anfangen. Da halte ich mich vielfach an Bücher, die Volksschullehrer geschrieben haben; die sind einfach, sinnfällig, anschaulich. Es liegt auch manchmal ein Schimmer von Poesie über dem Text.

Der erste Bekannte, den ich gewonnen habe, ist der Gutsinspektor Balthassar. Dieser Mann trat eines Tages in meine Stube und sagte, ich möchte entschuldigen, er erlaube sich, mir einen Antrittsbesuch zu machen. Ich glaubte zwar mit gutem Grund, daß der „Antrittsbesuch“ als Neuankömmling meine Sache gewesen wäre, aber ich hieß in meiner Einsamkeit den Gast herzlich willkommen.

Herr Balthassar ist ein etwas überproportionierter Vierziger, dessen Auglein munter und freundlich aus dem roten Landmannsgezicht leuchten. Er verwaltet das Waldgut eines reichen Kaufmanns, der nur selten aus der Hauptstadt zu Besuch kommt, und ist der Amtsvorsteher und auch der Lokalschulinspektor des Ortes.

„Wenn Sie sich hier einbürgern wollen, Herr Hubertus, so kann ich Ihnen vielleicht hie und da nütze sein.“

Zimm mußte Wein bringen und bediente mit der nur mir erkennbaren Lässigkeit, die der Schlingel immer zeigt, wenn ein nach seiner Meinung nicht ganz „gesellschaftsfähiger“ Gast da ist.

Herr Balthassar ist ein gesprächiger Mann. Es stellte sich heraus, daß er die bauliche Einrichtung meines Hauses viel genauer kannte als ich selbst; denn er hatte

sich während der Bauzeit ständig in dem Neubau herumgetrieben, obwohl ihn die Sache gar nichts anging.

„Als Amtsvorsteher,“ sagte er, „muß man sich um alles kümmern.“

Ich beschloß, diesen Mann als Auskunftsbüro zu benutzen, wenn immer ich ein solches nötig hätte. Ich tat ihm zunächst den Gefallen, ihn durch meine Zimmer zu führen, um seine deutlich erkennbare Neugierde zu befriedigen, mußte aber zu meinem Bedauern bemerken, daß das, was er da sah, seine Zutraulichkeit beeinflusste. Er wurde kleinlaut und verlegen. Das bißchen Komfort oder auch Luxus, das ich habe, machte der naiven Haut Beklemmungen. Das lag nun gar nicht in meinem Interesse.

„Herr Balthassar,“ sagte ich, „es freut mich, Sie kennen gelernt zu haben. Ich will ja hier ganz einsam leben — wie lange, weiß ich noch nicht — ich will den Wald haben und im übrigen in meinem Hause und bei meinen Büchern sitzen. Aber manchmal möchte ich doch ausgehen und ein paar Bekannte treffen. Auch ins Gasthaus möchte ich manchmal. Gehen Sie auch ins Gasthaus, Herr Balthassar?“

„Jawohl — jawohl — ich gehe auch ins Gasthaus — selten natürlich — aber es kommt doch vor.“

„Spielen Sie auch Skat?“

„Skat!“

Sein Gesicht verklärte sich.

„Jawohl — jawohl — sogar sehr gern — man sagt mir nach, ich sei ein guter Spieler. Mit allen Schikanen. Herr Bernert hier — er ist Kantor und Hauptlehrer — spielt auch 'ne gerissene Nummer. Ist übrigens der einzige gebildete Mensch, der als Dritter in Frage käme.“

„Na schön! Vielleicht paßt es den Herren mal. Die Winterabende sind lang, und das Gasthaus unten macht ja einen recht netten Eindruck. Es ist wohl im Sommer Ausflugslokal?“

„Sawohl — recht nettes Gasthaus. Wird von zwei Schwestern bewirtschaftet. Eine heißt Emilie, eine Amalie. Mielchen und Malchen werden sie gerufen. Wenn mir's egal ist, welche kommen soll, rufe ich Mülchen.“

Er lachte über seinen Scherz und drückte mir beim Abschied die Hand herzlich und schmerzlich.

Als er fort war, sah mich Timm stumm, aber vorwurfsvoll an.

„Das ist unsere neue Gesellschaft?“

Ich hatte selber einige Zwittergefühle in der Seele, beschloß aber, solange ich Waldbewohner sei, mit den Waldbewohnern im Einvernehmen zu leben.

* * *

Gestern ist nun der erste Statabend gewesen. Das Gasthaus heißt „Zur Traube“. Warum, weiß ich nicht; denn in dem ganzen hochgelegenen Waldtal gibt es nicht einen Weinstock. Die beiden Wirtinnen, Mielchen und Malchen, sind zwei saubere Mädchen von etwa dreißig Jahren, Zwillingsschwestern und von fabelhafter Ähnlichkeit. Da sie beide den blonden Scheitel und die Haartrone ganz gleich tragen, beide ganz dieselbe Stimme, ganz denselben Gang haben, sich auch ganz gleich kleiden, so begreife ich nicht, wie sie ein Mensch zu unterscheiden vermag.

Der Kantor erzählte mir, als kleine Kinder seien sich die Mädchen so ähnlich gewesen, daß auch die Eltern sie nicht zu unterscheiden vermochten. Da habe man denn dem

Mielchen bald von der Geburt an immer ein rotes und dem Malchen immer ein blaues Schleifchen angemacht. Einmal aber, als die Kinder etwa zwei Jahre alt waren, hätten beide gleichzeitig die Schleifen verloren, und es sei nun eine schwere Not gewesen, festzustellen, wer das Mielchen und wer das Malchen sei, zumal die Kinder auf alle Fragen nach ihrer Identität nur mit einem ganz gleich klingenden Gebrüll antworteten. Da habe denn der Traubentwirt als Vater auf gut Glück entschieden: „Diese ist das Malchen und diese ist das Mielchen, und jetzt werden schleunigst neue Schleifen gemacht. Und was ich jetzt gesagt habe, dabei bleibt es!“ Wolle Gott, daß sich der Traubentwirt nicht geirrt habe und daß es wegen des Taufregisters stimme.

Der Kantor sagte weiter, er könne die beiden auch nicht unterscheiden, obwohl er sie doch in der Schule gehabt habe und sie nun immer wiedersehe.

Herr Balthassar lachte spöttisch.

„Das ist, mein Lieber, weil Sie keinen Blick haben, sozusagen keine Schätzung! Ich weiß immer, welche von beiden es ist. Aber das ist mein Geheimnis.“

„Ja,“ sagte die eine der Schwestern, die uns gerade Bier brachte; „das Geheimnis ist aber sehr einfach. Ich habe einen goldenen Backenzahn und das Malchen nicht. Da paßt Herr Balthassar auf, wenn eine spricht oder gähnt, und dann weiß er's.“

Da war der Prahlhans entlarvt.

Es ist hübsch in der „Traube“. Ein ganz molliges Honoratiorenstübchen ist da mit brauner Holztäfelung. An den Wänden hängen vier gute Bilder, drei Landschaftsstücke und ein Porträt. Dieses heißt „Mielchen und Malchen“. Das Porträt stellt nur eine Person dar und

diese könnte ebensogut die eine wie die andere der Schwestern sein und ich vermutete gleich, daß beide abwechselnd Modell gegessen hätten, je nachdem, welche von beiden gerade Zeit hatte.

Das Porträt und auch die Landschaften sind Originale, alle von demselben Maler mit guter Technik gemalt.

Wieder war es der Kantor, der mir Aufschluß gab.

„Die Bilder sind von Werner Lohmann. Der ist ein junger Künstler, der meist im Ausland lebt, aber manchmal hierherkommt.“

„Der Sohn von meinem Gutsherrn,“ setzte Balthassar erläuternd hinzu. „Er soll sehr begabt sein. Sein Vater, mein Gutsherr, war ja ganz dagegen, daß der Sohn Maler wurde, und er hatte recht. Mir gefallen diese Alexereien gar nicht. Früher, da hing hier 'n Kaiser Wilhelm und 'n Bismarck und 'n Moltke. Hat der junge Herr alles rausgeschmissen, obwohl jedes dieser Bilder über zwanzig Mark gekostet hat.“

„Ja,“ sagte das Mädchen wie entschuldigend zu mir, „wir konnten nicht anders, weil es doch der Sohn vom gnädigen Herrn ist.“

„Mein liebes Fräulein,“ entgegnete ich, „die Lohmannschen Bilder sind gut — das Porträt da ist geradezu entzückend.“

Sie lachte.

„So soll ich aussehen? O Gott, o Gott! Dann muß es das Mädchen sein, die hat viel öfter Modell gegessen als ich!“

Es ist hübsch in der „Traube“. —

Und nun kam es zum Skat. Herr Balthassar, der Kantor Bernert und ich. Ich halte es mit dem Skat-

spielen wie mit dem Theatergehen. Alle Tage — schrecklich! Aber von Zeit zu Zeit — ganz gerne.

Ich verlor andauernd. Meine Mitspieler waren mir weit überlegen. Herr Balthassar ist der Typ eines guten, aber nervösen Spielers. Wenn ich als sein Gegenspieler einen Fehler machte, wodurch er sein Spiel gewann, lachte er gutmütig und tröstete mich: „Na, die Fehler, die nicht gemacht werden, haben ihren Beruf verfehlt!“ Wenn ich aber als sein Partner etwas verbockte, wurde er aufgereggt, und nur der Respekt, den ich ihm als Neuling eingesflößt hatte, hielt ihn zurück, mir grob zu kommen. Seine kritischen Bemerkungen wurden aber doch immer deutlicher. Zuerst sagte er nur: „Man hätt's auch anders machen können!“ — dann: „Na ja, man greift halt manchmal daneben!“ — dann: „Dunnerwetter! Dunnerweiter!“ — dann: „Aber erlauben Sie mal!“ — dann: „Verdammt, nu schneidet er mir die Zehn raus!“ — zuletzt: „Aber, Herr Hubertus, so passen Sie doch endlich auf!“

„Ich kann's nicht besser,“ sagte ich.

„Ja, aber ich habe Ihnen doch gesagt; immer die lange Farbe anziehen! Unter allen Umständen die lange Farbe! Die da sagen: dem Spieler die kurze, dem Gegenspieler die lange Farbe, das mögen ganz gute Leute sein, aber vom Skatspielen haben sie keine Ahnung. Denn sehen Sie, entweder hält die ‚Lange‘, dann ist der Gegner futsch, oder sie hält nicht, dann kommt er um einen Trumpf zu kurz. Ist immer ein Vorteil.“

Wenn das mein Diener Timm beobachtet hätte — o weh! Ich aber blieb geduldig. Die Skatspieler leben in ihrer mündlichen Unterhaltung von etwa einem

Schöb feststehender Redensarten, angefangen von: „Na, wer gibt?“ über „Dide rinn, gered't wird nicht!“ und „Mancher lernt's nie und dann noch unvollkommen“ bis: „Da leg' ich die Karten hin und scheide aus“ und endlich zum Schluß: „Wann spielen wir wieder?“

Ist das so lächerlich? Alle Hantierungen des Menschenlebens haben ihren Kanon: Regierungsmaßnahmen, Milchwirtschaft, Hotelbetrieb, literarische Kritik.

Warum sollte ich mich über Herrn Balthassar erbofen?

Es kam auch bald eine ganz neue Note in die Unterhaltung.

Balthassar legte die Karten hin und sagte:

„Der Skat ist eigentlich ein recht demokratisches Spiel; denn die Könige haben dabei nicht viel zu sagen.“

„Das ist eine gute Bemerkung!“ warf ich höflich ein. Auch der Kantor griff die Idee auf. Er meinte:

„Dann müssen die Assen die Großgrundbesitzer sein; denn die zählen am meisten.“

Damit kam er nun bei Herrn Balthassar sehr schlecht an; denn der war ein Agrarier bis auf die Knochen.

„Jawohl — jawohl: immer die Landwirtschaft — wenn man der nur was am Zeuge flicken kann, und sei es auch bloß durch eine bissige Bemerkung! Die Großgrundbesitzer zählen am meisten? Geld meinen Sie wohl? Sie haben 'ne Ahnung! Fragen Sie mal, was die Kohlenbarone und die Herren Fabrikbesitzer und was vor allen Dingen die Juden zählen, dann werden Sie wissen, wer die Assen sind.“

„Der ganze Vergleich ging ja von Ihnen aus,“ entgegnete der Kantor.

„Sawohl, und nu will ich Ihnen auch sagen, wer die Buben sind, die alles wegstechen, gegen die nichts anderes aufkommt, obgleich sie alle zusammen nicht so viel wert sind wie der lumpigste Behner: das sind die Herren Reichstagsabgeordneten und die Pressefrigen und die Volksredner und die anderen großfressigen Kerle.“

„Meinen Sie mich?“ fragte der Kantor in Seelenruhe.

„Na, 'n Reichstagsabgeordneter sind Sie ja nicht — Gott sei Dank! — aber in Volksreden haben Sie sich auch schon betätigt, und in der Zeitung haben Sie — nur nichts für ungut — auch schon manchen gehörigen Bodmist verzapft. Zum Beispiel neulich über die Kartoffelpreise.“

Der Kantor nahm die Brille ab, putzte sie mit seinem Taschentuch und sagte:

„Bodmist kann man nicht verzapfen — das müßten Sie doch wissen, Herr Inspektor. Das ist ja 'ne ganz falsche Ausdrucksweise.“

„Ausdrucksweise hin — Ausdrucksweise her! Was verstehen Sie denn von Kartoffelpreisen? Was wissen Sie denn, wieviel teurer und mühsamer der Kartoffelbau z. B. ist als die Gerstenbestellung? Und was einem verfault! Und die Abfuhr zur Bahn! Keine Ahnung haben Sie — ebenso wenig wie ich 'ne Ahnung von Ihrer Schulmeisterei hab'.“

„Dabei sind Sie Lokalschulinspektor — also mein Vorgesetzter, nach dessen pädagogischen Anweisungen ich eigentlich —“

„Dualm! Reden Sie doch nicht! Was kann ich denn dafür, daß ich Lokalschulinspektor bin? Ich pfeif' doch darauf! Ich bin's doch bloß par ordre du mufti geworden.“

Störe ich Sie etwa? Lieg' ich Ihnen auf der Pelle? Wenn Sie mir schon Ihre dämlichen Listen und Pläne zum Unterschreiben schicken, wird mir schlecht. Und jedes Jahr die Schulprüfung. Drei Stunden lang auf einem so elenden Stuhle zu sitzen und sich die Begehote und 's Einmaleins und die Schlacht bei Jekrbellin anhören! Ich danke!"

„Bitte, bitte — immer gemütlich!" warf ich ein.

„Ja," sagte der Kantor, „spielen wir einfach weiter!"

„Ne!" brummte der Inspektor; „Sie haben mich zu nervös gemacht. Ich muß erst mal rausgehen."

Er verschwand. Als er zurückkam, grollte er schon von der Tür her:

„Mit dem Lokalschulinspektor haben Sie mich gerade aufs richtige Hühnerauge getreten. Nicht wie Schererei hat man. Zum Beispiel jetzt wieder mit der neuen Lehrerin, die in drei Tagen ankommt. Abgeholt soll sie werden von der Bahn mit ihren Sachen. Ja, was geht mich denn diese Lehrerin an mitsamt ihrem Reiseforb und ihrem Kleiderschrank? Da heißt's: die Gemeinde müßte sie abholen, der Schulze wäre verantwortlich; dann wieder heißt's: der Schulverband muß sie abholen, ich als Lokalschulinspektor wäre verantwortlich; dann wieder: 's Dominium muß sie abholen, was für mich dasselbe ist, weil 's Dominium Patron is — Schodschwerenot noch mal! — und auf wem bleibt dieses Frauvolk, diese Lehrerin, mitsamt ihrem Reiseforb und ihrem Kleiderschrank schließlich sitzen? Auf mir!"

„Das wird schwer sein," sagte der Kantor, „wenn so alles auf Ihnen sitzt: die Lehrerin und der Forb und der Schrank!"

„Höhen Sie nur! Sie haben es ja leicht. Sie gehen ihr einfach bis an die Haustür entgegen und sagen: ‚Gott segne Ihren Eingang und Ausgang!‘ oder so was Ähnliches, und dann singen Sie mit den Kindern: ‚Heil sei dem Tag, an welchem du bei uns erschiehenen, dideldum, dideldum, dideldum!‘ oder so was Ähnliches. Basta! Das ist alles, was Sie zu tun haben. Aber ich! Auf mir —“

„Sitzt sie!“ warf der Kantor ein.

„Sitzt sie auch!“ grollte Balthassar. „Seit drei Wochen handle ich mich mit dem Schulzen wegen des Abholens rum. Dreimal bin ich bei ihm gewesen, dreimal hab’ ich mir von ihm saugrob kommen lassen; ich hab’ sogar schon einen Beschwerdebrief an den Landrat geschrieben, ich hab’ ihn bloß noch nicht abgeschickt.“

„Das hätte ich mir viel einfacher gemacht,“ sagte der Kantor.

„Einfacher? Wieso?“

„Ich hätt’ mich an Ihrer Stelle gar nicht erst aufgeregt; ich hätte das Fräulein einfach abgeholt.“

Ein Lachen kollerte durch die Stube.

„Das glaub’ ich! Das glaub’ ich! Immer alles aufs Dominium abwälzen — das glaub’ ich! Haben ja Pferde genug! Haben ja Wagen genug! Haben ja Leute genug! Das glaub’ ich! Daß wir jetzt Holz- und Kohlefuhrn haben und Kartoffeln abzufahren haben, daß wir mit dem Dreschen noch nicht fertig sind, das geht ja keinen Menschen was an. Wir können ja alles stehen und liegen lassen und die Lehrerin abholen lassen! Wissen Sie, was ich machen werde? Niesen werd’ ich Ihnen was, mitsamt der Lehrerin und — und —“

„Und dem Reisekorb und dem Schrank!“ ergänzte der Kantor.

Herr Balthassar grunzte nur noch, und es ward still in der Stube. Nach einer Weile erkundigte ich mich:

„Wo kommt denn die neue Lehrerin her?“

Der Kantor gab mir Auskunft.

„Aus Breslau. Direkt vom Seminar. Es ist ihre erste Stelle. Sie ist also wahrscheinlich noch ganz jung. Erika Jsenloh heißt sie.“

„Wie?“ fragte Balthassar.

„Erika Jsenloh.“

Balthassar schüttelte den Kopf.

„Komisch!“ sagte er.

Dann lachte er.

„Erika! Wenn eine schon Erika heißt und aufs Land kommt, das ist schon das Richtige!“

„Au,“ meigte der Kantor, „es können ja nicht alle Weibsbilder Selma oder Ida oder Pauline heißen.“

„Aber 's paßt besser,“ sagte Balthassar; „es paßt besser aufs Land!“

Und wieder war es still, und wir dachten darüber nach, wieso ein Mädel, das aufs Dorf kommt, Erika heißen könne.

An diese Erika Jsenloh dachte ich noch, als ich kurz vor Mitternacht nach Hause ging. Es ist merkwürdig, daß ich mir eine fast richtige Vorstellung von ihr machte, wie ich nachmals feststellen konnte.

Damals in dem blauweißen Licht der Winternacht gingen meine Gedanken hinunter nach Breslau. Ich sah da ein junges blondes Mädel am Tisch sitzen, in die Lampe schauen und von der nahen Zukunft träumen.

Vor ihr lag ein Schreiben der Regierung, in dem stand der Ort ihrer ersten Wirksamkeit als Lehrerin.

Was war in diesem jungen Herzen für Glück, was waren in diesem blonden Kopf für gute Vorsätze und ernste Entschlüsse! All ihr junges Leben, all ihre Kraft wollte sie einsetzen für die Kinder jenes Walddorfes, wollte ihnen Lehrerin sein, Mutter, Gespielin, wollte es dahin bringen, daß die Kinder in glühender Liebe und Begeisterung an ihrem „Fräulein“ hingen.

Sie dachte an nichts anderes als an ihren Beruf, nicht an Lieb und Leid, an Gefahr und Feindseligkeit, nicht an einsame Verlassenheit und Verzagttheit, die kommen würden, nur an das lichte Ideal, von dem die pädagogischen Autoren so schön sprechen und von dem noch viel schöner das eigene junge Herz sich ein Bild in goldenem Rahmen schuf.



Drittes Kapitel.

Betrachtungen an einem Holzhacker. — Balthassars Liebeszweifel. — Von Winterschläfern und Zugvögeln.



Der alte Krügel, der jetzt bei mir Holz hackt, wäre in der Großstadt oder auch in einem Wiesendorf der Ebene unmöglich.

Um Lippen und Wangen wuchert ihm ein braungrauer Filz, die Runzeln seines Gesichtes sind so abgründig, daß das bißchen Waschwasser, das Krügel anwendet, niemals in die dunklen Tiefen dieser Faltengebirge dringt, sondern immer an ihren Gipfeln verdunstet oder an den Abhängen versickert. Vielleicht,

wenn ihm einmal ein Wolkenbruch stundenlang in die Schroppen seines Gesichts hineinrauschte und dann Wind und Sonne zum Trocknen kämen, würde Krügel's Antlitz ganz sauber werden. Es gehörten Urgewalten dazu, das fertig zu bringen.

Und die Hände! — Ich ging zu Krügel hinaus und sagte: „Lieber Krügel, ich möchte Ihnen ein bißchen zusehen beim Holzhacken. Nicht etwa, um Sie zu beaufsichtigen, Gott bewahre! Ich weiß schon, wie fleißig Sie sind. Aber es macht mir Spaß, Ihnen zuzusehen, und ich habe gerade nichts anderes vor.“

„Na,“ sagte Krügel in gutmütigem Knurrton, „da fäh'n Se sich bluß vor, daß Jhn'n da nich a Knüppel an de Wampe fliegt.“

Mit „Wampe“ war in diesem Falle „Bauch“ gemeint; so viel Schlesisch kann ich schon. Es war nicht höflich, wie Krügel seine Warnung vorbrachte, aber sie war ehrlich gemeint.

Ich betrachtete Krügel's Hände. Ich glaube, die Grundform der Hand ist das Oval. Auch Krügel's Hände waren ovalförmig, aber die Längsachse ging nicht von oben nach unten, sondern von links nach rechts. Anders ausgedrückt: Krügel's Hände sind breiter als lang. Die Finger sind so, als ob ein Riese sie eingestülpt hätte. Was von der Länge weggenommen ist, ist als Knoten an den Knöcheln und am Handrücken wieder zutage gekommen. Diese Knoten sind rotblau, manche quabbelig, manche voll harten Gefnöches. Über den Handrücken breitet sich dichter Haartwuchs aus, der aber abgestoßen, abgeschabt ist. Die Fingerspitzen weisen fast keine Nägel auf, dafür eine desto dickere Hornhaut. Aus einer solchen scheint auch die Handfläche zu bestehen. Ich wunderte

mich, daß eine solche Hand überhaupt noch biegsam genug war, zuzufassen.

Und wie faßte sie zu! Wenn so ein klobiger, verwurzelter Eichenstoß dalag, in Jahrhunderten steinhart gewachsen, daß er nicht zerweicht wäre, auch wenn man ihn tausend Jahre auf den Grund des Flusses gelegt hätte — Krügel zerhieb in ihn wenigen Minuten zu Splittern. Er stand dabei nicht wie ein Siegfried da, der den Amboss spaltet — nein, klein, zusammengekrummen, mit krummen Beinen, zerschlöttertem Rücken, wie mit aus allen Gelenken gezerrten Gliedern — und er hieb doch zu wie ein Riese. Es war eine große Freude in ihm —

Die Freude, schwerste Widerstände durch eigene Kraft zu besiegen. Die Feldherrnfreude, der Jubel des ringenden und siegenden Kämpfers haben vielleicht mit dem Holzhacker Glück Krügels einige Verwandtschaft. Nur — wie gesagt — schattenhafter... viel schattenhafter, und natürlich lange nicht so wichtig für das Universum ist Krügels Glück, als das Glück der andern Weltbezwinger!

Ich kam von diesem holzhackernden Krügel nicht los. Ich setzte mich auf einen Eichenstoß, zündete mir eine Zigarre an und bot auch Krügel eine an. Er grinste und steckte die Zigarre in die Hosentasche. Dann fragte ich ihn, ob er vielleicht lieber ein Glas Brantwein möchte. Da wischte er sich vor lauter Dankbarkeit die Nase. Die Sturz brachte den Brantwein, machte in scheinheiligem Entsetzen „Puh!“ und klapperte in ihren Holzpantinen zurück ins Haus. Krügel sah ihr nach, sagte: „Dummes Schaf!“ und trank nach dieser Widmung den Brantwein aus. Dann begab er sich mit erneuten Kräften an sein Riesentwerk.

Ich dachte an die Hände meines Freundes Balduin. Es sind die schönsten Männerhände, die ich sah. Wenn Balduin im Konzert geigte, waren alle männlichen und weiblichen Manufakturkünstler der Stadt da. Der Hände wegen! Des Modells wegen! Die Maler malten Balduins Hände, die Bildhauer modellierten sie; die Inhaberin eines Handschuhgeschäfts erzählte jedem Kunden, daß der „Meister“ die Handschuhe für seine „göttlichen“ Hände nur von ihr beziehe. Natürlich nach Maß. Kein Vorrat passe, auch der reichste nicht, für diese königlichen Formen.

Balduin brauchte seine Hände zum Geigen, wie Krügel die seinen zum Holzhacken.

Ich betrachtete meine eigenen Hände und kam dabei zu recht trübseligen Gedanken. An diesen Händen war nichts Seltsames: nichts Feines, nicht Grobes, nichts besonders Gepflegtes, natürlich auch nichts Verwahrlostes — es waren die üblichen Faulenzerpfoten, die Hände eines Mannes, der sich mit 36 Jahren als Rentier zur Ruhe gesetzt hat.

Soll einem nicht jämmerlich werden bei solchen Gedanken?

Wenn der Krügel da so zuschlug, hatte er keine Zeit zu quälenden Gedanken; abends froh er müde und befriedigt in sein Genist, und wenn er einmal ganz Feierabend machen wird, hat er nichts nötig, als in seinem Sarg aus geschwärztem Fichtenholz die Hände auf die Brust zu legen. An diesen Händen wird der Herrgott schon erkennen, ob sich der Krügel die ewige Ruhe verdient hat.

Sieht man bei einem armen Holzhacker und beneidet ihn!

Herr Balthassar scheuchte mich aus meinen Betrachtungen auf.

„Tag, Herr Hubertus! Wollte Ihnen bloß melden — sie ist da!“

„Wer?“

„Die Lehrerin! — Erika Menloh!“

„So! Und wer hat sie abgeholt von der Bahn?“

„Ich natürlich! Na, das Vergnügen hätte ich mir ja nicht nehmen lassen.“

Wir gingen ins Haus.

„Also, Herr Hubertus, von Anfang an war ich ja für das Abholen der Lehrerin nicht gerade sehr begeistert.“

„Nein, Herr Balthassar, nein!“

„Wissen Sie — ich dachte mir, eine Lehrerin, das sei so'n kleines, mageres, windschiefes Gemurkse mit 'ner Stahlbrille auf der Nase und 'ner keifigen Stimme, die immer überkippt. So was holt man doch nicht gerne ab.“

„Nein, Herr Balthassar!“

„Hab' mich aber mächtig geschnitten! 'ne bildschöne junge Dame ist sie in einem ganz eleganten Kostüm und einem grauen Fehmützchen. Reizend! Frisch wie 'ne Christrose.“

„Sie schwärmen ja, Herr Balthassar!“

„Sie werden auch schwärmen! Alle werden schwärmen. Ich sage Ihnen, ich war einfach erschossen. Wie ich so am Perron stehe und nach irgend einer Vogelscheuche Ausschau halte, die 'n weißes Taschentuch in der linken Hand hält, (das sollte nämlich das Erkennungszeichen sein) ist kein einziges Weibsbild mit so 'nem Taschentuch da, bis wie gesagt, auf eine bildschöne, elegante Dame. Dunnerwetter, Dunnerwetter, dachte ich, das kann sie

doch nicht sein! Aber dann schoß ich auf sie zu und sagte: „Meine Dame, ich bitte um Ihren Namen!“ Sie erschrak und sagte mir hinterher, sie hätte mich wegen meiner barschen Anrede für einen Geheimpolizisten gehalten. Wie wir uns aber vorgestellt hatten, wurde ich natürlich gleich sehr höflich und lud sie der Kälte wegen zunächst ein, mit mir im Bahnhofsrestaurant ein paar Grog's zu trinken. Das lehnte sie ab; aber sie sagte, ein Glas Portwein würde sie annehmen. Also stellen Sie sich vor, Herr Hubertus, unsere Lehrerin weiß was von Portwein. Sie hat also richtige Bildung. Ich bestellte nun sofort zwei Flaschen, was sie mit Schrecken erfüllte. Sie hat auch wirklich nur anderthalb Glas getrunken, den Rest von den zwei Flaschen mußte ich auf meine Kappe nehmen. Also, bis dahin war's sehr nett. Aber jetzt kam ein fataler Zwischenfall. Ich war mit zwei Schlitten zum Bahnhof gefahren, mit einem Jagdschlitten und mit einem Kasten Schlitten für das Gepäck der Lehrerin. Wie wir nun so gemütlich beim Portwein sitzen, kommt mein Kutscher Biernowski, das Rindvieh, an und fragt, wo nu eigentlich der Kleiderschrank und der Reisekorb von dem Fräulein wären; er solle das doch aufladen! Kommt's also heraus, daß wir so 'ne Art Dienstmädelaufzug vorbereitet hatten. Fräulein Jsenloh sagte verwundert, ihre Möbel und ihr Klavier hätte der Spediteur übernommen. Herr Hubertus, denken Sie sich diese Blamage! Aber das habe ich alles dem Kantor zu verdanken, diesem heimtückischen Filou, der hat mir den Blödsinn von dem Kleiderschrank und dem Reisekorb eingeredet, obwohl er genau Bescheid wußte, und hat mich mit meinem Kasten Schlitten in den April geschickt. Er soll es büßen.“

„Galt so schlimm, Herr Balthassar!“

„Nein, es ist greulich! Wenn ich auch etwas verbauert sein mag, auf äußere Form halte ich. Ich hab' mich schon mächtig geärgert, daß ich nur den Jagdschlitten genommen hatte. Habe ihr in der Verlegenheit vorgeschwindelt, der gute Schlitten sei für die jetzigen Schneeüberwehungen zu schwer. So einem entzündenden Wesen gegenüber —“

„O, Sie sind ja verliebt, Herr Balthassar!“

„Verliebt, nein! Das heißt, verliebt — ja! Aber es hat keinen Zweck. Denn was würde sich das junge Ding aus so einem alten Krauter, wie ich bin, machen? Und dann — ich bin nicht mehr frei.“

„So?“

„Ja, ich möchte es Ihnen anvertrauen, wenn Sie gestatten, Herr Hubertus. Es handelt sich nämlich bei mir um das Mielchen und das Malchen.“

„Ah — um die Schwestern aus der ‚Traube‘? Um welche, wenn ich fragen darf, handelt es sich denn?“

„Ja, da fragen Sie mich zu viel! Um beide! Oder auch um gar keine. Denn welche von beiden soll ich nehmen, da sie doch beide völlig egal sind?“

„Das ist freilich ein schwieriger Fall.“

„Sehr schwierig! Anfangs habe ich mich ja gefragt, ob ich als Gutsinspektor mich nicht degradiere, wenn ich in ein Gasthaus einheirate. Aber es ist eine hochachtbare Familie. Das Gasthaus ist 'ne kleine Goldgrube. Über hundert Morgen Land gehören dazu, auch kann man das Nachbargrundstück dazukaufen; und so gäbe es für mich als Landwirt ausgezeichnete Betätigung. Man schaffte für sich selbst, nicht immer für fremde Leute. Also, das wäre alles gut. Aber die fatale Ähnlichkeit.

Ich kann die beiden doch bloß an dem goldenen Badenzahn unterscheiden, zumal ich ein wenig kurzichtig bin. Nach dem Testament des Vaters sollen beide Schwestern immer in der ‚Traube‘ Heimatsrecht haben. Wie soll ich's nun anfangen? Ich kann doch nicht jedesmal einen Mund aufmachen, um zu sehen, ob sie nun meine Frau oder meine Schwägerin ist? Und wenn es da mal eine Verwechslung gäbe — denken Sie sich doch das Unglück!“

Balthassar sah bekümmert vor sich hin.

„Ich wüßte wirklich nicht, welche von beiden ich wählen sollte. Können Sie mir einen guten Rat geben, Herr Hubertus?“

„Ja, da müßten Sie doch wohl die nehmen, die die meiste Zuneigung zu Ihnen hat.“

Balthassar seufzte.

„Ach, mögen täten mich beide. Es ist schwer, Herr Hubertus!“

Heute ist Sonnabend. Da habe ich mich in meinem Hause nicht viel aufgehalten. Denn an den Sonnabenden verdoppelt die Sturz ihre Schrubbwut; auch zerrt sie an solchen Tagen Teppiche und Läufer ins Freie, hängt sie an eine Stange und schlägt in irrfinniger Weise darauf los. Staub haut sie — glaube ich — nicht viel heraus; aber die Wolle des Gewebes fliegt fleißig umher. Es ist so, als ob die Sturz sagen wollte: Ich will doch sehen, ob ich diese vermaledeiten Teppiche nicht kaput friege! Und sie wird ihr Ziel schon erreichen.

Droben im Walde ist himmlische Stille im großen Schlafgemach des Winters. Was schläft alles unter dem

weißen stodigen Bett! Wenn ich so einsam wandere, rufe ich mir das ins Gedächtnis, was ich vom Winter-
schlaf der Tiere weiß; denke an die Ameisen, die dicht aneinandergedrängt im alleruntersten Gemach ihres Hauses schlafen wie müde Arbeiter in ihrer engen Baracke; an die Regenwürmer und Engerlinge, die in die untersten Stollen ihres Bergwerks geflüchtet sind, wohin kein Frost reicht; an die Spinner, die sich in die Holzwolle der braunen Kiefernadeln gelegt haben. Sie und da steht an einem rissigen Baum ein Türlein aus Rinde halb offen. Dahinter schläft eine Spinne, dicht eingehüllt in einen Schleier, den sie sich selber gesponnen hat. An der Bitterpappel schwebt oben eine zierliche Wiege, ein kunstvoll gerolltes, an seidenen Bändern hängendes Blatt, darin schaukelt ein junges Schmetterlingskind dem Frühling entgegen. Die dicke Schnecke hat ihr Haus dreimal verschlossen, einmal mit einer Kalkwand und zweimal mit Häuten, und dazwischen eine kluge Luftheizung angelegt. Sie in ihrem Einzelhaus ist die vornehmste von allen.

Wir haben viele Rotkehlchen bei uns. Ich liebe die zierlichen Vögel mit den schönen Westen und den blanken Auglein. Das Rotkehlchen gehört eigentlich zu den Zugvögeln; aber Balthassar sagt: Zugvögel gäbe es nur, weil die Menschen in Deutschland zu geizig seien, die Vögel im Winter ordentlich zu füttern. Wegen der Kälte zögen sie nicht fort, nur, weil sie nichts zu fressen hätten. Etwas Wahres mag daran sein. Balthassar hat allenthalben Futterplätze errichtet, und so sieht man bei uns viele Rotkehlchen, Edelfinken, Ammern, Stieglitz und Amseln. Die warten hier in der winterlichen Heimat auf die ausgewanderten Freunde.

Vorgestern war bei uns ein Star. Es war eine Woche lang sonniges Wetter gewesen. Da kam der schwarze Quartiermeister an als Abgesandter der im Süden harrenden Menge. Solch Vorposten ist immer ein Mann in den besten Jahren: stark, klug, erfahren. Einer, der über das Schwabenalter im Starleben hinaus, aber noch kein verbrauchter Greis ist. Dem wird das Mandat erteilt, und ich kann mir denken, daß es bei der Abstimmung lebhaft zugehen mag, da im Starenvolke die Weiber das Mitstimmrecht haben und natürlich eine jede ihren Geliebten als Abgeordneten gewählt sehen will, einmal, weil es eine Ehre ist und dann, weil sie ihn auf ein Weilchen los wird.

Unser Quartiermeister nahm seine Sache sehr ernst. Er blinzelte nach den Wolken und nach den Bergen, flog um die Bäume, haßte am Erdboden, schüttelte am gefrorenen Bach sein Gefieder und öffnete und schloß beständig den Schnabel, als ob er die Luft abschmecke. Lange betrachtete er einen Zitronenfalter, der — viel zu zeitig erwacht — über der vereisten Schneefläche taumelte. Der Herr Abgeordnete kämpfte jedenfalls mit sich, ob er dieses Beweisstück kommenden Lenzes lieber beobachten oder fressen sollte. Er war aber so gewissenhaft, daß er den Schmetterling nur beobachtete und ihn erst dann fraß, als er müde und halb erstarrt aufs Eis fiel.

Große Aufregung rief der Star bei Herrn und Frau Hippel hervor. Das ist ein Spazenehepaar, das mir gegenwärtig die zweifelhafte Ehre erweist, in den neuen Starkasten vor meinem Hause zu wohnen. Zwischen dem Star, der auf dem Kirschbaum saß, und den Sperlingsleuten, die vor ihrer Haustür hockten,

gab es eine aufgeregte Unterhaltung. Es handelte sich um eine Kündigung von seiten des schwarzen Ritters, der sein Schloßlein besetzt fand, und der Weigerung der inzwischen angesiedelten Wegelagerer, das schöne Haus zu verlassen. Zuletzt, als das Weib gar zu lässlich räsionierte, wandte sich der Ritter angeddelt weg und nannte die Frau eine „Gans“. Das hielt das Sperlingsweib aber für eine große Schmeichelei, so etwa, wie wenn Frau Meyer mit „Frau Geheimrat“ angeredet wird, und sie piepste nun ganz entzückt zu dem vermeintlich artigen Fremden hinüber. Dieser aber flog nach der Wetterfahne hinauf, stellte fest, daß Nordostwind sei, und wollte sich dann reisefertig machen. Das konnte ich natürlich nicht so ohne weiteres zulassen: ich laß mein Haus nicht in den bösen Ruf kommen lassen, daß es ungastlich sei. Also stellte Mathilde ein Schüsselchen mit Reis- und Getreidekörnern und einigen Stückchen roter Rüben in den Hof — eine Einladung, die unser Gast auch augenblicklich verstand. Er langte tapfer zu, während die Hippelschen oben am Starlasten eine äble neidvolle Tischmusik dazu vollführten. Sie hofften schließlich nur auf die Überreste, aber auch diese Hoffnung ward zunichte; denn plötzlich setzte Bams, der Dachshund, aus dem Hause, vertrieb den Star und leckte seine Schüssel gierig leer. Sogar die Getreidekörner fraß das futterneidische Scheusal, obwohl er solche Kost doch sonst nie anrührt.

Meine Gedanken aber folgten dem Star auf der Reise nach dem Süden. Etwa mit Schnellzugsgeschwindigkeit flog er. Gegen Abend würde er in Wien sein und im alten Prater übernachten. Dann, am zweiten Tage, konnte er Triest erreichen, und am dritten würde er bei

den Seinigen eintreffen, die (so bilbete ich mir ein) irgendwo an der Märchenküste Dalmatiens wohnten, wahrscheinlich beim alten Römerpalast zu Spalato. Dort wird der Star melden: Für die Heimkehr ist es noch zu früh — und alle werden ihm glauben, angenommen sein Weib, das den Argwohn hegen wird, der Mann wolle noch einmal gewählt werden und noch einmal ohne sie verreisen dürfen.

Dann, wenn der Tag der Heimkehr doch gekommen ist, werden alle die Flügel heben, voran die abgehärteten, erfahrenen Männer, dann die Jünglinge, zuletzt die Greise und das Weibsvolk, und alle werden mit kluger Umgehung der Alpenhöhen nach der deutschen Heimat reisen. Nur die Störche und die Kraniche ziehen über die hohen Alpenberge hinweg. Sie tun das aus Proßerei um ihre Kraft zu beweisen; sie sind auch gar keine Deutschen, sondern kommen zu uns nur in die Sommerfrische. Am schlimmsten treibt es freilich der Kuckuck, der auch ein Ausländer ist, mit seiner Gemahlin nach Deutschland nur zum Kinderkriegen kommt und, nachdem er seine Bälger heimtückisch in fremde Familien eingeschmuggelt hat, ohne jede Entschädigung mit seiner Alten verduftet. Ein Volk aus lauter Findlingen. Und lebt doch auch und macht sich maufig genug!



Beobachtungen durchs Fenster. — Vom Giftpilz und dummen Gauklern. — Erika und Elisabeth.

Früher habe ich nie die Menschen begreifen können, die ein Vergnügen daran finden, stundenlang zum Fenster hinauszugucken. Ich hielt diese Leute immer für Ehrenmitglieder der Stumpfsinns Gilde. Jetzt gucke ich selbst oft zum Fenster hinaus. Ich habe eben nichts anderes vor.

Der alte Krügel haßt immer noch Holz im Hufe. Gestern vormittag kam ein junges Mädchen und brachte dem Alten in einem Körbchen eine Stärkung: ein paar dicke Brostullen und ein Fläschchen mit Schnaps. Das Mädchel war eine für unser Waldtal auffallende Erscheinung. Ein hübsches, üppiges Ding von vielleicht achtzehn Jahren, in modischer Aufmachung. Wie sie dem Alten seine Akzung hinreichte, das hatte etwas Schnippisches, wenn nicht gar Verächtliches. Der Alte knurrte sie wohl ein wenig an, aber sie zuckte die Achseln, wiegte sich kokett in den Hüften und wandte sich ab.

Da kam Timm aus dem Hause — mein Diener Timm. Es fiel mir auf, wie geschmeidig er sich an das Mädchel heranmachte und wie artig er sie begrüßte. Und so verphilistert bin ich schon, daß ich das Fenster leise öffnete, um etwas zu erlauschen.

„Tag, Fräulein Krügel!“

„Tag, Herr Timm. Aber warum sagen Sie denn immer Fräulein Krügel zu mir? Ich heiße doch gar nicht so. Denken Sie vielleicht gar — der Alte dort ist mein Vater?“

Sie wies nach dem Holzhacker, der am andern Ende des Hofes arbeitete. Timm lachte albern.

„Aber woher — mein liebes Fräulein — wie könnte ich denn? So ein alter Mann und so ein junges Kind! Und dann — wie könnte er eine so hübsche Tochter haben?“

„Hübsch?“ fragte sie, zuckte die Achseln und wiegte sich in den Hüften.

„Wunderhübsch!“ sagte Timm, der Esel.

„Ach, das sagen die Männer so!“ seufzte sie. „Und was nützt mich das?“

„Das nützt viel,“ ereiferte sich Timm, „hübsch sein, das ist für eine junge Dame alles. Es ist das Ganze. Und Sie sind entzückend, liebes Fräulein. Bloß in Ihre Umgebung passen Sie nicht! Ich passe auch nicht in meine Umgebung. Ich war immer Haushofmeister in großen Häusern und sitz' nu hier in dieser Bude. Das tue ich Herrn Hubertus zuliebe, der mich gebeten hat, ihn nicht zu verlassen.“

„Na, Sie haben es doch schön hier!“

„Schön? Pah! Ich bin's ganz anders gewohnt. Als ich noch beim Herzog von Sagan war, da — ja da! Nun, ewig wird's nicht dauern hier! Herr Hubertus hat seine guten Eigenschaften, deshalb verlasse ich ihn nicht. Aber wenn er sich nicht entschließen kann, nach der Hauptstadt zurückzukehren, dann muß ich Schluß machen; ich brauche Großstadtlust.“

Sie seufzte. Timm fuhr fort.

„Und Sie Fräulein — wie heißen Sie doch mit Ihrem Vornamen?“

„Bianka!“

„Ah — Bianka ist schön — dieser Vokalreichtum in

dem Namen — ganz köstlich! Also, Fräulein Bianka, wenn ich erst wieder in einer Großstadt bin — es kommen eigentlich nur Berlin und München — allenfalls noch das etwas stille, aber sehr aparte Dresden in Frage, dann werde ich Sie lancieren. Sie möchten doch nach der Großstadt?“

„Ich war ja schon dort!“

„Sie waren schon in der Großstadt, Fräulein Bianka?“

„Ja — zwei Jahre. Aber dann mußte ich zu — zu jenen Leuten zurück.“

„Sind denn das — ich will ja — pardon — nicht indiscret sein; aber sind denn das Verwandte von Ihnen?“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie trozig; „vielleicht sind es Zigeuner und haben mich irgendwo gestohlen.“

„Hm!“ machte Timm. „Hm! Eine wirkliche Verwandtschaft kann ich mir auch nicht denken. Es ist so etwas — so etwas direkt Aristokratisches an Ihnen. Ja, faktisch! Zum Beispiel diese eleganten Fesseln; ich meine, die dünnen Fußgelenke. Sehen Sie, Fräulein Bianka, ich verstehe das: dünne Fußgelenke und kleine Hände sind immer ein Zeichen von edler Rasse. Und dann der entzückend kleine Mund, die —“

„Bianka!“

Ein wütender Ruf scholl über den Hof. Draußen auf der Straße, vor meinem Zaun, hielt ein Gefährt, und auf dem hohen Boß erhob sich ein junger Bursch und drohte mit der Faust herüber.

„Bianka — du kommst hierher!“

„Wer ist denn das?“ fragte Timm.

„Ach, der!“ sagte sie verwirrt. „Der ist — der ist

aus der Brettschneide unten. Lassen Sie mich, Herr Timm, ich komme morgen wieder.“

„Na, er ist wohl nicht Ihr Bräutigam?“

„Ach woher!“

„Nun, was hat er denn da für ein Recht, über unseren Hof zu brüllen? Wart', dem unverschämten Burschen streiche ich es an!“

Er ließ sich von dem Mädchen nicht halten, eilte, von unseren Hunden begleitet, die wütend bellten, an den Baum und schrie:

„Was haben Sie Lausfänge hier in unseren Hof zu brüllen? Wie können Sie sich unterstehen —“

Klatsch! traf ihn ein Peitschenhieb! Timm taumelte.

„Das sollen Sie büßen — ins Gefängnis kommen Sie —“

Ein neuer Hieb zuckte über den Baun, traf aber nicht mehr. Die Hunde heulten, der alte Krügel kam mit der Art über den Hof gerannt, das Mädel flog wie vom Wind getragen durch das Tor hinaus und kletterte zu dem Burschen auf den Wagen. Dieser hieb den Pferden wild auf den Rücken, und das Gefährt stürmte die Straße davon. —

Lebendes Bild! — Der versteinerte Timm mit einem blutroten Striemen im Gesicht, der erschrockene alte Krügel mit der Art in der Hand, die beiden Röter mit den Vorderpfoten an das Tor gestemmt, das sie aufbrechen wollen —

Schließlich beugte ich mich zum Fenster hinaus.

„Was ist denn los?“

Beim Klang meiner Stimme kam Leben in die lange Figur Timms. Er hielt sich eine Hand vor die linke Gesichtshälfte und leuchtete:

„Ein Attentat — gnädiger Herr! Ein Attentat auf mich!“

„Auf dich?“

„Ja. Eine — eine junge Verwandte von dem — dem Herrn Krügel da (er wies auf den Holzhacker), war hier im Hofe. Ich verhandelte mit ihr wegen des Essens für den — den Herrn Krügel da — und da kam plötzlich jener Rohling vorbeigefahren. Er beleidigte das junge Mädchen, und da ich ihr beistehen wollte, schlug er mich nieder.“

„Schlug er dich nieder?“

„Nein, wohl nicht nieder — aber er schlug mich. Er tat es feig und heimtückisch hinter dem Zaun her, der ihn schützte — sonst — sonst —“

Timm schüttelte seine dürrn Fäuste.

„Der Lump — der ordinäre Schuft — muß ins Gefängnis. Ich bitte, gnädiger Herr, daß Sie mir helfen!“

Und er wandte ins Haus.

O ja, ich werde dir schon helfen, lieber Timm! Anfangs, wie du gar so übel daherprahltest, gedachte ich sogar, dir noch heute mittag über alle Berge davonzuhelfen; aber nun du deinen Stieb von anderer Seite weg hast, bin ich zufrieden und werde versuchen, deine gedemüthigte Seele wieder aufzurichten.

Am Mittag desselben Tages beobachtete ich vom Fenster aus noch eine Schurkerei. Die beiden Hunde — Bims, der Pudel, und Bams, der Dackel — werden zusammen mittags im Hofe gefüttert. Schlag 12 Uhr erscheint die Sturz mit einer großen Schüssel, in der zerstampfte Kartoffeln mit Tunke und auch allerlei

Fleischabfälle und Schwarten sind. Dieses Mahl sollen die Hunde teilen.

Es ist heute sonniges Wetter. Da lagen die Tiere auf den schneefreien Steinfliesen, die zur Haustür führen, im prallen Sonnenschein. Bims, der Pudel, ist noch ein ganz junges Vieh — kaum dreiviertel Jahre alt, aber Bams, der Dackel, ist bereits ein lebenserfahrener Mann, der mindestens seine drei Jahre auf dem Buckel hat.

Als nun die große Standuhr in unserer „Diele“ anhub, mit tiefem Schlag die Mittagsstunde zu verkünden, sprang der Dackel plötzlich auf, raste nach dem Hoftor und schlug dort ein mörderliches Gebell an, obgleich sich bei dem Tor auch rein gar nichts gerührt hatte. Der dumme junge Pudel, der nun glaubte, am Tor müsse wohl der Teufel los sein, flog wie ein großer Wollknäuel hinterher und bellte mit seiner belackten Schnauze auch wie rasend. In seiner jung-hündischen Albernheit fauchte er wie ein rechter Don Quichote noch immer das Tor an, als der Dackel längst zurück-schlich. Und wie schlich der Kerl! Die verdrehten Augen gaben seiner langgestreckten Visage eine wahre Gauner-physiognomie.

Und nun wurde der Plan des Schurken offenbar. Die Sturz war unterdes mit der Freßschüssel erschienen, und der Dackel machte sich sofort darüber her, fischte gierig alle Fleischbrocken und Schwarten heraus, und als der dumme Pudel am Hoftor endlich merkte, daß dort wirklich rein gar nichts zu verbellen war und nun auch zum Mittagmahl getrachtet kam, fand er daselbst nur noch etwas Kartoffelgeschlampe vor, das ihm der Dackel großmütig überließ.

Diese Hundegeschichte interessierte mich beinahe mehr als Timms Abenteuer. Ich beschloß anfangs, sie niemandem zu erzählen, da sie wohl niemand glauben würde. Aber ich erzählte sie doch beim nächsten Stat Herrn Balthassar und dem Kantor. Der Kantor nickte nur mit dem Kopfe und lächelte fein; Balthassar sagte: „Famoses Jägerlatein!“ Also, sie glaubten mir beide nicht. Da lud ich die Herren zu mir zum Mittagessen; denn die Tierkomödie wiederholte sich alle Tage, woraus ich die absonderlichsten Schlüsse zog.

Balthassar kam schon am nächsten Tage und überzeugte sich, daß ich die Wahrheit gesprochen hatte.

„Da muß ja das Luder, der Dadel, denken können,“ sagte er verblüfft.

„Kann er auch, Herr Balthassar! Zu seinem Gaunerstreich gehört Phantasie, gehören Verstandeschlüsse, gehört Schauspielerkunst. Ja, lieber Freund, in einem einzigen Köter gibt der Herrgott mehr Rätsel auf, als der Mensch auflösen kann.“

Der Kantor kam als zweiter Kronzeuge leider um einen Tag zu spät. Denn an diesem Tage zerstörte die Sturz, das dumme Weib, das reizende Spiel, wie ehedem das Schneiderweib in Köln das Walten der Heinzelmännchen zerstört hat.

Die Sturz erschien mit der Schüssel, noch ehe die Uhr schlug. Da schiefen beide Hunde noch. Und sie sagte roh:

„Wart', Dadel, du Mistvieh, dir werd' ich's austreiben, jeden Tag den Pudel um das Fleisch zu behumpfen!“

Trat den Dadel mit dem Fuße, stellte die Schüssel

hin, über die beide Hunde sich aufmurrend herfielen, und der Zauber war aus.

Ich bin wütend hinausgegangen und habe die Sturz fortgejagt.

Nach zwei Tagen war die Sturz wieder bei uns. Sie war geslennt gekommen, man möge sie doch wieder aufnehmen, da sie jetzt keine andere Arbeit fände, und sie wolle ja in Zukunft dem Dadel alles und dem Pudel gar nichts zu fressen geben. So wenig verstand dieses blöde Weibsbild, worauf mir's angekommen war! Aber ich behielt sie wieder. Diese Großmut wurde mir um so leichter, als wir uns inzwischen vergebens um eine neue Kraft bemüht und bereits beschlossen hatten, unsererseits einen Friedensboten an die Sturz abzusenden, da wir sie doch nicht entbehren konnten. Ich schrieb in mein Tagebuch folgende Sentenz:

„Mache dich irgendwie unentbehrlich, und sei es auch nur, daß du meisterhaft verstehst, die Treppe zu scheuern oder die Senkgrube auszuräumen, und die Großen der Welt werden dich umschmeicheln.“

Am Nachmittag kam Balthassar zu mir. Er „offerierte“ mir eine neue Bedienerin, die ich nun nicht brauchte.

„Schade!“ sagte der Edle. „Die Sturz hätte ich gern selber genommen; sie ist ein tüchtiges Arbeitspferd!“

Im Plaudern kamen wir auf das junge Mädel zu sprechen, das Bianka hieß.

Balthassar sagte:

„Diese Bianka ist die Enkeltochter des alten Krügel, der bei Ihnen Holz hact. Ihre Mutter ist mit Komöbianten in der Welt herumgezogen. Und die Großmutter,

die Frau vom alten Krügel, ist auch so 'ne verrückte Schachtel. Legt Karten, bespricht Krankheiten und macht lauter solchen Unfug. Von der hat wohl die Bianka den Spleen geerbt. Das Mädel ist ein Giftpilz in unserem Walde, und die Alte eine Giftmorchel. Zwei Jahre war das Mädel in der Stadt im Dienst. Sie ist überall fortgelaufen, und schließlich haben sie die Alten zurückgenommen. Nun verdreht sie unseren jungen Burichen die Köpfe. Wie die blöden, dicken Fliegenbrummer gaufeln sie um den hübschen Giftpilz und richten sich zugrunde.“

„Auch der aus der Brettschneide?“

„Ach, Herr Hubertus, der aus der Brettschneide ist der schlimmste! Wissen Sie, das ärgert mich, und das freut mich. Nämlich, der Vater von dem aus der Brettschneide, der alte Bönisch, ist ein hahnebüchener Kerl. Seit zwanzig Jahren führt der Mann Prozeß mit dem Dominium wegen seines Wasserrechtes und hat alle Instanzen gewonnen, der Lump, der! Uns kostet das ein Heidengeld! Und oben auf der Moorniese, die ihm gehört, dicht neben unserer Grenze, hat der Bönisch die Krügelleute angesiedelt. In der Hoffnung, daß der Alte wildern und Fallen stellen wird. Alles aus Haß gegen das Dominium! — O, dieser ekelhafte Demokrat! — Und nun — haha — ist er selbst in die Falle geraten. Der einzige Sohn — sein Erbe — ist hinter dem schwarzen Balg aus der Moorchütte her. Das ärgert den Alten wütend, aber aus Haß gegen das Dominium wirft er die Krügelleute und den Balg nicht raus!“

Ich enthielt mich jeder Stellungnahme; aber daß diese Bianka so etwas wie ein Giftpilz in diesem Walde

war, der dumme Gaukler anzog, das hatte ich ja an meinem Timm erlebt.

— — — — —

Zweimal war ich in der Schule. Das eine Mal lernte ich die neue Lehrerin Erika Jsenloh kennen. Wir waren nur etwa eine Viertelstunde beisammen. Als ich nach Hause ging, wußte ich nicht, ob ich eigentlich diese Erika hübsch gefunden hätte oder nicht. Eine Rose kann hübsch sein und ein Mooshalme und ein Keschabblatt. Jedes in seiner Art. Eine Rose war diese Erika nicht. Keine auffallende Schönheit! Nichts Prunkendes, zur Bewunderung Zwingendes war an ihr. Aber sie war auch nicht schlecht hin eine Erika — kein nettes, zierliches Heideblümchen. Dafür war sie zu stattlich. Sie hätte Barbara heißen sollen — so wie sie der Palma vecchio gemalt hat — rein, lieb, aber kräftig — gesund an Leib und Seele.

Und noch ein anderes Mädchen lernte ich in diesen Tagen kennen — die Diese Rante. Sie ist die Nachbarin des Brettschneiders und des forschenden Burschen, der neulich meinen Timm verprügelte und mit der zigeunerhaften Bianka von dannen fuhr. Die Diese ist die Jungfrau, die unsere Gemeinde mit dem Ehrenamt betraut hat, das Ewige Licht oben vor dem Kreuz mit Öl zu versorgen. Ich sah sie bei der Ausübung ihres schönen Berufes.

Sie ging mit ihrem Otkännlein aufrecht und langsam, feierlich, wie eine kluge Jungfrau aus dem Evangelium, die dem Bräutigam entgegengeht.

Ich ging ihr nach. Ich sah, wie sie auf die Länge eines Vaterunsers vor dem Kreuze in den Schnee kniete, dann die Lampe bediente und dann schnell zurückging.

Da trat ich ihr entgegen. Ich grüßte sie und sagte ihr, daß ich — ein Fremdling — von der schönen Sitte, jene Ewige Lampe zu erhalten, wisse, und sie sei wohl die Auserwählte, die einmal das weißseidene Brautkleid von der Gemeinde bekommen würde.

Sie wurde verwirrt und wußte nicht viel zu sagen. Aber sie wanderte neben mir her. Sie war für ein Bauernmädchel von erstaunlich feiner Figur, hatte ein blaßes Gesicht mit großen, warmen Augen und einen weichen, barmherzigen Mund. Sie hieß ganz mit Recht Elisabeth. So stellte ich mir die Heilige vom Wartburgberge vor. Wenn dieses Mädchen singen könnte, keine andere wünschte ich mir als Elisabeth für den „Tannhäuser“. Eine solche müßte das „Allmächt'ge Jungfrau“ singen; dann würde es begreiflich sein, daß der sterbende Tannhäuser sagt: „Heilige Elisabeth — bitte für mich!“

Wenn man auf einen ganz reinen Menschen stößt, ist das dann nicht, als ob man jemandem aus dem Paradiese begegnete? Legt das nicht in den tiefsten Herzensgrund Ruhe und Befriedigung?

So trennte ich mich von dieser Diefen Rante.

Ich wollte einmal nach der Brettschneide nach unten. Den Burschen wollte ich kennen lernen, der so wild daherfuhrwerkte, das stille, fromme Mädchel und den Alten, von dem Balthassar behauptete, er sei ein greulicher Demokrat, der sich kein Gewissen daraus machte, mit der Gutsheerrschaft zwanzig Jahre lang um sein Wasserrecht zu prozessieren.

Auch nach der Moorhütte mußte ich einmal hinauf, die Frau des alten Krügel sehen und den Platz kennen lernen, auf dem der Giftpilz, die Bianta, gedieh.

Lauter wichtige Aufgaben für einen Einsiedler, wie ich es bin!



Fünftes Kapitel.

Samariterliebe. — Unsere Modelei. — Balthassar abermals im Zweifeln. — Junges, kochendes Blut. — Vom faulen Apfel und vom verlorenen Schaf.

Gestern erlebte ich etwas, das mich aufregte. Unten auf der Straße sah ich die neue Lehrerin Erika Jsenloh mit der Bianka, mit dem verrufenen Balg. Sie plauderten miteinander, lachten und gingen vertraulich nebeneinander her.

Unwillkürlich ging ich ihnen nach. Vor der Brettschreide begegnete das höchst sonderbare Paar der Elisabeth Nante. Diese reichte im Vorübergehen der Lehrerin die Hand, von der anderen wandte sie sich scheu ab.

Elisabeth kam mir entgegen. Wir begrüßten uns, wie das in unserem Waldtal üblich ist, nicht durch einfachen Zuruf oder ein Gutlüften und Kopfnicken, sondern blieben als Dorfleute, die sich kennen, ein paar Augenblicke beieinander stehen und reichten uns die Hände. Dabei wandte sich das Mädchen scheu nach dem Weg zurück, von dem sie gekommen war, und sagte:

„Die Lehrerin geht — geht — mit der?“

„Ja, ich wundere mich auch!“

„Sie weiß wohl gar nicht, was das für eine ist?“

„Wahrscheinlich nicht!“

„Sie sollten es ihr sagen.“

„Ja, ich werde mit dem Fräulein sprechen.“ — —

Ich sprach mit Fräulein Hsenloh noch auf derselben Straße, nachdem sie sich von der schwarzen Bianta getrennt hatte.

„Fräulein Hsenloh, glauben Sie ja nicht, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten mischen will, oder daß ich gar ein Pharisäer sei; aber Sie sind noch ganz fremd hier, und so erlaube ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß das Mädchen, mit dem Sie eben gingen, einen schlechten Ruf hat.“

„Ich weiß es,“ entgegnete sie, und ihre hübschen, grauen Augen lächelten ein wenig; „aber eben deswegen gehe ich ja mit ihr.“

„Des — wegen — —?“

„Ja! Ich habe einmal über den Satz in der Bibel nachgedacht: ‚Dieser nimmt sich der Sünder an und ist mit ihnen.‘“

„Ah — und da haben Sie gedacht: Wenn man jemand, der eine kranke Seele hat, verachtet, meidet, von sich wegstößt, dann wird er nicht besser, dann kann er gar nicht besser werden; dann wird er immer schlechter.“

„Genau so dachte ich! Einer meiner Lehrer sagte uns jungen Mädchen einmal: ‚Ein Lehrer oder eine Lehrerin, die zu knapper Not ihre Schulstunden herunterhaspeln, verdienen ihren Sold nicht, so schmal er auch ist. Der Lehrer und die Lehrerin müssen die Freunde der ganzen Gemeinde sein, müssen in jeder Stube manchmal, ohne daß es die Leute groß merken, eine Lektion halten, müssen auf eine angenehme und unaufdringliche Art einen beständigen Fortbildungsunterricht spenden, die Alten ebenso erziehen wie die Jungen, immer ohne den Leuten lästig zu fallen; denn die beste Erziehung ist die, die der Zögling nicht merkt. Eine Lehrerin soll

sich besonders der jungen Mädchen annehmen, die alle eine kluge Freundin brauchen können, und ich zweifle gar nicht, daß sich der dickschädeligste Bauer ein geistiges Kopfstück, wenn es ihm von einer klugen Lehrerin zur rechten Zeit versetzt wird, ganz gut zu Gemüte führen wird. Das sind alles Fragen der Herzensgüte, der Klugheit und des Tactes. Eine „Antweisung“ läßt sich darüber nicht geben, aber eine Lehrerin, die so handelt, wie ich Ihnen andeutete, ist für ihre Gemeinde ein Segen. ‘Sehen Sie — so sagte mein Lehrer. Ich hab mir’s damals aufgeschrieben und kann es auswendig. Und nun mache ich eben meine ersten täppischen Versuche.“

„Sie nehmen es wunderbar ernst mit Ihrem Berufe, Fräulein Isenloh.“

„Muß ich nicht? Es ist wohl nötig — nicht nur für die Kinder und die Dorfleute — auch für mich selbst. Ich ginge zugrunde in dieser Einsamkeit, wenn ich mir nicht viel zu tun machte!“

Ich nickte und dachte an mein eigenes müßiges Leben.

Plötzlich lachte die ernsthafte Erika Isenloh so ganz herzlich.

„Wissen Sie, was ich furchtbar gern möchte? Modeln! Es ginge auch ganz herrlich oben von der Moorhütte herunter bis zur Brettschneide und dann noch ein Stück die Chaussee lang. Aber sehen Sie, da scheue ich mich. Es hat komischerweise noch niemand in diesem schönen Tale gerodelt. Und wenn ich nun die erste wäre, würden die Leute sagen: ‚Manu, was führt die Lehrerin für verrückte Dinge ein? ‘

„Ja! Und das würde dem Respekt, den Ihre Ehrewürden die zwanzigjährige Lehrerin verlangt, Eintrag tun!“

„Sie lachen mich wohl aus?“

„Gar nicht! Höchstens darüber lache ich, daß Sie nicht rodeln wollen. Aber selbst mit Ihren kleinen Bedenken können Sie recht haben. Und da werde ich nun meinerseits mal erzieherisch eingreifen. Ich werde der Erste sein, der rodeln. Oben von der Moorhütte herunter bis zur Brettschneide und ein Stück die Chaussee entlang. Als zweiten werde ich Herrn Balthassar verführen, zu rodeln, und als dritten den Herrn Kantor. Dann mache ich mich an Mielchen oder Malchen heran; meinem Diener Timm werde ich auch gestatten, zuweilen zu rodeln, und wenn erst noch mein Hausungetüm, die Sturz, auf einem Schlitten den Berg heruntersaust, dann rodeln die ganze Welt.“

„Das wäre herrlich, Herr Hubertus!“

Wir trennten uns vor der Schule. Ich stieg meinen Bergweg hinauf. Einmal dachte ich auf diesem Heimwege:

„Wie ist dir denn? Du bist so lustig! Es ist dir fast, als ob du aus einer Weinhandlung kämest und einen ganz guten Tropfen getrunken hättest.“

Eine Amsel sang — unser Rikrikihahn krächte — und Bims und Bams vollführten am Hoftor ein irr-sinniges Freudengeheul, als sie mich kommen sahen. —

Bei Herrn Balthassar bin ich mit meinem Rodelvorschlag nicht angekommen. Er sagte:

„Ich habe von diesem Sport gehört; im Riesengebirge blüht er ja wohl. Bei uns ist so etwas noch nicht Mode geworden, und ich halte auch für erwachsene Menschen das Rodeln für eine unpassende Belustigung. Wenn Kinder auf kleinen Handschlitten über den Straßendamm hinunterrutschen — so zwanzig, dreißig Meter

weit —, so habe ich nichts dagegen; aber erwachsene Leute — nee!“

„So werden Sie also nicht mitmachen?“

„Ich? — Denken Sie — ich als Amtsvorsteher mache solchen Unfug?“

„Schön! Also machen wir den Unfug ohne Sie!“
Wir trennten uns verknurrt von einander.

Ich hatte mir aus der Stadt telephonisch zwölf Modelschlitten bestellt und suchte nun Abnehmer. Den Kantor Bernert gewann ich leicht, und dann machte ich mich an Mielchen und Malchen aus der „Traube“ heran. Ich wurde nicht recht klug aus den beiden. Die eine schimpfte auf das Modeln, die andere begeisterte sich dafür, und da ich beide nicht unterscheiden konnte und sie auf meine Fragen nur schelmisch lachten, so wußte ich am Schluß nicht, welche von den beiden Zwillingsschwestern auf meiner und welche auf Balthassars Seite war.

Eines Nachmittags ging das Vergnügen los. Vier Hobler waren wir: der Kantor, Fräulein Isenloh, ich und Jungfrau X aus der „Traube“.

Nach einer knappen Stunde war das halbe Dorf als Zuschauer an dem Modelwege versammelt. Die Jugend war zappelig; von den Alten machten wohl viele bedenkliche Gesichter, aber interessant fanden es alle über die Maßen. Die acht Model, die ich noch zu Hause hatte, gingen im Handumdrehen weg, und am Abend hatten wir einen Modelklub von zwölf Mitgliedern und außerdem bereits drei Unfälle zu verzeichnen. Das Vergnügen war also in vollem Gange.

Schließlich begleitete ich die Traubenjungfrau nach Hause. Als wir in den Hausflur kamen, der spärlich er-

leuchtet war, kam uns Herr Balthassar entgegen und rief ärgerlich:

„Aber Mädelchen, wie konnten Sie nur!“

Das Mädchen lachte.

„Ach so,“ schlug Balthassar weiter auf den Strauch, „das Mädelchen war es, das rodeln war!“

Da lachte das Mädchen abermals.

„Mädelchen war es, Herr Balthassar, Mädelchen!“ rief ich.

Da ging er erbozt nach der Gaststube.

Beim Rodeln sah ich nun zuerst die Moorhütte. Dort oben nahm unsere Bahn den Anfang. Die Moorhütte sah äußerlich ganz zusammengerafft aus. Der alte Krügel hielt sie mit Axt, Säge, Hammer und Rastpinsel in Ordnung. Im Innern soll es sehr unordentlich sein. Ich glaubte das, nachdem ich die alte Krügelin einmal gesehen hatte. Ein hegenhaftes altes Weib in schlecht gestickten Kleidern, mit wilden, noch sehr dichten grauen Haaren und großen Augen in dem verrunzelten Gesicht. Das war also die Großmutter von Bianka, die Kartenlegerin und Wahrsagerin.

Bianka beteiligte sich auch an der Rodelerei. Fräulein Fienloh hatte das durchgesetzt. Darauf waren drei Bauernmädchen der Bahn ferngeblieben, darunter Elisabeth Kante. Desto toller trieb es Emil Bönisch. Er setzte die Bianka vor sich auf den Schlitten und sauste mit ihr, fast ohne zu bremsen, den Berg hinab. Das wilde Paar paßte schlecht in die sonst so solide Gesellschaft, die sich alltäglich für eine Stunde harmloser Belustigung bei der Moorhütte zusammenfand.

Einmal fuhr ich hinter den beiden Wildfängen her. Wir kamen zur Brettschneide. Ich mußte scharf bremsen, denn der alte Brettschneider Bönisch stand mitten auf dem Wege und hatte noch rechts neben sich einen großen Korb gestellt, also den Weg gesperrt. Der herankommende Emil mit Bianta mußte scharf nach links ausweichen und prallte frachend an einen Statetenzaun.

Ein Unglück! Der junge Bönisch erhob sich blutend am Zaun, das Mädchel lag regungslos auf der Straße.

„Vater!“ leuchte der Bursche in irrsinniger Wut.

Der Alte stand aufrecht wie ein Eichenstod.

„Da hinein!“ sagte er und wies nach der Haustür.

„Ich will nicht!“ schrie der Bursche.

„Du mußt!“

„Du hast die Bianta umgebracht!“

„Schadet nichts!“

Ich war vom Schlitten gestiegen und kam heran.

„Das hätte tödlich ablaufen können,“ sagte ich streng.

„Desto besser!“ entgegnete der rauhe Alte.

„Wir müssen nach dem Mädchen sehen!“

„Sehen Sie zu! Mich geht das Scheusal nichts an!“

Da erhob sich Bianta von der Straße, fing an zu schreien, zu wehklagen, hörte nicht auf meine Zurufe und begann auf den alten Brettschneider zu schimpfen. Endlich blötte sie ihm die Zunge heraus.

„Hinein ins Haus!“

„Ich mag nicht!“

Vater und Sohn standen sich mit geballten Fäusten gegenüber.

„Gehen Sie hinein mit dem Vater,“ redete ich gut zu. „Seien Sie vernünftig!“

„Lassen Sie mich!“

Ein neuer Schlitten kommt angeschafft, darauf sitzt der junge Hillmann. Er hält.

„Was ist denn hier los?“

Bianka fängt wieder an zu heulen und zu schimpfen.

„Ah!“ ruft Hillmann. „Der alte Bönisch wirft die Modelschlitten um? Komm zu mir, Bianka, komm auf meinen Schlitten! Dann soll er es wagen!“

Schon sitzt das Mädel bei ihm.

„Bianka!“ schreit der junge Bönisch in eifersüchtiger Wut. „Bianka, du bleibst hier!“

Er will hin zu ihr. Sein Vater hält ihn fest. Sie ringen miteinander. Inzwischen ruft Hillmann:

„Bianka fährt mit mir! Ich bin selbständig! Ich kann machen, was ich will! Nun kriegt der Emil von seinem Vater die Hosen vollgehan'n! Haha!“

Und fährt mit Bianka, die schrill auflacht, die Straße hinab.

Kreideweißen Gesichts schaut Emil Bönisch den beiden nach. Dann lacht er leise und sagt unheimlich ruhigen Tones:

„Das hast du gut gemacht, Vater! Dafür wirst du auch deinen Dank ernten!“

Und er geht ins Haus.

Der alte Bönisch steht bewegungslos da. Die Müze ist ihm vom Kopfe gefallen und der Sohn hat ihm beim Ringen die Jacke aufgerissen. Ich hüde mich nach der Müze und reiche sie ihm hin.

Da kommt der alte Krügel mit seiner Art die Straße herauf. Er ist wohl heute mit dem Holzhaden bei mir fertig geworden und geht nun nach Hause.

„Der kommt mir recht, der alte Halunke!“ knirscht Bönisch, geht dem Krügel ein paar Schritte entgegen und sagt:

„Daß Ihr es wißt, Krügel, zum nächsten Quartal zieht Ihr aus aus der Moorhütte!“

„Hähähä!“ lacht der Krügel erschrocken und verlegen.
„Ausziehen! Warum denn ausziehen?“

„Weil Ihr Lumpengesindel seid!“

„Herr Bönisch — ich bin doch kein Lump; ich bin doch der alte Krügel!“

„Lumpen seid Ihr alle! Und am meisten der Balg, das Mädel, die Bianta! Hält es mit allen jungen Kerlen, nur um ihnen das Geld aus der Tasche zu locken, um sich Klunkern zu kaufen. Aber das ist alle jetzt! Meinen Emil laß ich mir nicht verderben.“

„Herr Bönisch, ich hab' ja Ihren Emil schon dreimal bei mir oben rausgeschmissen —“

„Rausgeschmissen? Was habt Ihr meinen Sohn rauszuschmeißen? Die Moorhütte ist meine! In Ruh' habt Ihr ihn zu lassen!“

„Wir tun ihm doch nichts! Herr Bönisch, ich wohn' doch jetzt schon zweiunddreißig Jahre in dem Häusel — soll ich auf meine alten Tage —“

„Raus — sage ich — zum Quartal und damit basta!“

Der Brettschneider hastet in sein Haus hinein. Der alte Krügel steht gebückt auf der Straße und schabt mit der Schneide seiner Art am Schnee herum.

„Zweiunddreißig Jahre wohn' ich in dem Häusel — es is fast nichts mehr an dem Hause, was ich nicht selber gemacht hab' — die Planken und die Pfosten und 's Dach. Und nu — raus!“

„Krügel,“ sage ich, „können Sie nicht in ein anderes Haus ziehen?“

Er schüttelt den Kopf.

„'s nimmt mich niemand. Dann heißt's fort. Aber fort von hier — eher — eher —“

Er dreht um und geht den Bergweg wieder hinab.

Ich rufe ihm nach; aber er hört nicht auf mich.

Nun stehe ich allein auf der Straße. Drüben am Statetenzaun liegt der halbzerbrochene Rodelschlitten des jungen Bönisch. Der Zaun umschließt einen Garten, in dem das Haus der Krämerin Ranke steht. Sie ist die Mutter von Elisabeth Ranke.

Wie ich aufschaue, sehe ich das Mädel mit tobernstem Gesicht und weit aufgerissenen Augen an einem offenen Fenster stehen. Als sie bemerkt, daß ich sie gewahre, verschwindet sie.

Endlich hole ich mein eigenes Rodel und weiß zunächst nicht, was ich tun soll. Schließlich ziehe ich meinen Schlitten wieder bergauf. Zwei oder drei Rodler fahren vorbei. Dann kommt Erika Jsenloh. Die halte ich an.

„Fräulein Jsenloh, ich muß mit Ihnen sprechen. Unten an der Brettschneide haben sich höchst bedauerliche Dinge abgespielt. Bitte, fahren Sie voraus, ich folge, und unten auf der Chaussee sprechen wir miteinander!“

Wir wanderten die ebene Chaussee nebeneinander und zogen unsere Rodel hinter uns her. Ich erzählte mein Erlebnis. Erika hörte mir in steigender Aufregung zu. Schließlich blieb sie stehen.

„O Gott! Und nun bin ich schuld an all dem Schrecklichen!“

„Sie sind nicht schuld, Erika! Wieso denn? Selbst der alte ergrimimte Bönisch muß zugeben: Wäre es nicht durch das Rodeln gekommen, so wäre es auf andere Weise gekommen!“

Wir gingen weiter.

„Sehen Sie, Erika, das wäre ja noch schöner, wenn alle fortschrittlichen Neuerungen — und das ist nun mal die Einführung des Rodelsports in einer Gebirgsgegend — hintangehalten werden sollten, nur weil dadurch einige giftige Rückstände zu rascherer Gärung und Zersetzung geführt werden. Ich werde ruhig weiter rodeln.“

„Ich niemals mehr!“

„Ich verstehe Sie nicht, Fräulein Erika!“

Dieses Mädchen war sicher ohne jede ungesunde Sentimentalität; aber sie war jetzt erschüttert, sie war in schweren Strupeln.

„Es ist ja nicht wegen des neuen Sports an sich; es ist darum, daß ich diese Bianka gehalten habe.“

„Werden Sie an Ihrer schönen Aufgabe irre?“

„Ja! Es ist mir jetzt so — so — als ob ich einen faulen Apfel unter gesunde gepackt hätte!“

Wir gingen ein Weilchen schweigend weiter. Ich suchte nach einer passenden Erwiderung, da atmete sie auf und sagte:

„Ach nein! Ich will doch nicht feig werden. Vielleicht war's falsch, vielleicht war's zu hastig, wie ich es mit der Bianka angestellt habe. Ich hätte sie nicht sofort den anderen ganz gleichberechtigt halten sollen. Weil sie mitrodelte, sind drei ehrliche Mädchen weggeblieben, darunter die Elisabeth Rante, um die es mir am meisten leid tut. Aber ich dachte, ich solle nicht furchtsam werden. Einmal, als ich daran zweifelte, ob die Bianka mitrodeln dürfte, dachte ich: Sind denn die anderen Heiligen fortgelaufen, als die Magdalena in den Himmel kam? Sollen unsere Bauernmädel vom Rodelweg wegbleiben, nur, weil die Bianka mittut?“

„Ihre Gedankengänge sind ganz herrlich, liebes Fräulein Erika!“

Sie seufzte.

„Ach, es stimmt nicht! Die Magdalena war keine Sünderin mehr, als sie in den Himmel kam. Sie hatte Jahrzehnte hindurch über ihre Sünden geweint und war begnadigt worden!“

Aber ihr offenes und tapferes Gesicht legte sich ein tiefer Schatten des Schmerzes.

„Ich werde wohl leider noch manches falsch machen. Ich bin noch zu jung. Junge Ärztinnen kurieren auch manches zu Tode!“

Ich bewunderte dieses junge, ernsthafte Mädchen. Endlich wußte ich etwas zu erwidern:

„Ja, Fräulein Erika, ich bin nicht sehr bibelfest. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich wenig mit solchen Dingen befaßt habe. Aber ich erinnere mich an die Parabel vom guten Hirten. Der ging doch wohl einem verlorenen Schafe nach und ließ neunundneunzig in der Wüste.“

Sie sann nach.

„Ich werde die Bianca nicht aufgeben,“ sagte sie. „Es ist wohl schwer.“

„Ja, liebes Fräulein, ich glaube, daß Erziehungsfragen die schwersten Fragen sind, die es überhaupt gibt.“



Sechstes Kapitel.

Das Gebot des Waldes. — In der Moorhütte. —
Ich lasse mir von Mathilde erzählen. — Das Unglück
im Tal.



Ich zog mit meinem Kobel nach der „Traube“. Dort war ich der einzige Gast. Eines der Mädchen, es war das Mädchen (wie sie mir sagte), setzte sich zu mir. Ich erzählte auch ihr von den Begegnissen an der Brettschneide. Es wird ja doch nicht lange dauern, bis alles herum ist.

Da sagte sie: „Der alte Krügel ist vorhin hier gewesen. Er hat mir gesagt, der Bömisch wolle ihn aus seinem Häusel jagen. Und er hat sich einen ganzen Liter Schnaps gekauft. Ich wollt's ihm gar nicht geben, aber er ließ nicht locker.“

„Sie hätten ihm den Schnaps wirklich nicht geben sollen!“

„Ach der! Der treibt's manchmal so. Manchmal trinkt er wochenlang gar nichts und dann mal tagelang hintereinander.“

„Also ein Quartalstrinker! Seine Frau ist so eine Art Wahrsagerin?“

„Ja, die verdient mehr Geld mit dem Kartenlegen als der Krügel mit seiner Art. Von weit und breit kommen Leute zu ihr, hauptsächlich auch feine Damen aus der Stadt.“

„Na ja, das sind doch die Dämmeften!“

„O, die alte Krügelin trifft vieles. Am sichersten sagt sie Sterbefälle voraus. Das ist oft unheimlich, wie das eintrifft!“

„Sie sollten an so was nicht glauben, Fräulein Malchen! Um auf etwas anderes zu kommen: die Elisabeth Kante ist ja die Nachbarin vom Brettschneider Bönisch.“

„Ja, der junge Bönisch hatte die Elisabeth früher sehr gern. Die Liesel ist ja auch ein sehr schmales Mädel. Ist sogar zwei Jahre in die Stadtschule gegangen. Sie hat jetzt noch den Emil unsinnig lieb. Sein Vater — der Brettschneider — hat die Liebschaft nicht zugeben wollen; denn es paßte ihm nicht, daß sein Sohn nur eine Krämerstochter kriegen sollte. Der Emil war eigensinnig und hielt an der Liesel fest. Aber dann kam er zum Militär; in der Stadt traf er die Bianka, die dort diente, und dann, als er nach Hause kam, war's aus mit der Liesel. Nun ist es so gekommen. Das hat der Alte davon! Mit der Liesel wäre es tausendmal besser gewesen.“ —

Der Abend war hereingebrochen. Als ich auf die Straße trat, merkte ich, daß sich der Wind gedreht hatte und zu großer Stärke angewachsen war.

Südwind! Lautwind! Nun würde es mit der Rodelbahn ohnehin zu Ende sein. Schadete wohl nichts! Die „Traube“ lag auf der Talsohle; ich mußte nun die Südlehne hinauf nach meinem Hause. Aber es war mir, als ob mich eine unbekannte Macht zwänge, die Nordlehne wieder hinaufzusteigen nach der Moorhütte.

Der alte Krügel ging mir nicht aus dem Kopf. Wenn eine so vereinsamte, unbeholfene Seele eine schwere Erschütterung trifft, wie der Schreck war, aus dem altgewohnten lieben Hause verjagt zu werden, dann konnte Schlimmes geschehen. Zumal der Alte viel Schnaps mit nach Hause genommen hatte. Ich beschloß, Krügel

nicht erst eine furchtbare Nacht durchleben zu lassen, sondern ihn bald aufzusuchen und ihm einen Vorschlag zu machen. Er sollte Bianka nach der Stadt in Dienst zurückschicken. Ich selbst wollte ihr eine gute, ordentliche Stelle verschaffen. Und nachdem so der Stein des Anstoßes beseitigt war, wollte ich den Brettschneider Bönisch bitten, die alten Krügelleute in ihrem Häuschen zu belassen. Ich weiß nicht, warum mir einfiel, ein solches Vorgehen würde den Beifall von Erika Hienloh haben.

Vielleicht blühte — wenn mir mein Plan gelang — auch für Elisabeth Ranke das gestorbene Glück wieder auf!

Der Südsturm stieß an meinen Rücken, als ich die Lehne hinaufstieg. Dann auf heim zu — gegen den Wind — würde es einen beschwerlichen Weg geben!

Ich wunderte mich über mich selbst, daß ich jetzt zur alten Moorhütte hinaufspatzte, anstatt mich in meinem behaglichen Heim zu einem guten Buch zu setzen. Es war irgend ein Imperativ in mir, dem ich folgte. Früher, in meinem Großstadtleben, war mein Grundsatz: „Kümmere dich nie um die Angelegenheiten fremder Leute!“ Ach, was wäre mir da so ein Holzhackerschicksal gewesen! Ich hätte gar nichts von dem Vose so kleiner Leute erfahren, und wenn ich davon gehört hätte, so wäre es mir langweilig und gleichgültig gewesen. Wie war das doch jetzt so anders!

Der Wald! Der Vater aller, die bei ihm wohnen! Der macht alle zu Geschwistern. Der will, daß alle seine Kinder um ihre gegenseitigen Leiden und Freuden, Tugenden und Sünden wissen, der fügt alle Schicksale der Einzelnen zusammen zum großen Familienlos, an dem jeder mitzuschaffen das Recht und die Pflicht hat.

Ich konnte nicht anders, ich mußte eingreifen bei dem, was ich heute erlebt hatte. So, als ob es meine eigene Sache wäre. Also war Hubertus bereits ein Sohn des Waldes geworden!

Brausend fuhr der Frühlingssturm, das ungestüme Südländskind, durch das Geäst der Bäume und hüllte mich in ganze Schneewolken ein. Es war ein rauher Weg.

Ich kam zur Moorhütte. Zwei Fenster waren erhellt. Ich klopfte an.

„He, Krügel, hier steht Hubertus! Macht auf! Ich möchte noch etwas mit Euch besprechen.“

Es rumpelte und scharrte drinnen. Ich hörte Knurren und Sprechen, Wirtschaften und Rumoren im Hausflur. Sie räumten wohl erst auf! Endlich wurde die Tür geöffnet.

Das Weib stand da mit einer Laterne.

„Ah — Herr Hubertus! — Sie müssen schon verzeihen, mein Mann schläft schon!“

„Es ist nicht wahr!“ knurrte es im Hintergrund. „Ich schlaf nicht! Ich — ich stehe dahier in der Stubentür!“

„Er ist betrunken!“ sagte das Weib.

„Lassen Sie mich eintreten!“

Ich trat in einen dunklen Flur, stolperte über einen Kartoffelsack und einen Korb und war froh, als ich die erhellte Wohnstube erreichte. Auch da sah es höchst liederlich aus. Krügel lehnte am Tisch. Er war wirklich nicht mehr nüchtern.

„Was wollen Sie?“ fragte er. „Es ist alles gehackt — alles gehackt!“

Nun bedauerte ich allerdings, hierher gekommen zu sein. Es ist schwer, verlorenen Schafen nachzugehen,

und nicht immer dankbar; das hatte Erika Isenloh heut nachmittag erfahren, und nun erfuhr ich es.

„Wo ist Bianka?“ fragte ich.

„Sie treibt sich noch rum!“

„So! — Wegen der Bianka komme ich her. Ich hätte für sie eine gute Dienststelle in der Stadt.“

„Sie will nicht dienen! Sie will zu Hause bleiben.“

„Ja, aber dann müßt Ihr raus aus Eurem Hause. Das hat der Bönisch heute gesagt!“

Der alte Krügel schüttelte drohend die Fäuste.

„Der Bönisch — der Bönisch!“

„Den Bönisch soll der Teufel holen!“ sagte das Weib.

Ich setzte mich auf einen Bretterstuhl, den mir die Frau hinschob. Nun ich einmal da war, wollte ich meine Mission ausführen.

„Es wäre für Euch und auch für die Bianka, denke ich, das beste, wenn sie fortkäme. Da hörte das Argernis auf, und Ihr könntet ruhig und in Frieden wohnen bleiben.“

Da sah mich das Weib mit einem unheimlichen Blick an.

„Es ist nicht nötig, daß Bianka fortzieht — sie wird bald sterben.“

„Ihr seid wohl nicht recht bei Euch? Das blühende, gesunde Ding!“

„Sie wird bald sterben!“ wiederholte die Alte.

„Woher wißt Ihr denn das?“

„Ich habe es aus ihrer Hand gelesen.“

„Ach so, Ihr wißt es aus Eurer Chiromantie? Nun, das wollen wir nicht so ernst nehmen.“

Die Alte lachte hämisch.

„Ob es der Herr Hubertus ernst nimmt oder nicht — ich weiß es! Ich habe es schon lange gewußt. Nun aber ist es nahe.“

„Wie könnt Ihr denn das mit solcher Sicherheit behaupten?“

Sie ergriff meine linke Hand, die ich ihr willenlos überließ.

„Da —“, sagte sie und fuhr zwischen Daumen und Zeigefinger die Handfläche entlang, „da — Sie wissen wohl, daß das die Lebenslinie ist — da oben in der Lebenslinie hat sie das Kreuz, das auf die Viederlichkeit weist und darunter die zwei scharfen Striche — das bedeutet plötzlichen Schluß. Und da mitten auf der Gesundheitslinie ist das Kreuz, das bedeutet unbedingt das letzte Jahr und da — die Gesundheitslinie ist bei Bianka nicht in der Mitte der Hand, hier oben stößt die Glückslinie mit der Lebenslinie im Winkel zusammen — es ist klar, sie stirbt noch dieses Jahr; sie wird ermordet werden.“

„Krügeln!“

„Ja, es ist so! Ihnen, Herr Hubertus, kann ich sagen, daß Sie noch heiraten und vier Kinder bekommen werden.“

„Lassen Sie doch solchen Unsug! Das ist greulich!“

Sie knurrte und ging vom Tische weg. Aus der Ofenröhre nahm sie eine Kaffeekanne, trank daraus, setzte sich auf die Ofenbank und äugte wie eine Gule herüber. Der alte Krügel stierte blöde vor sich hin. Der Sturm stieß an die Holzwände der Hütte, und die Lampe rauchte. Ich schraubte sie zurück.

Da kam die Alte wieder an den Tisch heran.

„Sie glauben es nicht von der Bianka? Wollen Sie mit mir wetten um eintausend Mark?“

„Ihr seid wohl nicht gescheit?“

„Ich bin ganz gescheit. Und ich habe tausend Mark zum Wetten; ich kann sie Ihnen zeigen.“

„Das ist ja scheußlich!“

„Wahr ist es!“ sagte sie und zuckte die mageren Achseln.

„Ich gehe!“ sagte ich. „Macht, was Ihr wollt. Überlegt es Euch wegen der Bianka und wegen der Stadt.“

„Ist nichts zu überlegen!“

„Sie ist ein alter Teufel, Herr Hubertus,“ lallte Krügel.

Ich war froh, als ich draußen war, obwohl mir nun der Sturm so hart ins Gesicht fuhr, daß ich Mühe hatte, vorwärts zu kommen.

Unten in der „Traube“ kehrte ich erst noch einmal ein, um mich etwas zu erholen, und als ich endlich zu Hause war, war es acht Uhr vorüber.

Das Abendbrot schmeckte mir nicht, trotz der weiten Märsche, die ich am Tage gemacht hatte. Selbst eine Flasche alten Burgunders, die mir Timm bringen mußte, erhöhte meine Behaglichkeit nur wenig. Da nahm ich wieder einmal zu meiner alten Mathilde die Zuflucht. Ich rief das Weiblein mit seinem Strickstrumpf in mein Zimmer.

„Kommen Sie, Mathilde, setzen Sie sich ein wenig zu mir. Ich bin so allein. Trinken Sie ein Glas Wein mit mir!“

„Nur einen Schluck, Herr Hubertus, wegen der Kopfschmerzen!“

„So! — Und nun erzählen Sie mir was von meiner Mutter!“

„Ach Gott, ach Gott, der Herr Hubertus! Wie würde sich die gute gnädige Frau gefreut haben, wenn sie das erlebt hätte, wie der kleine Hubertus groß geworden ist. Aber so — schon gestorben, als er erst vier Jahre alt war. Und der gnädige Herr Vater ein Jahr vorher bei Gravelotte gefallen. Das war's ja!“

„Wie hat denn meine Mutter ausgesehen, Mathilde? War sie groß?“

„Ach nein, ein kleines zierliches Frauchen. Hat eigentlich gar nicht wie eine Frau ausgesehen, sondern wie ein ganz junges Mädchen. Einmal sind wir in der Stadt gewesen; da hat die gnädige Frau den kleinen Hubertus an der Hand geführt, und da hat ein Junge hinter uns hergeschrien: ‚Sie, Fräuleinchen, Ihr kleiner Bruder hat die Mütze verloren!‘ Ach Gott, was haben wir doch da gelacht!“

„Es mag schön gewesen sein, Mathilde!“

„Wie schön ist es gewesen! Wie der Herr Papa noch lebte, da hat er den kleinen Hubertus immer so in die Höhe geworfen wie einen Ball und immer aufgefangen. O Gott, was hat doch da die Frau Mama für Angst dabei gehabt! Wie hat sie da jammert. Aber wenn der Herr Papa aufhörte mit dem Ballen, da jammerte der Junge.“

„Ja — Mathilde, ja! Erzählen Sie nur so weiter.“

„Da ist auch ein Esel zum Reiten gewesen. Aber der kleine Hubertus hat immer gesagt: ‚Nicht Esel reiten — lieber Papa reiten!‘ Und da hat immer die gnädige Frau so sehr darüber gelacht. Und sie hat selbst auf dem Esel geritten und der Hubertus auf dem Papa, und sie haben zusammen ein Wettrennen gemacht. Ach, was haben wir da gelacht, wenn wir es vom Küchenfenster

aus sahen. Der Herr Papa war so lustig. Geb' ihm halt der liebe Gott die ewige Ruhe und der guten gnädigen Frau auch!"

Ich trat ans Fenster. Ich sah lange hinaus.

Auf einmal ein heller Strahl und prasselnder Donnerschlag.

„O Gott, o Gott — ist denn das ein Gewitter?"

„Ja, Mathilde, ein Frühlingsgewitter. Das wird nicht lange dauern.“

Wir horchten hinaus. Es regnete nicht; auch der Sturm schien sich gelegt zu haben. Es blitzte und donnerte noch zweimal, dann setzten Wind und Regen ein.

So saß ich mit Mathilde wohl noch eine Viertelstunde lang zusammen.

Auf einmal kam Timm hereingestürzt und rief: „Gnädiger Herr, es brennt unten im Dorfe!"

Wir fuhren erschrocken auf. Ich zog rasch ein paar langschäftige Stiefel über die Beinkleider, fuhr in einen Wettermantel und setzte eine Ohrklappenmütze auf. „Los, Timm, zieh' dich an, wir müssen hinunter.“

Krachend schlug der Wind die Haustür hinter mir zu.

Da unten schlug Feuer gegen den dunklen Nachthimmel. Qualm stieg auf, von der Höhe rot beleuchtet.

Das war die „Traube“, die brannte! Timm kam mir nachgerannt, auch die Sturz und leider auch die wie wahnwitzig bellenden Hunde. Vergebens versuchte ich, sie zurückzutreiben. Die Sturz, der ich befahl, die Köter einzufangen und nach Hause zu schaffen, griff nach dem Dackel, stolperte dabei über den Pudel und rollte kreischend den vereisten Abhang hinab. Timm lachte aus vollem Halse; mir war nicht zum Lachen zumute.

Unterdess wurde auf dem Kirchturm Sturm geläutet, ein Feuerhorn tutete schauerlich, zuweilen warf uns der Sturm ein paar Fetzen aufgeregter Menschenschreie zu.

Die „Traube“! Nein, es war nicht die „Traube“. Der Feuerherd lag weiter den Nordabhang hinauf.

Die Brettschneide!

Ein Schreck durchzuckte mich. Wer hatte das getan? Der Blitz? — Oder — oder —?

Die Moorhütte fiel mir ein.

„Den Brettschneider soll der Teufel holen!“ hatte die unheimliche Alte gesagt. Und Krügel war ange-
trunken.

„Schneller, Zimm, schneller!“

Unten in einer Windzwehe lag die Sturz, brüllte, sie habe beide Beine gebrochen, und rannte dann hinter uns her.

Auf der Dorfstraße hasteten Menschen mit Wassereimern. Sie waren alle in höchster Aufregung.

„Wo brennt es?“

„In der Brettschneide!“

Also doch!

Bald waren wir an der Brandstelle. Das große Wohnhaus stand unversehrt, aber die Brettschneide selbst brannte und der große Schuppen mit den Holzvorräten. Das Feuer fand an den trockenen Brettern, Stämmen und Spänen einen willkommenen Fraß und machte kurze, rasche Arbeit. Zum Glück schlug der Südwind die Glut an die schneeige Nordlehne, und der Regen übergoss das Wohnhaus mit seinen Fluten. Die wind-
schiefe Feuerspritze, die etwas größer als ein Kinderspielzeug war, hätte es sicher nicht geschafft. Trotzdem arbeitete sie, und die Dorfleute bildeten eine lange

Kette bis zum Dorfsteich, wo man das Eis aufgehackt hatte. Durch die Kette der Menschenhände wanderten die vollen und leeren Wassereimer hin und zurück. In dieser Kette standen Erika Jsenloh, der Kantor und auch das Malchen aus der „Traube“.

Dieses Mädchen stand im bloßen Hauskleid mitten in Regen und Sturm. So wie sie die Schreckensnachricht erreicht hatte, war sie auf und davon gestürzt.

„Sind Sie das Malchen?“

„Ja!“

„Fräulein Malchen, gehen Sie sofort nach Hause. Sie erkälten sich auf den Tod!“

„Ich kann nicht!“

„Lassen Sie mich an Ihre Stelle!“

„Gehen Sie lieber weiter nach dem Teiche zu; da fehlt es —“

„Sie müssen sich wärmer anziehen!“

Ich drängte sie einfach aus der Reihe heraus und nahm ihren Platz ein. Da sagte sie dicht an meinem Ohr:

„O Gott, die Leute sagen, der alte Krügel ist es gewesen. Und ich habe ihm den Schnaps gegeben!“

„Das kann ja niemand behaupten. Gehen Sie doch nach Hause und legen Sie sich zu Bett!“

„Ich kann nicht!“ Sie lief davon, hinab nach dem Teiche zu.

Hin und her gingen die Wassereimer. Das Feuer erreichte den Höhepunkt. Weithin erleuchtete es die Nacht, warf unheimliches Licht auf die schwarzen Wälder, die sich im Sturm bogen, schreckte die Menschenhäuser aus dem Schlummer der Nacht, daß es aussah, als ob nun alle Häuser mit weißen Gesichtern und vor Ent-

sehen funkelnden Augen zuschauen, wie eines von ihnen den Feuertod sterben mußte.

Balthassar schritt mit Feldherrnschritten auf und ab und gab zehn nützliche und hundert unnütze Befehle.

Da rief eine schrille Stimme:

„Emil! Emil! Emil!“

Es war der alte Brettschneider, der so rief. Er rief nach seinem Sohne.

„Emil! Emil! Emil!“

Der Sohn war nirgendes zu finden.

Nun kam Bewegung in die Menge.

„Die Krügelleute kommen!“

Richtig, da war der alte Krügel und sein Weib. Der Brettschneider stürzte auf sie zu.

„Wo ist mein Emil? Wo ist mein Junge?“

„Wir wissen es nicht!“

„Ihr wißt es, Ihr elenden Luder!“

„Die sind's ja gewesen!“ schrie ein Weib. „Schmeißt sie doch ins Feuer!“

„Schmeißt sie doch ins Feuer“! schrillte eine zweite. Halloh! Nun ging es los!

„Schmeißt sie ins Feuer, die Anzündler! Die Krügel ist eine Heze! Schmeißt sie ins Feuer!“

„Herr Balthassar!“

Balthassar kam herangehastet.

„Herr Balthassar, Sie als Amtsvorsteher müssen ein Unglück, müssen eine Lynchjustiz verhüten.“

„Schmeißt sie ins Feuer!“

Eine Rotte von Menschen umdrängte die Krügelleute.

Ich eilte mit Balthassar hin, auch der Kantor und Erika kamen gelaufen.

„Im Namen des Gesetzes — alle Mann stillgestanden!“
brüllte Balthassar.

Sie gehorchten wirklich. Sie standen still wie die Soldaten. Gegen ein richtig gebrülltes „Stillgestanden“ ist in einem preußischen Menschenleib kein Widerstand vorhanden.

„Platz gemacht!“

Sie wichen zurück. Balthassar stand vor den Krügel-leuten.

„Ihr seid beide verhaftet. Im Namen des Gesetzes! Amtsdienner! Schulze! Schöffen!“

Vier Männer erschienen; einer von ihnen trug eine Dienstmütze und einen Degen. Balthassar befahl:

„Diese beiden Leute sind verhaftet! Der Mann wird ins Sprißenhaus gesperrt, das Weib wird nach dem Dominium geführt und in den kleinen Kohlen-keller eingeschlossen. Verstanden?“

„Ja wohl!“

„So ist diese Sache erledigt. Zurück zur Arbeit! Weiter löschen!“

„Herr Amtsvorsteher!“

„Was wollt Ihr?“

„Herr Amtsvorsteher, ich kann's doch nicht gewesen sein; ich bin doch der alte Krügel!“

„Haltet das Maul! — Abmarsch!“

Krügel wurde gepackt und fortgezerrt. Das Weib wehrte sich, schlug um sich, kratzte und spuckte. Zwei starke Männer faßten sie und schleppten sie fort.

Halloh, ging das wüste Geschimpfe wieder los, und alles Volk wollte den Arretierten nachdrängen und sie begleiten. Aber alles Gejohle überdröhnte Balthassars mächtige Befehlshaberstimme:

„Hiergeblieben! Wer vom Feuer wegläuft, bekommt zehn Mark Ordnungsstrafe!“

Da blieben alle. Wieder standen die Leute in der Reihe, wieder wanderten die Eimer hin und her. Ich stand mitten unter den Arbeitenden. Ich sah freilich ein, daß unsere Tätigkeit gar keinen Zweck hatte; denn das Wohnhaus war durch Wind- und Wetterlage außer Gefahr, das Sägewerk sowieso verloren, und ein so lächerliches Instrument, wie diese Miniaturspitze zu bedienen, hatte gar keinen Sinn. Aber ich hielt natürlich aus.

Nach etwa zwei Stunden sanken die Flammen ziemlich plötzlich zusammen, nur knirschende Glutmasse blieb, aus der von Zeit zu Zeit eine Flamme explosionsartig emporzuckte. Auch wurde der Regen wolkenbruchartig, sodaß Balthassar zu den Leuten sagte:

„Ihr könnt nach Hause gehen! Nur eine Brandwache bleibt zurück!“

Da trollten die meisten eiligst davon. Ich war noch im Hofe. Erika Isenloh stand neben mir.

„Das war das größte Erlebnis meines Lebens,“ sagte sie. „So etwas gibt es in der großen Stadt nicht.“

„Sie meinen die gewaltigen Schauer, das Malerische.“

„Und das Menschliche!“

„Emil! Emil! Emil!“

„Hören Sie — er sucht fortwährend den Sohn. Er sucht ihn im Wohnhaus, im Hofe, bei der Brandstätte; er schreit draußen auf der Dorfstraße.“

„Ja, wo ist Emil? Er müßte doch da sein!“

„Emil! Emil!“

Durch die aufgeweichten Schnee- und Wasserlachen kam der Brettschneider über den Hof.

„Herr Bönisch,“ sagte ich, „Ihr Sohn wird gar nicht im Dorfe sein.“

„Er wird auswärts sein,“ fügte Erika hinzu.

„Auswärts!“ lachte der Alte, „auswärts! Er wird doch nicht, er wird mir doch nicht angezündet haben — der Emil —“

„Herr Bönisch, meine Überzeugung ist, daß der Bliß bei Ihnen eingeschlagen und angezündet hat —“

„Der Bliß —“ lachte er heiser, „der Bliß! Schöner Bliß! Ich weiß schon — weiß schon — was das für ein Bliß war —“

Er schlürfte davon und rief wieder: „Emil! Emil!“

„Schrecklich!“ sagte Erika und begann jäh zu weinen. „Das unglückselige Modeln —“

„Erika!“ sagte ich streng, „nun lassen Sie diesen Unsinn! Dafür sind Sie zu klug. Unser unschuldiges Modeln hat mit diesen Tragödien, die viel tiefer begründet sind, rein nichts zu tun.“

Ich führte sie hinaus auf die Straße. Da sahen wir eine Frauensperson am jenseitigen Gartenzaun lehnen.

Elisabeth Ranke.

An sie hatte ich den ganzen Abend gar nicht gedacht.

„Elisabeth, was tun Sie hier noch?“

Sie sah uns mit irren Augen an.

„Hat er — hat er — ist er's gewesen? Warum ruft der alte Vater immerfort?“

„Elisabeth, wer es gewesen ist, weiß niemand. Ich denke, es war der Bliß.“

„Der Bliß? Nein!“

„Elisabeth, gehen Sie ins Haus. Sie sind ja für den Emil viel zu schade!“

„Zu schade?“ wiederholte sie müde. „Es kann sein! Wenn er wegen einem solchen Frauenzimmer —“

Die Thür des Krämerhauses wurde geöffnet. Elisabeths Mutter erschien.

„Ist sie schon wieder draußen? Fünfmal habe ich sie schon hereingeholt. O Gott, solch ein Unglück!“

Willenlos ging das Mädchen ins Haus. Die Mutter sagte zu uns:

„Sie ist heute nicht vom Fenster weggegangen, hat immer gepaßt, wenn der Emil vorbeirodelte. Da ist sie zu spät zum Kreuze hinauf. Die Ewige Lampe ist ausgelöscht, und so kam das Unglück. Aber sagen Sie es niemand sonst!“


„Brennt denn die Lampe jetzt wieder?“

„Sie brennt wieder!“ sagte die Frau und schlug die Hände vors Gesicht.



Siebentes Kapitel.

Der dunkelste Wald.

er Kantor kam uns entgegen und übernahm Erika. Dann tappte ich allein weiter.

Ich kam am Spritzenhause vorbei. Das kleine Gebäude lag dicht an der Straße. Die Feuerspritze wurde darin aufbewahrt, auch diente das Häuschen gelegentlich als Gefängnis, und wenn ein Fremder im Tale durch Selbstmord oder sonstwie jähen Tod fand, wurde er im Spritzenhause aufgebahrt.

Da drinnen saß nun der alte Krügel gefangen.

Ich klopfte an das kleine vergitterte Fenster.

„He, Krügel! Hört Ihr mich?“

„Wer ruft? Sind Sie es, Herr Hubertus?“

„Ja!“

„Herr Hubertus, ich bin's nicht gewesen; ich bin ja doch der alte Krügel.“

„Ja, Krügel, ich glaube Euch!“

Da schluchzte er laut.

„Friert Ihr, Krügel?“

„Ja, mich friert. Ich bin ganz naß.“

„Ich werde Euch eine Decke besorgen. Wartet ein wenig!“

„Herr Hubertus!“

„Was wollt Ihr?“

Sein struppiges Gesicht erschien dicht an dem Fensterchen. Schrecklich war's, wie es so durch das Gitter herauschaute.

„Herr Hubertus! Die Alte ist's gewesen —“

„Wer? Ihre Frau?“

„Ja. Ich hab' mir's überlegt.“

„Krügel! Seid Ihr denn noch betrunken?“

„Nein! Es ist wahr! Ich habe es mir überlegt!“ Sekundenlang stand ich still. Dann rief ich:

„Wartet! Ich komme wieder.“

Ich eilte zurück zur Brandstätte. Dort schritt immer noch Balthassar auf und nieder. Ein paar Männer hielten Brandwache an dem kohlenden, rauchenden Trümmerhaufen.

Ich nahm Balthassar beiseite und erzählte ihm, daß ich am Spritzenhause gewesen sei und mit Krügel gesprochen habe.

„Es ist verboten, mit Gefangenen ohne Erlaubnis zu sprechen!“ sagte er mit amtlicher Strenge.

„Ich weiß es, Herr Balthassar. Aber vielleicht sind Sie froh, zu erfahren, was ich gehört habe. Vor allem: Krügel friert!“

„Er soll frieren!“

„Das dürfen Sie nicht auf sich nehmen, Herr Amtsvorsteher. Jeder Gefangene hat das Recht auf menschliche Behandlung.“

„Ich scher' mich den Teufel drum; ich hab' anderes zu tun, als jetzt dem Herrn Krügel einen Glühwein zu brauen.“

„Herr Amtsvorsteher, wenn Sie den alten Krügel zugrunde gehen lassen, nehmen Sie dem Staatsanwalt den wichtigsten Zeugen in dieser ernstesten Sache.“

„Zeugen? Ach so! Sie wissen was! Amtsdieners, kommen Sie mal her. Gehen Sie nach der ‚Traube‘, lassen Sie sich zwei Bund Stroh geben und eine oder zwei Decken. Das bringen Sie dem Krügel ins Spritzenhaus. Dort warten Sie. Wir kommen nach.“

„Und nehmen Sie aus der ‚Traube‘ auf meine Kosten eine Kanne heißen Tee für den Krügel mit!“ rief ich dem Amtsdieners nach.

Balthassar knurrte und ging zur Feuerwache zurück. Ich lehnte am Wohnhaus der Brettschneide an einer Stelle, wo mich Wind und Regen nicht erreichten. Trotzdem froz mich ganz elend. Nach einiger Zeit kam Balthassar heran und sagte:

„Nun wollen wir zum Krügel ins Spritzenhaus gehen. Ich werde ihn bald verhören. Nach frischer Tat ist das doch das Beste. Sie können mitkommen, wenn Sie wollen, damit ein Zeuge da ist; denn auf den Amtsdieners ist nicht viel Verlaß. Er hat kein Gedächtnis. Jeder nimmt eine Laterne. Und nun los!“

Wir gingen. Oben vom Berge nach der Moorhütte hin klang es: „Emil! Emil!“

„Er sucht immer noch den Sohn!“ sagte Balthassar. „Er scheint verrückt geworden zu sein. Aber das kommt von der Unbotmäßigkeit. Zwanzig Jahre prozessiert dieser Mann mit dem Dominium wegen des Wasserrechts und hält dieses Gesindel in seiner Moorhütte. Nun hat er's!“

„Es ist tragisch, Herr Balthassar!“

„Tragisch — haha! Es ist merkwürdig, daß die tragischen Dinge immer den windigen Gelichtern begegnen. Wer nicht vom geraden Wege abweicht, dem passieren keine sogenannten tragischen Dinge.“

„Dem möchte ich nicht beistimmen, Herr Balthassar!“

„Brauchen ja nicht!“

Der Amtsdienner stand mit seiner Laterne vor dem Spritzenhause und hielt Wache.

Wie das Schloß am Spritzenhause knirschte, als er aufschloß! Abscheuliche, eisige Luft drang uns entgegen. Allerhand Gerümpel stand herum. In einer Ecke lag der alte Krügel. Er hatte sich ein Strohlager bereitet und in die Decken eingehüllt, die ihm der Amtsdienner gebracht hatte.

Unsere drei Laternen erhellten den Raum nur zur Not.

„Friert Ihr noch, Krügel?“ fragte Balthassar.

„Mich — friert — sehr!“ antwortete er, und die Bähne schlugen ihm.

„So bleibt liegen! Ich muß Euch verhören wegen des Feuers in der Brettschneide. Warum habt Ihr es angezündet?“

Krügel richtete sich halb auf.

„Ich bins ja gar nicht gewesen; ich bin ja der alte Krügel.“

Er wiederholte diese Wendung ganz treuherzig und mit grenzenlosem Erstaunen, daß man auf solchen Verdacht ihm gegenüber kommen könne.

Balthassar, in den Künsten eines Untersuchungsrichters offenbar gar nicht bewandert, polterte:

„Na wartet, das Zeugnen wird Euch ja nichts helfen; wir werden Euch schon firre kriegen!“

Da mischte ich mich ein.

„Krügel, wißt Ihr, wer die Brettschneide angezündet hat?“

„Ja! Ich sagte es doch schon vorhin. Meine Alte ist's gewesen.“

„Eure — Eure Frau?“ fragte Balthassar überrascht.

„Ja — die Alte! Die Hege! Der Teufel!“

„Aber wie ist es denn zugegangen?“

„Der Böniß hat mir gekündigt — will mich rausschmeißen aus meinem Häusel — zweiunddreißig Jahre habe ich drin gewohnt — zweiunddreißig Jahre —“

Er weinte.

„Na ja, ja! Aber nu weiter!“

„Lassen Sie ihn, Herr Balthassar, lassen Sie ihm Zeit!“

Der alte Krügel weinte noch eine Weile, immer auf einen Ellbogen gestützt, und lag da vor uns wie das Elend in Menschengestalt. Ich trat näher und zog ihm die Decke über die Schulter. Da redete er wieder:

„Der Herr Hubertus war abends bei uns.“

„Sie waren in der Moorhütte? Warum denn? Zu welchem Zweck?“

„Das werde ich Ihnen später sagen.“

„Also Krügel, ich war bei Ihnen. Und dann, als ich fort war, was ist da geschehen?“

„Da hat die Alte gesagt: ‚Den Bömisch soll der Teufel holen. Man sollte ihm den roten Hahn aufs Dach setzen.‘“

„Was haben Sie denn darauf erwidert?“

„Gar nichts!“

„Warum — gar nichts?“

„Ach, was soll ich zu der Alten sagen?“

Er legte sich müde auf den Rücken.

„Krügel, Ihr sollt uns sagen, was noch alles passiert ist!“

Er erhob wieder ein wenig den Kopf.

„Ich bin eingeschlafen am Tische. Als ich aufwachte, war die Bianta da und der Emil.“

„Der junge Bömisch?“

„Ja. Sie tranken Kaffee. Ich tat so, als wenn ich noch schlief. Denn wenn ich nicht schlief, da reden sie nicht so miteinander.“

Pause.

„Was redeten sie denn?“

„Der Emil sollte der Alten Geld geben. Viel Geld. Ich glaube, tausend Mark. Sonst täte sie die Bianta fortschaffen nach der Stadt. Das wollte der Herr Hubertus besorgen. Der hätte sich heute Abend schon von ihr wahr sagen lassen.“

„Das ist ja scheußliche Entstellung!“ warf ich ein.

„Kommt davon!“ sagte Herr Balthassar. „Kommt davon, wenn man sich mit so was einläßt! Und nun weiter, Krügel. Wenn Ihr alles richtig und ordentlich erzählt, schicke ich Euch eine Flasche Schnaps.“

„Ich mag keinen Schnaps,“ sagte Krügel; „mir ist zu schlecht.“

„Also, die drei tranken Kaffee, und der Emil sollte tausend Mark zahlen. Was sagte er denn dazu?“

„Erst wollte er nicht, aber dann fragte er, ob die Bianka wirklich fort solle. Da sagte die Alte: ‚Ja, in einer Woche. Herr Hubertus bringt sie selbst fort.‘ Da hat der Emil sehr geflucht.“

„Aber Krügel,“ warf ich ein, „da hat doch Eure Frau schrecklich gelogen.“

„Sie lügt immer!“

„Nun weiter!“

„Der Emil wollte dann gehen und hat gesagt, er will das Geld holen, er hätte ein Spartassenbuch. Da hat auf einmal die Alte gesagt, es müßten dreitausend Mark sein. Da haben sich die Alte und der Emil sehr gezannt. Aber die Bianka hat immer gelacht und gesungen und gesagt: ‚In der Stadt ist es schön.‘ Da hat der Emil gesagt, er holt das Geld, und ist fort.“

„Und was ist dann weiter geworden?“

„Dann bin ich wieder eingeschlafen.“

„Ihr scheint einen gesegneten Schlaf zu haben, Krügel. Wann seid Ihr denn wieder aufgewacht?“

„Ich weiß nicht, wann es war. Die Alte war mit der Bianka allein und hat gesagt: ‚Wenn der Emil wiederkommt, nehmen wir erst das Geld, und dann mußt du ihm sagen, daß er dich bald heiraten soll. Sonst wirßt du in die Stadt ziehen. Die Bianka hat gesagt, ihr liegt an der Brettschneide ein Quark. Aber er soll sie heiraten. Sie will über alle sein im Dorfe, die jetzt so stolz gegen sie tun. Und sie wird schon immer machen, was sie will.‘“

Krügel legte sich wieder auf den Rücken.

„Weiter, Krügel, weiter! Wir müssen alles wissen; sonst kommt Ihr nicht heraus aus dem Spritzenhause.“

„Mich friert wieder!“

„Ja, wenn Ihr ins Warme wollt, dann sprecht rascher.“

„Rascher? Wie soll ich? Emil kam und brachte das Geld.“

„Wieviel?“

„Ich weiß nicht. Es war Papiergeld, aber auch ein Säckchen mit Gold. Sie zählten nach und sagten: es stimmt.“

„Wer zählte nach?“

„Die Alte und Bianka.“

„Und Emil?“

„Der saß erst ganz still da. Aber auf einmal fing er an zu flennen. Er sagte: Nun hätte er seinen Vater bestohlen, und was sollte werden, wenn das herauskäme? Er sei doch Soldat gewesen und Unteroffizier, und nun sei er ein solcher Lump und Verbrecher geworden. Da hat er sehr geweint darüber.“

„Was haben denn da die anderen gesagt?“

„Die Alte hat gesagt: Jeder muß wissen, was er will; und es stände in den Handlinien von Emil und auch in seinen Karten, daß es so kommen müsse. Und die Bianka hat gesagt: Der Emil sei eine Memme. Einen solchen Jammerkerl wolle sie schon gar nicht. Da sei ihr der junge Hilmann viel lieber. Der flennete nicht und hätte viel mehr Geld. Und die Alte hat gesagt: „Ja, ja, mein Töchterchen, da hast du ganz recht!“ — Da hat der Emil aufgehört zu flennen und gesagt, er will ja alles tun, und er hat gebettelt, die Bianka soll ihm gut sein.“

„Es sind wirkliche Teufel, diese Weiber,“ sagte Balthassar; „erzählt mir weiter, Krügel!“

„Die Alte hat dann gesagt: Der Emil soll sich's doch nicht so zu Herzen nehmen, und er soll lieber mal Schnaps trinken. Da haben sie ihm meine Flasche gegeben, in der war noch gut ein Viertel voll drin. Aber da bin ich aufgestanden und habe gesagt: ‚Das ist mein Schnaps‘!“

„Aha!“ sagte Balthassar, „wie es um den Schnaps ging, wurdet Ihr plötzlich munter.“

„Ja! Es war mein Schnaps; ich habe ihn verdient, weil ich bei Herrn Hubertus Holz hatte.“

„Schon gut, Krügel! Was sagten denn die anderen, als Ihr aufstandet?“

„Sie sagten: ‚Hat er etwa gehorcht? Aber ich verstellte mich. Ich fragte den Emil, was er denn bei uns wolle? Da sagte er, er sei zu Besuch da, und ich sollte ihm nur den Schnaps ablassen und mir eine neue Flasche holen. Und er trank meinen Branntwein aus und legte mir ein Zweimarkstück auf den Tisch. Er sagte, ich soll nach der ‚Traube‘ runter, neuen Schnaps holen. Ich dachte, sie wollen mich los sein; aber ich tat so, als ob ich nach der ‚Traube‘ gehen wollte. Ich nahm die Flasche und das Zweimarkstück und schlug draußen die Tür zu. Aber ich wollte doch sehen, was nun weiter wird, und da bin ich auf den Heuboden gefrohen; da kann man durch einen Riß in die Stube hinuntersehen, weil die doch hell ist.“

„Jawohl, Krügel! Was habt Ihr da beobachtet?“

„Der Emil hat immer mit der Bianka schön tun wollen, aber sie hat sich gewehrt, und dann hat er gesagt, er wollte sie heiraten, aber der Vater gäb's nicht zu.“

Da hat sie gesagt: er soll alles Geld von Hause holen und mit ihr in die Stadt ziehen. Aber da hat er nicht gewollt. Er hat gesagt: er kann nicht von Hause fort: er hätte bei den Soldaten immer das Heimweh gehabt, er hänge an den alten Häusern. Da haben sie sich gezankt. Der Emil hat immer gebettelt, die Bianka soll gut sein, aber sie hat nicht gewollt. Dann hat die Bianka gesagt: ‚Der Großvater wird wohl die zwei Mark unten allein verkaufen und dann im Schnee liegen bleiben. Ich werd’ mal sehen gehen, wo er bleibt.‘ Der Emil hat sie nicht wollen fortlassen, aber sie hat gesagt, sie robelt hinunter und ist gleich wieder da. Da ist sie fort, und der Emil ist mit der Alte allein gewesen. Auf einmal hat er’s wieder mit dem Heulen gekriegt und gesagt: ‚Ach, wenn das meine tote Mutter wüßte!‘ Da hat ihn die Alte ausgelacht; aber es hat nichts genutzt. Er ist immer hin und her gelaufen. Da hat die Alte gesagt: ‚Na, die Bianka ist ja auch nicht so dumm; vielleicht ist sie jetzt runter zum jungen Hilmann und fragt ihn, was sie tun soll.‘ Da hat der Emil laut gebrüllt: ‚Dann schlag ich sie tot! Dann schlag ich sie tot!‘, und ist hinaus und hat die Tür zugeschlagen, daß das ganze Haus krachte. Ich hab’ mich sehr gefürchtet. Ich hab’ gedacht, wenn mich meine Alte hier oben auf dem Heuboden erwischt, bringt sie mich um. Sie hat mir schon zweimal was in den Kaffee getan; aber ich hab’s gerochen und nicht davon getrunken. Nu hab’ ich mich in das Heu versteckt. Aber einmal hab’ ich noch nach unten geguckt. Da hat die Alte am Tisch gegessen und Karten gelegt. Dabei hat sie einmal laut gelacht. Und dann hat sie ihr Umschlagtuch umgemacht und hat die Laterne gesucht. Sie hat das Licht angezündet, aber

sie hat es wieder ausgeblasen. Die Laterne hat die Alte auf dem Tische stehen lassen; aber die Streichhölzer, das hab' ich gesehen, hat sie sich eingesteckt. Und dann ist sie hinaus und hat die Haustüre leise zugemacht. Ich bin dann runter vom Heuboden und hab' das Haus durchsucht. Es war niemand mehr da. Ich wußte nicht, was ich machen soll; da habe ich mich ins Bett gelegt. Aber ich konnte nicht mehr schlafen. Dann kam das Gewitter. Ich dachte: nun werden sie heimkommen. Aber es kam niemand. Auf einmal läutete es. Ich guckte zum Fenster hinaus. Da brannte es im Dorfe. Ich zog mich schnell an und rannte hinunter. Da sah ich, daß es die Brettschneide war. Und ich traf die Alte; sie stand am Walbrande bei der großen Birke und sagte: „Das ist recht! Das ist recht!“ Ich rannte dann hinunter, und sie rannte hinter mir her, und dann wurde ich eingesperrt.“

Soweit hatte der alte Krügel erzählt, nicht fließend hintereinander, sondern oft druckend und unterbrochen, von Balthassar oder mir oft zum Fortfahren aufgemuntert.

Balthassar wandte sich an mich.

„Was sagen Sie nun dazu?“

Ich zuckte die Achseln:

„Da sind Rätsel, die noch zu lösen sind.“

„Ja! Wir werden sie aber auf dem Dominium lösen. In einer warmen Stube. Hier holt man sich den Tod. Amtsdieners, Sie bleiben hier als Wache. Ich schicke gleich den Biernowski mit einem geschlossenen Wagen. Da laden Sie den Krügel ein, bewachen ihn gut und bringen ihn nach dem Dominium.“

„Jawohl, Herr Amtsvorsteher!“

„Und Sie, Herr Hubertus, lade ich ein, mich zu begleiten.“

Ich folgte dieser Einladung, und wir gingen durch die Sturmnacht hinauf nach dem Dominium. Unten verglimmte der Brand der Brettschneide.



Achtes Kapitel.

Schwere Nacht.



imm begegnete mir. Ich sagte ihm, er möge mir trockene Kleider nach dem Dominium bringen.

Das war eine Wohltat, deren ich dringend bedürftig war. Herr Balthassar suchte sie zu verstärken.

„Erst jeder drei Grogg und dann jeder eine Flasche Portwein, da wird uns wieder warm werden!“ Ich begnügte mich mit einem Teil dieser Abung.

Der alte Krügel war gebracht und in eine warme Stube gesperrt worden. Nun saß ich mit Balthassar in seinem Arbeitszimmer, das, mit plumpem Geschmac ausgestattet, aber doch gemütlich war.

„Nun sagen Sie mir, bitte, Ihre Meinung,“ sagte mein Wirt. „Sie sind ja ein viel gelehrteres Menschenkind als ich. Vier Exemplare kommen als Brandstifter in Frage: der alte Krügel, sein Weib, die Bianka oder der Emil.“

„Es kann auch der Bliß oder ein anderer Mensch gewesen sein,“ ergänzte ich. „Nennen wir diesen Unbekannten X.“

„Wir machen Sie kein X für ein U! Denken Sie

mich nicht ab! Welcher von den vier genannten Personen trauen Sie es am meisten zu?"

„Der alte Krügel scheidet, glaube ich, ganz aus, ebenso Emil Bönisch.“

„Man kann nichts wissen, ehe es nicht erwiesen ist,“ bemerkte Balthassar weise. „Übrigens, ehe ich mich weiter in den Portwein vertiefe, werde ich die alte Krügeln vernehmen, die ich ja auch hier auf dem Dominium eingesperrt habe. Es ist zwar Nacht, aber ich scheue mich in solchen Fällen nicht um die Visitenstunde. Ehe eine ordentliche gerichtliche Untersuchung erfolgt, können Tage vergehen. Inzwischen hat sich ein solch abgefeimtes Individuum tausend Schwindeleien ausgedacht. Frisch auf der Tat ertwischen und gleich ins Kreuzverhör nehmen, daß die Bande aus lauter Verblüffung und Verlegenheit die Wahrheit sagt, das ist der ganze Kern der Jurisprudenz. Habe ich da nicht recht?"

„Sicher!"

„Ja, aber ich möchte nicht gern, daß Sie diesmal dabei sind. Es fehlt Ihnen die amtliche Ermächtigung dazu.“

„Dann werde ich jetzt nach Hause gehen.“

Er sah mich treuherzig an.

„Das werden Sie mir nicht antun. Ich bin Amtsvorsteher, nicht Sie. Ich muß es machen. Und wenn jemand dabei ist, vor dem ich mich ein wenig geniere, dann — dann kann ich nicht so aus mir herausgehen; da kann ich mich nicht so entsalten. Und wie man mit den Deuten hier umgeht und redet, das weiß ich.“

„Schön, Herr Balthassar, entsalten Sie sich. Berhören Sie die Krügeln allein! Ich werde inzwischen

mit Ihrer Erlaubnis hier warten und noch ein Glas Wein trinken."

Er schlug mich auf die Schulter.

"Das ist famos von Ihnen, daß Sie nicht übelnehmerisch sind. Ich werde mich bei der alten Dame nicht unnütz lange verweilen und Ihnen dann alles erzählen. Ich glaube damit das Amtsgeheimnis nicht zu verletzen; denn ich brauche in diesem Falle guten Rat, und den kann ich mir nur bei Ihnen holen."

Er ging. Ich saß allein vor meinem Glase Wein. Allmählich ebbte die Erregung in mir ab, und ich konnte die Ereignisse des Abends kritisch betrachten. Wo hätte man in der Großstadt so merkwürdige, aufregende Dinge erleben können? Im Kino! Sonst nirgends. So seltsam es klingt — die Großstadtleute wohnen zu weit von einander weg. In der Großstadt ist es weiter von der einen Entree zur anderen als von meinem Waldhause hinüber über das weite Tal zur Moorhütte. Wenn mich jemand in der Großstadt nach den Bewohnern meines Nachbarhauses gefragt hätte, ich hätte sie nicht gekannt. Hier kannte ich jeden Menschen, und das Schicksal jedes Einzelnen ging mich unmittelbar etwas an. Es wäre unerhört gewesen, an irgendwelchen Ereignissen nicht persönlich Anteil zu nehmen.

Der Wald! Der Vater aller, die bei ihm wohnen!

Und dann die Primitivität und Urgewalt der hier zutage tretenden menschlichen Leidenschaften, die gar keine Hemmungen kennen, die fast kindhaft mit Gedeih und Verderben, mit Tod und Teufel spielen.

Ich trat ans Fenster. Es regnete nicht mehr; der Mond erhellte matt den Himmel, und der Sturm schleuderte große Wolkenballen gen Norden gegen eine

dunkle Wand, als ob er eine finstere Festung bombardiere.

Da fielen mir Emil Bönisch und Bianta ein. Wo waren die? Kein Mensch hatte sie gesehen. Der alte Brettschneider hatte umsonst nach seinem Sohne gerufen, als das heimische Gehöft in Flammen stand, und von dem Mädel hatte auch niemand etwas erfahren.

Wo waren die zwei? Und in welcher Verbindung standen sie zu dem Unglück?

Es währte etwa eine halbe Stunde, bis Balthassar zurückkam.

„Wissen Sie, was die Alte sagt? Krügel hat angezündet!“

„Die Frau beschuldigt den Mann?“

„Ja! Der Mann beschuldigt das Weib, das Weib den Mann. Es ist greulich — aber es ist so. Sie sagt: Er hat eine Wut gehabt auf den Brettschneider wegen der Kündigung; er hat neuen Schnaps haben wollen, obwohl er schon betrunken war. Der Emil sei auf Besuch gewesen und habe Krügel zwei Mark geschenkt. Mit dem Gelde sei er nach dem Gasthause hinunter. Sie sei schließlich dem Krügel nachgegangen, damit er nicht unterwegs liegen bleibe; da sei eben unten das Feuer aufgegangen. Dann habe sie Krügel getroffen, und er habe gesagt: „Dem habe ich es gegeben!“

„Das ist scheußlich. Aber es klingt mir ganz unwahrscheinlich. Wie haben Sie denn das aus der Alten herausgebracht?“

„Ich habe ihr alles auf den Kopf gesagt.“

„Was?“

„Nun alles, was der Krügel vorhin erzählt hat.“

„Ah, Sie haben der Alten das ganze Verhör mit Krügel mitgeteilt?“

„Ja, natürlich. Sollte ich etwa nicht?“

„Gewiß nicht. Da ließen Sie ja die Alte in unsere Karten gucken; da hätten Sie ja Krügels Verhör gleich in ihrer Gegenwart anstellen können.“

Balthassar stürzte ein Glas Portwein hinunter.

„Der Teufel soll diese Verhöre holen. Bin ich dazu da, mitten in der Nacht den Untersuchungsrichter zu spielen oder einen Detektiv abzugeben? Ich wollte der Alten damit imponieren, daß ich alles wisse. Wie konnte ich ahnen, daß die Hexe den Spieß umdreht? Ubrigens ist absolut nicht erwiesen, wer hier schwindelt, der Mann oder das Weib. Nettes Ehepaar, wo eines das andere ins Zuchthaus zu bringen sucht.“

„Ja, ich hätte so abgrundtiefen Sumpf in einem friedlichen Waldtal nicht vermutet. Ubrigens, während Sie fort waren, ist mir eine äußerst wichtige Frage eingefallen: Wo sind Emil und Bianta?“

Balthassar starrte mich an.

„Emil und Bianta? Ja richtig: wo sind die?“

„Wir haben uns unter dem Eindruck der Ereignisse unten am Feuer zunächst nur auf die beiden Alten gestürzt, ohne uns um die beiden Jungen zu kümmern. Und die sind ebenso wichtig. Deren Verhör allein könnte Auskunft verschaffen, wer von den beiden Alten die Wahrheit spricht: der Mann oder die Frau.“

„Wo sind sie? Wo sind sie?“ fragte Balthassar und zerkrakte sich den Bart.

„Wenn Krügel die Wahrheit gesagt hat, so ist die Bianta nach der ‚Traube‘ gegangen und Emil Bönnisch hat auf eine Andeutung der Alten hin Verdacht geschöpft,

daß sie zum jungen Hilmann sei und ist ihr nachgelaufen.“

„Ich hab's!“ rief Balthassar. „Wir müssen zunächst in der ‚Traube‘ nachfragen, ob die Bianta dort war, und dann müssen wir den jungen Hilmann vernehmen — und zwar bald.“

Wir verließen das Haus und patzten wieder durch die Schneelachen. Das Rauschen der vom Frühlingssturm gepeitschten Wälder füllte das dunkle Tal. In der „Traube“ schlief alles. Es dauerte lange, ehe uns geöffnet wurde. Mädchen und Malchen hatten erst beide sorgfältig Toilette gemacht, vielleicht sich erst frisch frisirt, ehe sie uns die Tür öffneten, und sagten, daß die Bianta nicht in der „Traube“ gewesen sei.

„Da brauchtet ihr uns doch nicht hier eine halbe Stunde lang in diesem Sautwetter stehen zu lassen; das kommtet ihr uns doch vom Kammerfenster herunter sagen!“ grollte Balthassar.

Sie schnitten beide ganz dasselbe entrüstete Gesicht, sagten gleichzeitig „Wie konnten wir denn?“ und verriegelten die Tür.

„Gar keine heirat' ich von den beiden Zimperliesen!“ brummte Balthassar in tiefer Verdrossenheit.

Nun gingen wir zu Hilmanns Gehöft. Dort wurden wir schon nach zehn Minuten eingelassen. Der alte Hilmann kam, seine Frau, der junge Hilmann und sechs oder sieben jüngere Geschwister, dazu zwei Knechte und eine Magd. Ich sagte leise zu Balthassar:

„Schicken Sie die überflüssigen Leute weg; verhören Sie den jungen Hilmann allein.“

Diesen Rat befolgte er. Er kommandierte:

„Alles geht hinaus! Wehe, wer nicht sofort wieder ins Nest kriecht! Nur der Heinrich Hilmann bleibt hier.“

Jeder Widerstand war ausgeschlossen.

Wir blieben mit dem jungen Manne allein. „Hilmann,“ begann Balthassar; „es ist orts-, ja weltbekannt, daß Sie mit der Bianka ein Getue haben. Also beantworten Sie mir eine Frage, die ich amtlich an Sie richte: Waren Sie diesen Abend mit Bianka zusammen?“

„Nein!“

„Hilmann schwindeln Sie nicht. Ich weiß es besser. Wann kam das Mädel zu Ihnen?“

„Gar nicht!“

„Thür auf. Alle Leute wieder herein! Herunter von der Treppe! Seid ihr alle da? Dann paßt auf! Ich mach' euch darauf aufmerksam, daß ihr unter Umständen Anspruch aufs Zuchthaus habt, daß in ernstesten Dingen nicht gesadelt wird und daß also hier jeder die unverfälschte Wahrheit zu sagen hat. Wer von euch hat am letzten Abend die Bianka aus der Moorhütte gesehen, gehört oder auch nur gewittert?“

Niemand. Balthassar schimpfte, drohte, „verhörte“ noch einige Zeit, aber es kam nichts dabei heraus. Als wir endlich wieder auf der Straße standen, sagte er:

„Was nun? Ich glaube, das einzig Vernünftige, was wir in der ganzen mysteriösen Angelegenheit jetzt noch tun können, ist: daß wir schlafen gehen.“

„Oder“ — warf ich ein — „daß wir noch einmal nach der Brettschneide gehen und nachsehen, ob der Emil doch inzwischen zurückgekommen ist.“

„Richtig, das wollen wir tun! Und dann nach oben nach der Moorhütte, ob die Bianka da ist. Oder macht Ihnen das zu viel?“

„Bewahre: Ich bin viel zu aufgeregt, als daß ich jetzt schlafen könnte.“

„Also los. Ich müßte eigentlich den Amtsdienner mitnehmen, aber der ist ein zu dämlicher Kerl; Sie können ihn vertreten.“

In der Brettschneide stand die Feuerwehr an der verglimmenden Brandstätte. Wir gingen nach der großen Stube des Wohnhauses. Die Petroleumlampe hing von der Holzdecke herab; am Tisch saß der Brettschneider, und vor ihm stand ein kleiner Holzkasten.

Der Alte rührte sich nicht als wir eintraten; er sah nicht einmal auf.

„Bönisch,“ sagte Balthassar, „wenn ich jetzt in Ihre Stube trete, so komme ich nicht als Gutsinspektor, so komme ich als Polizeiperson. Ich muß Sie fragen, ob Ihr Sohn Emil inzwischen zurückgekommen ist.“

„Emil! — Emil!“ lallte der Brettschneider geistesabwesend.

„Ist er da? Ist er nun zurück?“

Da fuhr der Alte mit dem Kopf herum.

„Was wollen Sie eigentlich?“

„Wir fragen, ob Ihr Sohn Emil nun zurück ist?“

„Der?“ krächzte der Alte. „Der kommt nicht mehr wieder.“

„Wieso denn nicht?“

Der Brettschneider antwortete uns nicht. Er sprach mit sich selbst.

„Achttausend Taler — achttausend Taler —“

Das wiederholte er wohl an die zehnmahl.

Ich winkte Balthassar, und er verstand mich. Wir setzten uns auf die Holzbank, die rund um die Stubenwand lief, und beobachteten den Alten.

„Achttausend Taler — alle Bücher — alle! Alles weg! Alles weg!“

Der Sturm blies durch die geschlossenen Fenster hindurch. Die Lampe blakete.

„Nichts mir gelassen! Nichts dem alten Vater!“

„Der Sohn hat ihn bestohlen!“ flüsterte ich Balthassar zu.

„Ach, Henriette, wenn du das wüßtest — von unserem Emil — von unserem einzigen Kinde —“

Jetzt weinte der Alte bitterlich.

„Er spricht von seiner toten Frau!“ flüsterte Balthassar.

„Kommen Sie, das halte ich nicht aus!“

Wir erhoben uns und schlichen auf den Zehenspitzen der Tür zu. Da sprang der Brettschneider auf.

„Warum lauft ihr denn fort? Ihr könnt es wissen — der Emil hat mir alles gestohlen und die Brettschneide angezündet —“

„Bönisch,“ sagt Balthassar in mildem Ton, „wir sind bis jetzt Gegner gewesen; aber nun möchte ich Ihnen helfen. Bönisch, beruhigen Sie sich. Wenn Ihnen was gestohlen worden ist, braucht es doch nicht Ihr Emil gewesen zu sein. So was tut doch Ihr Emil nicht!“

„Er hat's getan! Er hat ja ganz allein gewußt, daß das Kästel in der Brettschneide versteckt war, und er hat ja den Schlüssel gehabt, den zweiten Schlüssel.“

„Ist es dieser Kasten?“

Der Alte nickte.

„Ich betrachtete den Kasten, der etwa ein halbes Meter lang und zwanzig Zentimeter hoch war. Das Schloß war unverfehrt; an dem Kasten war keinerlei Beschädigung.

„In der Brettschneide war der Kasten versteckt?“

„Ja, unter dem Fußboden.“

Der Alte beantwortete diese und die folgenden Fragen wie in willenlosem Zustand.

„Und außer Ihnen wußte nur Emil davon?“

„Sonst niemand!“

„Hatte er einen Schlüssel?“

„Ich hatte einen; er hatte einen!“

„Wieviel Geld war in dem Kasten?“

„Achttausend Taler.“

„In Spartassenbüchern?“

„Das meiste war Papiergeld.“

„Und alles ist fort?“

„Alles. Nichts hat er dem alten Vater gelassen.“

„Haben Sie den Diebstahl erst jetzt bemerkt?“

„Bald! Wie die Säge brannte, hab' ich den Kasten geholt. Er war leer. Da hab' ich ja alles gewußt. Und ich hab' den Emil gesucht. Aber der Emil ist nicht da. Er hat das Geld genommen, er hat die Brettschneide angezündet wegen dem verfluchten Balg.“

Gebrochen sank der alte Sägemüller auf einen Stuhl und fing wieder auf kläglichste Weise an zu weinen. Balthassar wartete ein Weilchen; dann sagte er:

„Bönnisch, ich kann es immer noch nicht glauben. Aber den Kasten da, den muß ich mitnehmen. Auf den muß ich Beschlagnahme legen. Das ist meine Pflicht!“

„Nehmt ihn! Nehmt ihn! Es ist ja nichts mehr drin! Nun ist alles egal. Das Geld ist hin, die Säge ist hin, der Emil ist hin! Ich nehme einen Strick und häng' mich auf. Morgen — morgen bin ich längst tot!“

Stille in der Stube. Balthassar sah mich an. Ich flüsterte ihm ins Ohr:

„Den dürfen wir nicht allein lassen. Ich will hinunter ins Dorf, will sehen, daß der Kantor und Fräulein Hensloh hierherkommen. Bleiben Sie hier!“

Er nickte und ich eilte hinab zur Schule. Es war Licht in dem einen Zimmer. Dort saßen der Kantor, seine Frau und Erika. Sie sagten, sie könnten nicht schlafen in dieser furchtbaren Nacht. Auch unterwegs hatte ich manches Fenster erhell't gesehen. Dort lag ein Kranker, dem der Schreck den Zustand verschlechtert hatte, sodaß seine Verwandten bei ihm wachen mußten; dort schrie ein Säugling, der die Aufregung der Nacht aus der Mutterbrust gesogen hatte; dort und dort lebten furchtsame Leute, die meinten, Brandleger seien im Thal, man müsse auf der Hut sein, zumal in Brandnächten überall gestohlen werde; dort oder dort war ein furchtames Menschenkind, dem in dieser schweren Nacht nicht wohl war ohne Licht.

Wir alle sind Kinder des Lichtes. Es gibt keine Menschenseele, die ohne Furcht ist im Finstern.

Die Großstadt — ach, die Großstadt! Da guckt einer aus dem Fenster über die Straße, weil dort ein Leichentwagen vorfährt, und fragt sein Dienstmädel: „Wer ist denn da drüben gestorben?“ Dieses zuckt die Achseln und weiß es auch nicht. Und wenn im Südviertel ein Feuer ausbricht, erfahren die Leute im Ostviertel davon — durch die Zeitung. Hier im Walde ging das Schicksal der Brettschneide einen wie den anderen an; hier mußten wir alle mittun.

Der Kantor und Erika begleiteten mich und versprachen, bis zum Anbruch des Tages bei dem Brettschneider zu bleiben.

„Es ist nur für das erste,“ sagte ich zu Erika, „daß er eben über die schlimmste Verwirrung wegstommt.“

Das Mädchen war sehr ernst. Ich merkte, daß sie immer noch von den Strupeln befangen war, unser unschuldiges Rodelvergnügen habe die Katastrophe herbeigeführt. Aber sie sprach nicht davon. —

Mit Balthassar brach ich alsbald zur Moorhütte auf. Sie lag ganz dunkel; aber die Haustür stand offen. Wir tappten in die Wohnstube und zündeten die Lampe an. Da standen Kaffeetassen auf dem Tisch, und auf dem Fensterbrett lagen die Wahrsagekarten; daneben stand eine unerhellte Laterne. Schließlich suchten wir das ganze kleine Haus ab; es war niemand darin.

„Der Balg ist fort!“ sagte Balthassar. „Jedenfalls ist sie mit Emil durchgegangen. Es wird mir jetzt klar. Emil hat seinem Alten das Geld gestohlen, hat dann die Brettschneide angezündet, um den Diebstahl zu verdecken, und ist mit der schwarzen Bestie auf und davon.“

„Ja, so scheint es!“ pflichtete ich bei. „Der Bursche muß eine unsinnige Leidenschaft zu dem Mädchel gehabt haben.“

„Verrückt ist er! Total verrückt! Nun, sie werden nicht weit laufen. Sobald es Tag wird, fahre ich nach der Stadt und mache der Staatsanwaltschaft Meldung. Jetzt wollen wir endlich schlafen gehen.“

Während wir noch versuchten, die Haustür zu schließen, kam ein schwarzes Tier heran. Ein Hund. Er schlug ein winselndes Gebell an und war in größter Aufregung. Balthassar beleuchtete den Hund mit seiner Laterne und sagte:

„Der Rötter vom alten Krügel. Ich kenne das Vieh. Er sucht wohl die Alten.“

Der Hund heulte, winselte, bellte. Er lief immer ein Stückchen den Berg hinunter, kam leuchtend zu uns zurück, winselte aufs neue und jagte wieder von dannen.

„Was hat das Vieh? Es ist, als ob es uns auf etwas aufmerksam machen wollte. Wir wollten ihm mal nachgehen.“

Der Hund raste bis zur Erschöpfung hin und her. Etwa ein Drittel des Weges den Berg hinab blieb er stehen und lief winselnd links in den Wald hinein.

„Nachgehen!“ sagte Balthassar. „Vorsicht! Es ist viel niedriges Gestrüpp und Wurzelzeug hier.“

Er beleuchtete den Erdboden. Langsam machten wir uns Bahn.

„Wie der Hund heult! Jetzt ist er wieder stehen geblieben.“

Wir gingen noch ein Stückchen.

Da stieß ich auf das schrecklichste Bild, das ich in meinem Leben sah.

Von dem Hunde war aus einer Schneewehe ein weiblicher Leichnam halb ausgescharrt worden.

Bianka!

Die Stirn war ihr zertrümmert.

„Bianka!“ stammelte Balthassar. „Sie ist tot. Gott sei ihr gnädig!“

Ich brachte kein Wort heraus.

Wir zwei Männer standen eine ganze Weile, ohne uns zu regen. Der Hund winselte schmerzlich und legte die Hand des toten Mädchens. Die Laterne beleuchtete ihren entsetzlich entstellten Kopf.

„Wir müssen etwas tun. Was sollen wir tun?“

„Ich weiß es nicht!“

Mir wurde übel. Ich mußte mich an einen Baum lehnen.

„Bleiben Sie hier! Halten Sie mit dem Hunde Wache. Ich springe ins Dorf und hole Leute.“

Er eilte davon mit seiner Laterne; ich blieb im Dunkeln allein mit der Toten und mit dem Hunde. Es fiel mir ein, es wäre Balthassars Sache gewesen, hier Wache zu stehen und mich ins Dorf zu schicken. Ich konnte es nicht ändern; ich mußte nun hierbleiben im nächtlichen Wald bei der Ermordeten.

Erst schloß ich die Augen. Aber da wurde es schlimm. Es wurde mir sterbensübel. Ich hatte das Gefühl, ich würde umsinken im Schnee.

Willen mußte ich haben. Das allein konnte mir helfen.

Ich riß die Augen auf und starrte die Leiche an. Im fahlen Mondlicht sah ich die zertrümmerte Stirn, das blutübertonnene Gesicht.

Nun, es war eine Tote, eine unglückliche Ermordete! Es war ja kein Gespenst! Was gab es da zu fürchten? Ich würde mal näher gehen und mir die Leiche genau ansehen. Vielleicht daß ich etwas entdeckte.

Ich tat es. Es war merkwürdig — ich fühlte meine Beine nicht, als ich die paar Schritte machte. Es war, als seien sie abgestorben. Und als ich einmal die Arme im Kreise drehte, erschrak ich ordentlich, daß ich das fertig brachte hier in diesem Zauberbann des Grauens und des Todes.

Die Frage: wer denn das hier getan haben könnte, kam mir nicht. Dazu war mein Hirn zu erstarrt. Willen haben! Hingehen! Es ist ja doch nichts außer der Natur.

Ich war nun bei der Leiche und beugte mich über sie. Da knurrte der Hund bössartig und schnappte nach mir.

So ging ich nach meinem Baum zurück. Nun kam mir der Hund nach und beleckte meine Knie.

Der Sturm heulte immer noch durch den Wald. Große Felsen wässerigen Schnees fielen klatschend von den Bäumen; hier und da krachte ein Ast.

Schwarze Bianka, nun bist du tot. Hast kein gutes Leben gehabt. Bei den Komödianten geboren. Die Landstraße war deine Heimat. Dann ist die Mutter gestorben. Hat dir nichts vererbt als ihr wildes Blut und Erinnerungsbilder der Art, die nicht gut für ein Kind sind. Und dann kamst du zu der Herge. Da wurde es noch schlimmer. Deiner taumelnden, heißen Seele hat niemand geholfen. Sie haben deinen Leib begehrt und deine Seele verachtet, haben dich immer noch ein Stückchen weiter dem Verderben zugeschoben. Und da bist du so hineingeraten. Nicht ohne eigene Schuld. Aber auch durch furchtbares Verhängnis. Wird keiner hier auf Erden beurteilen können, was nun in Wahrheit der Kern deines Wesens war. Wird ein anderer tun müssen, der Bescheid weiß im Sonnenlicht und in der Nacht, in der Blüte und in der Fäulnis.

Wenn ich jetzt ein Priester wäre und nach meinem Herzen handeln könnte, würde ich die Hand heben und dich lossprechen von all deinen Sünden. Ich bin kein Priester, und es ist zu spät. Aber das weiß ich, daß Gott barmherziger ist als ich und als alle Menschen.

Nun fällt mir ein: die alte Großmutter hat gesagt, daß die Bianka ermordet werden wird, noch ehe ein Jahr vergeht. Sie hat es mir aus den Linien der Hand erklärt.

Das alte Weib kann doch gut prophezeien. Sie soll oftmals Todesfälle vorhergesagt haben. Vielleicht steckt ihr der alte Luzifer ein Licht an. Was weiß ich?

Wenn nur der Hund nicht so jammervoll winselte! Wie erklärt sich sein Schmerz? Ist er das einzige lebende Wesen auf Erden, das um die Bianka klagt und trauert? Warum? Weil er ein Hund ist, der nichts von Moral weiß, der sich nur erinnert: dieses Mädchen hat mir manchmal einen Knochen gegeben. Heult er nur wegen des Knochens? Glaubt er, nun bekomme er keinen mehr? O, so dumm ist er ja nicht. Er erinnert sich in Dankbarkeit, daß die Bianka Gutes tun konnte. Sie konnte Knochen verschenken und einem armen Rötter eine Suppe kochen und ihn manchmal streicheln. Und daher sollte sie nicht sterben — nicht so sterben. Daher klagt dieser Hund, daher ruft er Menschen zu Hilfe oder zur Rache herbei.

Ja wohl, alter Bierbeiner, ich will nicht weniger sein als du; ich will bei deiner Herrin Wache halten und nicht auf sie schelten.

Wenn ich auch auf sie schelten wollte — sie ist mir zu stumm; sie kann sich doch nicht mehr verteidigen. Muß also alles Gott befohlen sein!

Wie man fromm wird im dunklen Walde! Aber bei Leichen werden alle Menschen ein wenig fromm. Weil dann ihre Kunst zu Ende ist; weil ihr Kopf an eine furchtbare Mauer stößt, an der sie nicht weiter können.

Freilich — die Menschen schütteln die „Antwandlung“ bald von sich, vergessen „den Fall“, kehren ins Leben zurück, wo sie sich Rat wissen, stolpern aber immer wieder dem nächsten „Fall“ entgegen. Bis sie selber am Ende sind. Dann, wenn sie sich selbst und wenn ihnen andere

nicht mehr helfen können, dann kommt der liebe Gott an die Reihe.

Weiß nicht, was er dazu sagt.

Jetzt fängt es an in Strömen zu regnen. Ich schaue auf die Leiche. Der wird vom Regen alles Blut vom Gesicht gewaschen. Ganz nahe gehe ich wieder hin. Der Regen wäscht die blauschwarze Stirnhaare der Bianka hin und her, der Wind spielt mit ihnen, mit dem seidenen Gelock über der Todeswunde. Der Hund legt sich winselnd über die junge Frau, deckt sie zu mit seinem Leibe. Ich reie den Mantel von den Schultern und breitete ihn über beide.

Bald darauf blizt Laternenlicht auf. Männerstimmen erschallen. Ich sage nur noch zu Balthassar: „Es hat sich hier nichts ereignet!“ und renne dann nach Hause.

In meinem Bett friert mich erbärmlich. Die alte Mathilde muß kommen, die Dienerin und Freundin meiner toten Mutter. Sie bringt mir Tee. Dann setzt sie sich mit einem Strickstrumpf in einen Stuhl meinem Bett gegenüber.

Da kommt eine große Ruhe über mich.



Neuntes Kapitel.

Balthassar verzweifelt am Roten Adlerorden.
— Von primitiver Tragik. — Timm blamiert sich. —
Der Kaufmaler. — Ich gehe in die Naturgeschichts-
stunde.

Sar zu sehr will ich mich von den Waldgeschehnissen doch nicht gefangen nehmen lassen. Der Schauplatz des Dramas hat auch gewechselt. Es sind Leute aus der Stadt gekommen, Beamte, die haben uns klar gemacht, daß wir so gut wie alles falsch angefangen, daß wir durch allerhand verkehrte Maßnahmen die Spur der Übeltäter, die sonst mit Sicherheit sofort entdeckt worden wären, verwischt hätten. Sie schimpften besonders darüber, daß wir die Leiche Biancas nicht unberührt hatten liegen lassen.

Balthassar war gekniffen. Ich meinestills erlaubte mir zu bemerken:

„Es müßte besonders ein Tadel gegen den Wettergott ausgesprochen werden. Der hat nämlich, ohne die Genehmigung der Staatsanwaltschaft abzuwarten, gegen Morgen der Mordnacht einen so furchtbaren Wolkenbruch gesandt, daß die Schneeschmelze urplötzlich eintrat und wahrscheinlich der Leichnam von einem Sturzbach weggespült worden wäre, wenn er noch dagelegen hätte.“

Der Herr Kommissar zürnte mir ob dieses Einwands, aber da ich ein unabhängiger Mann bin, lachte ich das wichtig tuende Menschlein aus. Eine neue Kommission kam, und es gab Lokaltermine und unerträglich lange Vernehmungen; heraus kam dabei gar nichts.

Balthassar, der nach meiner Ansicht seine Sache

viel besser gemacht hatte als diese amtliche Kommission, war ob verschiedener Küssel, die er bekommen hatte, tief gebeugt.

„Passen Sie auf,“ sagte er, „ich bekomme den Roten Adler-Orden niemals.“

„Nu, wenn schon!“ sagte ich.

Über diesen Gleichmut wunderte sich Balthassar; dann aber sagte er: „Ja, ja, wenn Sie nur selbst einen solchen in Aussicht hätten, würden Sie ganz anders reden!“

Der Anführer der Untersuchungsarmee war mit seinem Urteil bald fertig.

„Der alte Krügel hat aus Wut über die Kündigung seine Enkeltochter erschlagen. Die Frau kommt als Mitwisserin in Betracht. Beide — Mann und Frau — kommen in Untersuchungshaft. Über Emil Bönisch ist nichts festzustellen, doch scheint er hinreichend des Diebstahls verdächtig und wird steckbrieflich verfolgt werden.“

Der Ansicht, daß Emil flüchtig sei, waren Balthassar und ich neuerdings nicht mehr. Wir suchten im Walde nach der Leiche Emils. Wir fanden aber nichts. Der alte Bönisch schnitt sich den Steckbrief seines Sohnes aus der Zeitung aus und nagelte ihn über seinem Tische an die Wand. Darauf aß er nicht mehr in der Stube; er aß im Stalle.

* * *

Es wird Frühling. Das ist wichtiger für die Welt und also auch für mich als das Einzelschicksal aus der Moorhütte. Manchmal staune ich über mich und sage mir: Du bist ja in eine ganz wilde Romantik hineingeraten: Diebstahl, Brand, Mord — in ganz brutaler Art.

Ja, der Wald und das Waldbolk! Das ist so unvernünftig primitiv. In der Großstadt freilich ist alles viel feiner, viel komplizierter. Fällt gar keinem ein, dem andern das Haus anzuzünden; er gründet lieber eine G. m. b. H. mit ihm, wenn er ihn ruinieren will.

In der Großstadt mordet man nicht mit der Art; das ist viel zu gefährlich und abgeschmackt. Man vergiftet lieber einem das Leben, wenn man ihn haßt. Dann geht er von selbst. Eine Kommission schreitet dann nicht ein. Viel feiner und aparter ist das alles, nicht so plump, nicht so roh, wie es im Walde geschieht.

Die alten Epen und Volksgefänge sind brutal, da zünden die Leute an, schlagen Schädel ein; die neue Kunst weist auf unendlich zartere Art nach, wie einer den anderen zugrunde richten kann.

Die Motive freilich sind immer die gleichen: das Weib, das Geld, der Machthunger. Alles andere ist drum und dran, im günstigsten Fall Beleuchtung.

Alle Tragödien menschlicher Schuld, ob sie nun in Salons, Geschäftsräumen, Regierungssälen, Bürgerwohnungen, Dirnenheimen, Räuberhöhlen, Klubs oder Spelunken sich abspielen, sind auf dem gleichen Fundament errichtet: auf der menschlichen Selbstsucht. Die verfeinerte Ehebrecherin, der „gewiegte“ Kaufmann, der Intrigant am Hofe, der Strolch, der einen Raubmord begeht, sie sündigen alle aus demselben Grunde: sie wollen, daß ihnen wohl werde. —

Es wird Frühling. Der Star aus Spalato ist da, hat Herrn Hippel und Frau aus dem Starkasten herausgeworfen und sich mit seiner Gattin häuslich bei mir eingerichtet. Die Hunde haben eine Stunde lang den Baum angebellt, auf dem die neuen Vögel saßen, haben

alberne Versuche gemacht, den Stamm hinaufzuklettern, und es dann aufgegeben. Die Röter ärgern sich, daß der Vogel oben pfeifen kann. Alle Veller klaffen die Pfeifer an.

Und noch einer ärgert sich. Das ist Timm. Er hat sich blamiert, indem er die Stare für junge Krähen gehalten hat. Darüber hat sich die Sturz fast einen Herzschlag gelacht. Dieses Weißbild hat überhaupt ein alarmierendes Lachen. Es ist ein Gemisch von Krächzen, Zischen, Spucken, Husten, Glucksen, Rollern, und begleitet von krampfartigen Erscheinungen, von Händeschlagen, Augenübergehen und Beinetrampeln.

Darüber, daß der großstädtische Timm Stare für junge Krähen hält, kann ein Menschenkind so lachen! Als ob das ein Witz wäre! Und ausgerechnet die Sturz! Sie hat ihre Eltern, ihren Mann und zehn Kinder begraben und kann so unsinnig vergnügt lachen. Was für schnurrige Gehirn- und Herzkonstruktionen fabriziert doch der liebe Herrgott.

Unten in die „Traube“ ist auch neues Leben gekommen. Der junge Lohmann ist erschienen, der Maler. Er wohnt auf dem Schlosse, da das Dominium doch seinem Vater gehört; aber er sitzt meist in der „Traube“. Die Schwestern erzählten mir, daß sie immer ein Faß roten und ein Faß weißen Wein bestellen, wenn der junge Lohmann kommt. Er trinke beileibe nicht alles selber, aber er gebe allen Leuten zum Besten, und wenn sie ein bißchen beduſelt seien, zeichne er sie. — Auch ein Standpunkt!

Wir lernten uns in der „Traube“ kennen. Werner Lohmann lud mich gleich zum Weine ein.

„Ich bin kein gutes Modell, Herr Bohmann.“
sagte ich.

„Ach,“ lachte er, „Sie wissen Bescheid? Bitte, sagen Sie es nicht weiter. Sie nähmen den Leuten sonst die Zutraulichkeit und den Appetit. Ja, ich mache hier meine Studien. Ich will nämlich mal ein Album herausgeben; Titel: ‚Der Rausch‘. Alle Stadien des Rausches vom leichtesten Spitz bis zur völligen Biechigkeit. Sehr schwer — so was! Sehen Sie, das kleine Irrlicht aufzufangen, das etwa in dem Auge einer hübschen Dame nach dem zweiten Glase Sekt aufblitzt, und dann die ganze tolle Skala weiter bis zu dem Kerl, der wie ein Schwein im Kinnstein liegt, das ist doch ’ne schöne Aufgabe. Das ist psychologisch blödsinnig schwer, vom rein Technischen gar nicht zu reden. Also ich mache mein Album: ‚Der Rausch‘. Sie werden mir vielleicht zugeben, daß die Idee originell ist.“

„Jawohl, mit solcher Bilderserie könnte sich der Teufel sein Vorzimmer tapezieren lassen.“

„Wie? Wie sagten Sie das?“

„Ich sagte: Mit solcher Bilderserie könnte sich der Teufel sein Vorzimmer tapezieren lassen.“

„Famos! Gestatten Sie, daß ich den Satz in mein Notizbuch schreibe? Ich möchte ihn im Vorwort zu meinem Album anbringen. Er ist herrlich!“

Das war Werner Bohmann. Ein sehr hübscher Mann von 28 Jahren.

Am nächsten Tage schon besuchte er mich. Ich zeigte ihm meine kleine Kunstsammlung. Er war von der überschwenglichen Begeisterung, von der nur Männer unter dreißig Jahren sein können. Dann tranken wir; denn der Maler von „Rausch“ trinkt selber gern. Timm

bediente uns, und da er wußte, daß es sich um den Sohn unseres Gutsherrn handelte, drehte er so feierlich diskrete Allüren heraus, wie sie nur die Kellner der ersten weltstädtischen Weinrestaurants haben. Endlich wurde Werner Lohmann auf Timm aufmerksam.

Er bedäugte ihn; er fixierte ihn; er zeichnete ihn mit den Augen.

Dann rief er:

„Mensch — wie heißen Sie doch? Timm? — ja richtig, Timm! Also, Timm, ich muß Sie zeichnen. Ich bin begeistert für Ihren Kopf, Ihre Figur, Ihre Haltung! Köstlich, ganz köstlich! Sind Sie bereit, mein lieber Freund Timm, sich von mir zeichnen zu lassen?“

Timm wurde puterrot. Solche Ehre war ihm ja noch nie widerfahren. Er machte eine Verneigung, als ob er mit der Nasenspitze den Mittelpunkt des Erdballs ergründen wollte.

„Also abgemacht, Timm, ich zeichne Sie! Sie kommen zu mir aufs Schloß! Vorausgesetzt natürlich, daß es Herr Hubertus gestattet!“

O, ich gestattete es gern. Ich gönnte Timm, dem eitlen Knaben, den Reinsfall, den ich ahnte, und dachte: Kugel, die du rollen willst, rolle! — — —

Am nächsten Tage kam Balthassar zu mir. Er war sichtlich schlechter Laune.

„Nun, Herr Balthassar, was gibt es Neues in unserer Mord- und Brandgeschichte?“

„Gar nichts! Wenn erst die Herren Beamten etwas in die Hand kriegen, gibt's überhaupt nichts Neues mehr.“

„Hm! Und sonst?“

„Sonst ist leider der junge Lohmann gekommen.“

„Weiß ich! Er war schon bei mir.“

„Schon? Na ja, der schmeißt sich überall 'ran.“

„Wo schmeißt er sich 'ran?“

„Na, zum Beispiel unten in der ‚Traube‘ an die Zwillinge.“

„An welchen Zwilling?“

„Weiß ich's? An die oder die oder an beide. Ich sage Ihnen, Herr Hubertus, hüten Sie sich vor diesem Werner Lohmann. Er ist der Sohn meines Herrn, leider muß ich sagen — leider! Was hat der junge Mensch schon für Geld totgeschlagen — in Italien — in Griechenland — in Agypten — in Indien — in Japan — in Kalifornien. Nun, glauben Sie, daß ein Maler, der was können soll, nötig hat, in all' diesen Ländern Unsummen von Geld zu vergeuden?“

„Durchaus nicht!“

„Also: das sage ich auch! Der Alte — mit Respekt zu sagen, mein Herr, schindet sich in seinem Bureau von morgens fünf bis abends zehn. Und der Sohn strolcht in der Welt umher und bringt ein Heidengeld durch.“

„Das ist oft die Tragik reicher Söhne.“

„Sie haben es wieder mit der Tragik. Ich sage einfach Lumperei. Etwas Tragisches finde ich daran nicht, wenn sich einer Tag ein, Tag aus amüsiert.“

„Doch, Herr Balthassar; es ist der drohende Untergang.“

„Ah bah — der Alte ist so reich; dessen Geld kann selbst dieser Sohn nicht klein kriegen.“

„Es ist nicht das Geld, von dem ich rede.“

„Sondern?“

„Sondern sein Ernst ist in Gefahr und damit seine

Kunst und vielleicht sein Leben. Doch er ist noch jung; er tobt noch; er findet sich wohl noch zurecht; ich wünsche ihm das Beste.“

Balthassar brummte.

„Also, wenn er von den Zwillingen nicht abläßt, da geschieht etwas, da vergesse ich mich. Er ist ein toller Weiberjäger. Ist es nicht traurig — kaum ist der eine Giftpilz weg, die Bianka, so schießt ein neuer und noch viel schlimmerer in die Höhe.“

„Ja, so geht es zu im Walde. Aber Sie können doch ganz ruhig sein, Herr Balthassar; Sie wissen doch, wie brav und solide die Mädchen in der ‚Traube‘ sind.

„Beide nicht! Nur die eine! Die andere hat gerodet!“ — —

„Alle Vögel sind schon da,
Alle Vögel, alle.
Amsel, Drossel, Fink und Star
Und die ganze Vogelschar
Wünschen dir ein frohes Jahr,
Lauter Heil und Segen.“

Jubelnde Kinderstimmen drangen durchs offene Fenster.

„Das ist Fräulein Isenloh mit ihrer Klasse,“ sagte Balthassar. „Sie hält ihre Naturgeschichtsstunde im Freien. Sie hat mich, da ich doch Lokalschulinspektor bin, erst angefragt, ob ich etwas dagegen hätte, wenn sie mit den Kindern in den Naturgeschichtsstunden in den Wald oder auf die Wiese ginge. In den Wald, habe ich gesagt, ja; auf die Wiese: nein; denn da würde zuviel zertrampelt, und da verträgt sich die Pädagogik mit der Landwirtschaft nicht. Da zieht sie nun los. Singen hübsch, die Kinder, nicht wahr? Hab’ immer

auf hübschen Gesang in meiner Schule gehalten. Wollen wir mal hin und bissel zuhören?"

„Dem Gesang?"

„Nein, den Gesang hören wir ja hier. Aber zuhören, wenn sie unterrichtet! Immerfort singen darf sie nämlich in der Naturgeschichtsstunde nicht lassen; das wäre unpädagogisch. Bloß auf dem Hin- und Herweg wird gesungen. Draußen wird unterrichtet, werden alle Naturobjekte an Ort und Stelle gezeigt, wird alles nach seinen Lebensbedingungen und wechselseitigen Beziehungen erläutert, alles — wissen Sie — so auf's Biologische zugeschnitten. Das ist die moderne Methode, wie sie Jungnickel und Reinsch und Spiel und die anderen bekannten Reformer gelehrt haben."

„Sie sind ja riesig bewandert, Herr Balthassar."

„Um! Na, ich will zugeben, Fräulein Isenloh hat mir vorgestern über die Sache 'nen kleinen Vortrag gehalten; aber sonst — tja, als Vortalschulinspektor muß man doch Bescheid wissen. Wollen also jetzt mal hingehen und bissel zuhören."

„Doch nicht ich; ich habe doch gar kein Recht dazu!"

„Wieso? Ich kann doch wohl in meiner Schule zuhören lassen, wen ich will. Kann ich Sie zusehen lassen, wie mein Knecht Gerste sät, kann ich Sie auch zuhören lassen, wie meine Lehrerin Naturgeschichte gibt. Oder interessiert Sie's nicht?"

„Es würde mich sehr interessieren, aber ich würde doch den Unterricht stören!"

„Nanu, Sie werden doch nicht schwätzen oder mit den Füßen scharren oder Papiertugeln schmeißen wie die anderen Knaben. Machen Sie keine Fausen, kommen Sie mit! Ich hab' mir's in den Kopf gesetzt. Wenn ich

mal meine Totalschulinspektorei aus Mangel an Zeit oder Mangel an finanziellem Interesse (die Geschichte bringt einschließlich aller Spesen jährlich 48 Mark) — also wenn ich mal die ganze pädagogische Aufsichtschose aufgeben sollte, können Sie mein Nachfolger werden. Es ist zeitweise ganz ulfig. Und nu los! Haben wir zusammen Amtsvorsteher und Mord- und Brandkommission gespielt, können wir auch zusammen Schulaufsichtsbehörde sein.“

Er nahm mich wirklich mit.

* * *

Erika begegnete meiner verlegenen Entschuldigungsrede ob des unberechtigten Eindringens in ihr Schulreich mit freimütiger Herzlichkeit. Eine Schaufstellung sei ja wohl eine Schulfunde nicht, sagte sie, aber der Schade läge ganz auf meiner Seite. Ich würde mich wahrscheinlich sehr langweilen. Herrn Balthassar begegnete sie mit dem ihm als ihrem Vorgesetzten gebührenden Respekt, und ich merkte ihr sogar eine kleine Aufgeregtheit an, da sie hier so „unter Aufsicht“ unterrichten sollte.

Es war ganz herzig. Die Kinder gingen langsam und artig neben der Lehrerin her, bezeichneten die einzelnen Bäume des gemischten Waldes mit Namen, wiederholten, was sie zuletzt von den Rädchenblüten und von den Blattknospen gehört hatten und pflückten gelegentlich einige Veilchen ab. Sie betrachteten mit Forschermiene die Blüten, zählten die Blütenblätter und die Staubfäden und machten alle kluge Gesichtlein.

Plötzlich prustete Balthassar los:

„Sehen Sie doch das Mädcl dort — die Kleine mit dem quittegelben Zopf — die frißt ihre Veilchen auf — wie ein Kalb.“

Es war so. In Gedanken versunken stand das kleine Mädel da, blinzelte in die Sonne und laute Weilchen.

Balthassar zog ein dickes Notizbuch heraus und machte sich eine Notiz. Oho, dachte ich, der nimmt's aber ernst. Auch Erika bemerkte Balthassars Schreiberei, errötete ein wenig, gewahrte nun ebenfalls die Weilchenfresserin und rief sie mit einem tadelnden Wort zur Ordnung.

„Schade!“ brummte Balthassar, „der schmedte es gerade so gut!“

Wir gingen weiter. Ein Ruckuck rief. Die Kinder zählten.

„Acht mal!“ rief ein Knirps. „Fräulein, nun leben Sie noch acht Jahre.“

„Das wäre mir viel zu wenig!“ sagte die Lehrerin freundlich.

„Nein,“ rief ein Mädel; „das ist ganz anders: das Fräulein kriegt acht Kinder.“

„Aber Selma!“

„Es soll so heißen,“ sagte ein brauner Schelm, „wir werden alle achtzig Jahre alt.“

Balthassar machte sich wieder eine Notiz. Der Ruckuck schrie auf's neue.

„Wo ist er? Wo ist er?“ riefen die Kleinen. „Wir wollen ihn sehen.“

„Ich will ihn fangen,“ schrie ein strammer Bursch, „und ihn in ein Gebauer sperren.“

Da erzählte die Lehrerin den Kindern, ein wie scheuer Vogel der Ruckuck sei. Er sei der Einsiedler des Waldes, ungesellig, menschen- und tierscheu. Es gäbe selbst Jäger, die niemals einen lebendigen Ruckuck gesehen hätten.

„Weiß der Kuckuck,“ sagte Balthassar zu mir, „ich habe auch noch keinen lebendigen Kuckuck gesehen.“

Im Dahinschreiten unterhielten sich die Kinder. Nicht eben sehr geistreich.

„Große Tiere haben große Junge, kleine Tiere haben kleine Junge,“ bemerkte ein Knabe.

„Nicht immer,“ sagte die Lehrerin. „Ihr habt ein Bild vom Känguruh gesehen. Das Känguruh ist doch ein großes Tier. Sein Junges ist aber anfangs nur so groß wie ein Maikäfer.“

Die Kinder rissen die Augen auf. Balthassar auch.

„Nanu,“ sagte er; „jetzt verhöhlt sie uns. Fräulein, darf ich mal einen Augenblick bitten?“

Er trat mit Erika und mir zur Seite.

„Also, das mit dem kleinen Känguruh, das ist doch bloß Unsinn?“

„Nein, es ist so!“

„So groß wie ein Maikäfer? Schon — schon auf der Welt?“

„Ja, schon auf der Welt.“

„Also, Fräulein, wenn das wahr ist, wenn Sie mir das schwarz auf weiß zeigen können, gebe ich eine Maibowle von zehn Flaschen Sekt zum besten und trinke sie ganz allein aus.“

Er nahm sein Notizbuch und schrieb. Die Lehrerin ging zu den Kindern zurück.

Wir kamen zu den Buschröschen. Tausende liebliche rosarote Blüten träumten über grünem feuchten Waldgrund. Die Kinder schrien vor Entzücken auf.

„Das sind die Rosen des Frühlings,“ sagte Erika, „die Buschröschen.“

Sie schwelgte mit den Kindern in der Pracht der

Blüten und der großen dünnen Blätter, die so groß und so dünn sind, damit sie das larme Licht, das an der schattigen Stelle ist, auffangen können. Dann grub sie ein Pflänzchen aus.

„Seht, die Wurzel geht nicht in die Tiefe; sie geht wagerecht unter der Erde hin. Man nennt dies einen Wurzelstock. Warum mag das wohl so heißen?“

„Weil sich vielleicht die Zwergemännchen einen Stock daraus machen!“ sagte ein kleines Mädel. Die großen Jungen lächelten spöttisch, aber die Lehrerin lobte das Kind und sagte, es habe lieb und gut geantwortet. Dann erklärte die Lehrerin den Kindern, wie immer ein Teil des wagerechten Wurzelstockes absterbe, aber der andere neue Knospen und Triebe bekomme, sodaß die Pflanze mit ihrem Wurzelstock im Boden weiterwandere, dorthin, wo sie neue Nahrung bekomme; sie erzählte, wie im Herbst schon sich unter der Erdoberfläche ein Wurzelbogen bilde, an dem eine Erdknospe hängt. Das sei wie ein Torbogen mit einer weißen Laterne. Und dann dehnt sich der Bogen nach oben, im ersten Frühlingslicht sprengt er die Erde, die Knospen könnten ins Freie, würden zum lieblichen Rosenbusch erster Denzzeit, und der alte gute Wurzelstock nährt sie mit seinem Mehl, das er wie ein guter Hausvater im Winter aufgespeichert hat.

Balthassar machte sich abermals eine Notiz.

Nun mußte ich doch mal sehen, was er denn beständig zu schreiben hatte. Ich sah ihm heimlich über die Schulter. Da las ich:

Biernowski soll 3 Btr. Viehsalz mitbringen. —

Biernowski dito Fäßchen Seringe. — Kleines Känguruh wie Maifäse? 10 Flaschen Sekt. — Schmied, der

Lumpenhund, Rechnung zu groß. — Sache mit Wurzelstock sehr merkwürdig. — Schwarzen Stier an Dietlein verkaufen, nicht an Hampel. — Wenn möglich, für Schule ausgestopften Ruckel anschaffen. — Lehrerin sehr gut.

Dieses Gemisch von Wirtschaftssorgen und Schulangelegenheiten machte mir Spaß.

Die Lehrerin sah nach der Uhr.

„Wir müssen zurück!“

Alle stellten sich in Reih und Glied. Die Kinder sangen:

„Vögel singen, Blumen blühen,
Grün ist wieder Wald und Feld,
Und wir ziehen hin und wandern
Von dem einen Ort zum andern,
Durch die weite grüne Welt.“

Balthassar schulterte den Stock, marschierte im Takt hinterdrein und sang mit tiefer Bassstimme das Lied mit. Da er den Text nicht kannte, sang er auf „Bala“ oder „Hem hem!“

Am Waldrande rief eine laute Männerstimme: „Stehen bleiben! Alles stehen bleiben!“

Berner Bohmann, der Maler, stand auf einer Wiese mit einem photographischen Apparat.

„Hier ist Schulstunde!“ rief Balthassar verdrossen hinüber.

„Eben! Eben! Das will ich ja!“ schrie der Maler zurück und knipste.

„Das ist das Famoseste von allem,“ sagte ein Junge. Da kriegte er von Balthassar ein Kopfstück.

Der Maler sprang lachend heran. Er begrüßte Erika sehr herzlich, nickte uns zu, zog die Mädels an den Böpfen,

warf den Jungen die Mützen in die Höhe und jodelte. Die Kinder jauchzten.

„Zum Donnerwetter!“ stampfte Balthassar mit dem Stock auf. „Das ist doch Schulstunde! Das ist Dienst!“

„Heimweg, Herr Balthassar,“ beschwichtigte ich ihn. „Lassen Sie ihn!“

„O, wenn er nur nicht der Sohn meines Herrn wäre, dem würde ich heimleuchten!“

Werner Lohmann ging neben Erika, sprach und lachte auf sie ein, und sie sprach und lachte auch.

Was war das?

Auch in mir stieg etwas auf wie Ärger und bittere Eifersucht.



Behntes Kapitel.

Frühlingszeit. — Timms Bildnis. — Allerhand Bedenknisse. — Balthassar und Timm auf dem Heiratsmarke. — Von gefangenen Waldbewohnern. — Mai.



Das war doch eine schöne Frühlingszeit im frischen Walddal. Wenn die Sonne aufging, stand ich schon im Garten, begoß die jungen Gemüsepflanzen, sah zu, wie die Buschbohnen aus der Erde brachen, wie die Radieschen aufkeimten, wie ein Baum nach dem andern grüne Blättlein bekam.

Ich fing an, rasch zu „verbauern“. Ich war viel neugieriger darauf, wieviel Eier die Hennen gelegt haben würden, als darauf, was etwa irgend ein Abgeordneter im Parlamente für Weisheit verspricht hatte. Mit den Hunden trieb ich Allotria und war immer

dabei, wenn die Sturz unsere jungen Gänschen, die über Nacht in mit Federn gefüllten Töpfen beim Küchenofen schliefen, in den Sonnenschein des Hofes herabbrachte.

Auch drei Bienenstöcke habe ich angeschafft. Seit der Zeit geht Timm nicht mehr in den Garten. Es ist aber auch, als ob es die Bienen auf Timm besonders abgesehen hätten. Er hat schon zweimal eine dicke Wacke und einmal eine furchtbar geschwollene Nase gehabt. Wenn so etwas geschieht, ist das ein Festtag für die Sturz, deren Schadenfreude gegen Timm unmenschlich ist.

Die Frühlingsluft macht sehr müde. Wenn ich drei Morgenstunden im Freien gewesen bin und mich dann zur Zeitung setze, schlafe ich fast regelmäßig dabei ein.

Ich gehe viel spazieren. Zu tun habe ich ja nichts. Mich jetzt in der blanken Frühlingszeit hinter die Bücher oder an den Schreibtisch zu setzen, fällt mir gar nicht ein.

Bei den Waldarbeitern oder bei den Bauern auf dem Felde bleibe ich meist stehen und sehe ihnen zu. Was sie wohl über den Faulenzer denken mögen? Wohl nicht viel Freundliches. Der Kantor unten in der Schule geht den ganzen Sommer nicht spazieren, obwohl er es nach seiner anstrengenden Berufsarbeit doch sehr notwendig hätte. Er fürchtet sich vor den Bauern, die über ihn lästern würden. Der Bauer hat für das Spaziergehen keinen Sinn; wenn er zu Hause oder auf dem Felde keine Arbeit mehr hat, legt er sich schlafen oder setzt sich in die Kneipe. Zwecklos auf dem Felde umherzulaufen, hält er für verrückt. Und er meint, so wie er, müßten es alle machen.

Einmal fragte ich einen jungen Burschen, der eben

auf dem Pfluge saß und seine Brotstullen verzehrte, ob er nicht auch lieber spazieren gehen möchte.

„Ne“, sagte er, „das wäre mir viel zu labrig. Aber so reich wie Sie möchte ich sein!“

Was er dann machen würde, fragte ich. Er lachte verlegen, aber ich kriegte aus ihm heraus: wenn er reich wäre, würde er immerfort Knoblauchwurst essen, sich Stulpenstiefel kaufen und seine Liebste lassen Flügel spielen lernen.

Der Bursch nahm sein Geschäft wieder auf und ging gebeugten Kopfes hinter dem Pfluge her. Seine Phantasie schuf sich ein Schlaraffenland mit Knoblauchwurst, Stulpenstiefeln und einer Liebsten, die Flügel spielte. Es war immerhin ein Lebensprogramm: die Lieblingspeise, die schöne Gewandung und ein wenig Kunstsin — höher hinauf als dieser Bauernbursche kommen ja die meisten andern Menschen auch nicht.

Knoblauchwurst schätze ich nicht, Stulpenstiefel auch nicht. Doch ich könnte sie leicht haben. Was ich nicht haben kann, ist die Liebste, die Flügel spielt.

Ich wüßte eine.

Das Unglück mit Timm ist geschehen, so wie ich es vorausahnte, als ihn Werner Lohmann aufforderte, sich malen zu lassen. Wohl zehnmal ist der eitle Bursche aufs Schloß gegangen, immer in seiner besten Livree. Er habe „Sizung“, sagte er dann. Die Sturz lachte voller Hohn und Spott.

„Sizung“, sagte sie, habe der Schulze mit den Schöffen; auch habe ihr früherer Herr immer gesagt, er habe „Sizung“, wenn er mal „hintenrum verschwinden

mußte". Timm erwiderte darauf stolz, mit einem so unanständigen Weibsstück gäbe er sich nicht ab.

Er erzählte mir, daß er bei den „Sitzungen“ immer dieselbe Pose annehmen müsse. Er stehe neben einem schönen geschmigten Lehnstuhl und halte einen Sektflsch in der Hand. Immer mit richtigem Sekt gefüllt. Herr Lohmann schenke ihm selber beständig ein. Der sei riesig leutselig. Diese Bemerkungen waren nicht ohne Seitenthieb auf mich, da ich Herrn Timm noch nie mit Sekt traktiert hatte. Timm mußte nun bei dem Maler immer eine vergnügte Miene machen, was ihm bei der ausgezeichneten Behandlung und dem zugeführten Champagner nicht schwer wurde, er mußte ein Bein etwas „wippig“ nach vorn gebogen halten, schmunzeln und ein bißchen mit den Augen blinzeln.

Eines Tages erklärte selbst unsere gute Mathilde, nun sei der Timm „überkandidelt“. Werner Lohmann hatte ihm gesagt, das Bild sei fertig, es sei das beste Blatt aus seiner Sammlung und werde sicher in einer großen illustrierten Zeitschrift reproduziert werden. —

O Timm, so wie dir ist es deinem eitlem Urahnen Luzifer ergangen, als er vom Himmel in die Hölle stürzte. Eines Tages erschien Werner Lohmann bei uns und brachte einen Brief von einer Redaktion mit, in dem zu lesen stand:

„Ihr reizender ‚Besäufelter Lasei‘ wird schon in wenigen Wochen bei uns erscheinen.“

„Wieso — wieso — besäufelter Lasei?“ fragte Timm erblassend.

„Nun,“ lachte Lohmann, „das Bild heißt so. Seine Unterschrift lautet: ‚Der besäufelte Lasei.‘“

„Das — das soll doch nicht etwa ich sein?“

„Natürlich — wer sonst?“

Timm bekam einen Nervenzusammenbruch. Lasei — er — Timm — Lasei! Dieses niederträchtige infame Wort! Und dann „besäufelt.“ Das war noch niederträchtiger. Wenn es „berauscht“ oder meinetwegen sogar „besoffen“ geheißen hätte, — läge doch noch Kraft drin. Aber „besäufelt“? In dem Worte liegt eine ganze Welt von Lächerlichkeit.

„Wenn Sie das nicht ändern,“ drohte Timm, „erschieße ich mich.“

„Das schadet nichts,“ sagte der Maler gleichmütig, „das Bild ist ja fertig.“

Die Brettschneide ist immer noch nicht aufgebaut; es ist auch mit dem Bau nicht begonnen worden. Der Brettschneider hat das Geld von der Versicherung, das er bekommen hat, in lauter Talerstücke und in Goldstücke umgewechselt, es in eine eiserne Lade verschlossen und geht von seinem Schatze nicht mehr weg. Wenn ihm jemand mit dem Vorschlag kommt, doch seine Brettschneide wieder aufzubauen, so wird er grob, schreit, man wolle ihn betrügen und ihm sein Geld wegnehmen. Er ist wohl nicht mehr ganz klar im Kopfe. Von seinem Sohne Emil hat niemand etwas gehört.

Mit der Nachbarstochter Elisabeth Rante ist eine große Wandlung vor sich gegangen. Das Mädchen hat plötzlich seine stille scheue Art abgelegt und ist ein munteres Ding geworden, das sich putzt und Sonntags zum Tanze geht. Der Zorn darüber, daß sie von Emil um dieser Bianca willen verschmäht wurde, hat diese Wandlung zuwege gebracht.

Mir gefällt das mit der Elisabeth Rante nicht. Es

ist nichts Geradegewachsenes, nichts Gesundes um ihre plötzliche Lustigkeit und Vergnügungslust. Es ist wie ein Lachen aus kranker Seele. Was mir aber noch viel weniger gefällt, ist, daß sich der Maler Werner Lohmann an Elisabeth Ranke heranmacht. Was will dieser Windbeutel von dem schönen Mädchen?

Er sagt, er suche sie der Kunst wegen auf, er wolle sie malen. Ich traue dem Kerl nicht; er ist sicher keiner von denen, die ihre Kunst niemals entweihen, sie niemals in den Dienst ihrer Leidenschaften stellen; ich rechne ihn vielmehr zu jenen Künstlern, die gelegentlich ihre Muse zur Kupplerin erniedrigen, wie es solcher Leute unter den Dichtern, Malern, Musikern, Theaterleuten leider viele gibt. Der Künstler soll seine Kunst reinhalten wie der Geistliche seine Kirche, der Lehrer seine Schule, sonst begeht er auch „ein Verbrechen im Amt.“

Ich traue diesem Lohmann nicht, daß er Elisabeth nur deswegen malen will, weil er in ihr ein gutes Modell sieht. Manchmal schäme ich mich dieses Mißtrauens, da ich keine Beweise dafür habe. Dann sage ich mir: Galloß, du bist wohl auch schon ein so jämmerlicher Philister geworden, der sich um anderer Leute Sachen kümmert, die ihn rein gar nichts angehen. Wenn dieser Lohmann minderwertige Bilder malt und du zufällig Kritik zu üben hast, so sage deine Meinung. Was dieser Lohmann aber privatim treibt, geht dich nichts an, denn du bist weder sein Seelsorger, noch sein Vormund, noch sein Richter, nicht einmal sein Freund. Überlaß den Tratsch den kleinen Spießern, deren liebste und fast einzige geistige Beschäftigung eben das Klatschen ist, die kleine Sensationen haben müssen, weil ihnen die inneren großen Erlebnisse fehlen. Es gibt Menschen,

die schwermütig werden, ja, die an geistigem Hungertod sterben würden ohne Tratsch; daher hungern sie um fremde Leidenschaften nach Träbern, fressen sie gierig in sich hinein und geben sie, wenn sie sich übernommen haben, wieder von sich.

Eine üble, miserable Sorte Menschheit. Hubertus, du wirst doch nicht —?

O, Huberte, wenn du ehrlich mit dir selbst bist, wirst du dir sagen: du bist eifersüchtig. Es ist dir nicht um Elisabeth Ranke zu tun, es ist um Erika Isenloh, die dieser Schwerenmüter ebenfalls malen will.

Beide Mädchen auf ein Bild. Er hat es mir so skizziert: Im Hintergrund das Kreuz mit der roten Lampe. Elisabeth als Dorfmädchen schreitet etwas gesenkten Hauptes mit ihrem Öltrüglein auf das Kreuz zu; Erika als modernes Stadtfräulein schaut ihr aus dem Halbdunkel des Baumganges verwundert und versonnen nach. Das Ganze heißt: Begegnung im Walde.

Ich kann gar nicht einmal ableugnen, daß diese Idee poetisch und von einer schönen Tiefe ist. Für den „Kausch“-Maler jedenfalls von verblüffendem Ernst. Es kann ein gutes Bild werden, eines, das die Phantasie des Beschauers erregen und das Herz erfassen kann.

Was willst du also, Hubertus? Wenn ein neues gutes Kunstwerk entstanden ist, so hat das ganze Land in der Lotterie gewonnen. Doch — ich traue ihm einmal nicht. Traue auch nicht seinem künstlerischen Ernst. Wenn seine ganze Seele voll wäre von der Liebe zu dem neuen Werk, konnte ihm doch (wenn ich auch weiß, daß in mancher Künstlerseele der Zeiger des Gefühls-Barometers hin- und herpendelt wie das Perpendikel einer Ruckuhr), also konnte doch diesem Bohmann ·

nicht der verrückte Plan kommen, nebenbei ausgerechnet meine Madame Sturz zu malen. Er hat dem robusten Scheuerbesen wirklich den Antrag gemacht, sich von ihm malen zu lassen. Natürlich hat er dabei an sein Kausch-Album gedacht. Er hat mit seiner freundlichen bestridenden Stimme gesagt, es würde ihm doch so Spaß machen, die liebe gute Frau Sturz mal „in ihrem Hauskostüm“ zu malen und dafür, daß es lustig würde, dafür würde er schon sorgen. Die liebe Frau Sturz tränke doch gewiß manchmal gern ein Schnäpßchen; nun, das solle sie bei ihm haben. Und außerdem zwei Mark für die Stunde.

Die Sturz hatte ihn erst ausreden lassen, dann ist sie explodiert. Sie hat vor Lachen plötzlich so losgeprustet, daß der Maler von oben bis unten bespußt war und verdrossen nach Hause ging, um sich zu waschen und umzuziehen. Ich habe der Sturz einen Tadel wegen schlechten Betragens aussprechen müssen; aber abends habe ich ihr eine Wurst geschenkt.

Das ist sicher: der Frühling ist für tugendhaftes Verhalten und gesektes Benehmen eine schlimme Zeit. Man betrachte sich nur unseren guten Freund Balthassar. Er schreitet durch unser Waldtal wie die verkörperte Selbstsicherheit; er ist einer, der alles meistert: seine Umgebung, sein Schicksal und sich selbst.

Wenn solch ein Mann außer Rand und Band kommt, so ist das fast ebenso betrüblich, als wenn ein tausendjähriger Schweinslederband plötzlich aus den Fugen geht.

Balthassar hatte anfangs den Maler wegen der Mädchen aus der „Traube“ im Verdacht gehabt; aber als er merkte, daß sich Rohmanns Interesse der Elisabeth

Kanke und der Crifa Jsenloh zuwandte, atmete er menschenfreundlich auf und sagte: Werner Lohmann sei doch ein netter Kerl.

Da traf ihn das Unheil. Timm — mein Timm — machte sich als Freier auf gen die „Traube“. Timm ist immer ein dreister Schlingel gewesen, aber so etwas hätte ich ihm doch nicht zugetraut.

Timm hat an den meisten Tagen zwei Stunden „Ausgang“. Es ist bei uns nicht so viel zu tun, daß ich Veranlassung hätte, meinem Diener zu verweigern, täglich auf zwei Stunden sein eigener Herr zu sein. Balthassar nahm mir diese kleine Menschenfreundlichkeit gewaltig übel.

„Sie verderben die guten Sitten,“ sagte er tadelnd, „was sollte denn daraus werden, wenn jeder, der hier angestellt ist, täglich zwei Stunden frei haben wollte?“

Ich sagte, dann würde der alte Erdball sich wahrscheinlich auch weiterhin noch ganz vergnügt um die Sonne herumfugeln; wir alle insgesamt sollten uns beileibe nicht einbilden, daß unsere Angelegenheiten für das Universum so wichtig seien. Zum Beispiel schon die auf dem Mars oder dem Sirius machten sich gar nichts daraus, wer hier auf der Erde „frei“ habe oder nicht.

Balthassar knurrte: wenn wir uns nicht mehr verständen, sei es das beste für ihn, er zöge sich zurück.

Und er zog sich wirklich auf eine ganze Woche zurück von mir. Ich hatte mir unterdes Timm kommen lassen und stellte ihn wegen seiner Besuche in der „Traube“ zur Rede.

Ich sagte ihm, daß er ja in seiner freien Zeit hingehen könne, wohin er wolle, aber er möge doch vor-

sichtig sein; es sei mir erzählt worden, er bemühe sich um eine von den beiden Zwillingen aus der „Traube“, und das sei doch nichts für ihn.

„Wieso, gnädiger Herr, wenn ich mir die Frage erlauben darf, wieso ist das nichts für mich?“

„Na, sieh mal, Timm, du weißt doch, ich meine es gut mit dir: sieh mal, die Mädels in der ‚Traube‘ werden doch einen Mann mit etwas Vermögen haben wollen —“

Timm unterbrach mich, was er sonst nie tat.

„Vermögen ist nicht nötig, gnädiger Herr, nur etwas geschäftliches Genie. Man könnte aus der ‚Traube‘, die jetzt ein wenig lukratives Waldwirthshaus ist, eine großartige Sommerfrische und einen Sammelplatz für Wintersportler machen — eine Goldgrube —“

„Ah, hast du den Fräuleins da unten das vorgeschlagen?“

„Ja, ich habe es.“

„Und haben sie Interesse dafür?“

„Ich hoffe, die eine: Fräulein Mielchen.“

„Ist das die mit oder ohne dem goldenen Badenzahn?“

„Mit dem goldenen Badenzahn.“

„Das konnte ich mir denken, Timm! Du bist immer für das Dekorative! Na ja, Timm, du wirst wissen, daß ich nie ein Mensch gewesen bin, der dem Glücke und dem Fortkommen eines anderen im Wege gestanden hat; aber sieh dich vor, daß du keine Enttäuschung erlebst.“

„Ich werde keine erleben, gnädiger Herr! Bestimmt nicht!“

„Gut, Timm, mach, was du willst!“

O Balthassar, Gutsinspektor, Amtsvorsteher, Königlich-
licher Lokalschulinspektor, das durfte eigentlich nicht

kommen, daß du mit meinem Diener Timm auf dem Heiratsmarke in Konkurrenz tratest. Ach, kein Pflaster der Welt ist halt so glitschig, wie das des Heiratsmarktes; ein wenig troddelig gehen alle, die es betreten, machen alle mehr oder weniger eine komische Figur, und so mancher rutscht aus, sitzt plötzlich mit dummem Gesicht und ausgespreizten Beinen da und ist wütend, daß er um sich grinsende Gesichter sieht, während die Eine, die er meinte, sichernd um die nächste Ecke verschwindet.

Ist nu mal so. Wird nicht so wichtig sein! Die auf dem Mars oder dem Sirius werden sich nicht darum scheren, ob Balthassar, der Hochbeamte, oder Timm, der Diener, auf dem Erdball den goldenen Backenzahn erbeutet. Die, die es angeht, glauben, es sei viel, es sei alles.

Was sind wir doch für Narren!

An einen habe ich in diesen schönen Frühlingstagen oft denken müssen — an den alten Krügel. Wie mochte diesem Sohn des Waldes um die Maienzeit zumute sein in seiner schmalen Zelle?

Bei einem Korbmacher unten im Thal hing ein Vogelbauer vor dem Fenster; darin saßen ein Stieglitz und ein Zeisig gefangen. Sie hatten Futter und Wasser, und der Korbmacher meinte, den Vögeln noch was besonders Gutes anzutun, wenn er sie an die freie Luft und in den Sonnenschein hinaussetzte. Hörte er denn nicht das Hilferufen, das Bitten um Freiheit in ihrem Gepieps und Gezwitzchen, sah er nicht den Jammer, ihre ohnmächtigen Anstrengungen, den Kerker zu durchbrechen? Ich kaufte die Vögel für einen guten Preis

und kaufte bald das Bauer dazu, damit es dem Korbmacher nicht einfiel, sich neue Vögel einzufangen.

Das Vogelbauer setzte ich in meinen Garten und öffnete die Thür. Wohl an zwei Stunden vergingen, in denen die Vögel gewohnheitsmäßig von ihren Hölzchen auf den Boden des Bauers herabsprangen und wieder hinauf und nicht ahnten, ein wie großes Glück ihnen zuteil geworden war.

Dann sprang der Zeisig in die offene Thür, machte drei Hüpferchen hinaus, kehrte aber gleich schein wieder in das Haus zurück. Sein Bruder, der Stieglitz, sah ihm verwundert zu, machte dann auch ein paar Sprünge hinaus, und dann saßen die beiden armen Burschen ganz bedrückt auf ihrem Stänglein, eng aneinander geschmiegt, als wären sie in tiefen erschreckten Gedanken über das, was sich ereignet hatte. Endlich aber hüpften doch beide hinaus, trauten sich aber nicht fort, sondern setzten sich auf das Dach ihres Gefängnisses. Der Mutigere war der Zeisig, er wagte einen Flug bis auf einen nahen Gartentisch; der Stieglitz sah dem Wagehals mit schiefem Köpfchen nach. Als es Abend wurde, saßen wieder beide Vögel in ihrem Bauer. Die Sturz erschien, klappte brummend die Thüre zu und trug das Bauer ins Haus.

Drei Tage dauerten die Versuche der in Gefangenschaft geborenen Vögel, sich an die Freiheit zu gewöhnen. Am Mittag des vierten Tages waren sie verschwunden.

„Nun sind sie von ihrer Gefangenschaft befreit,“ sagte ich mit Freuden.

„Ja,“ bemerkte die Sturz, „jetzt hat sie wahrscheinlich eine Raße gefressen.“

Also — etwas Stimmungstörenderes als diese Sturz gibt es wirklich nicht! — —

Der alte Krügel — er ging mir nicht aus dem Sinn. Was tat er nur den ganzen Tag? Wenn sie ihn wenigstens im Gefängnishof Holz hacken ließen. Balthassar meinte, Untersuchungsgefangene dürften nicht arbeiten. Dann wäre es zehnfach schlimmer für Krügel.

Ich überredete Balthassar, mit mir beim alten Krügel einen Besuch zu machen. Er wollte anfangs nicht, er wollte mit den Leuten vom Gericht nichts mehr zu tun haben. Aber schließlich fuhr er mit nach der Kreisstadt, und wir bekamen nach einigem Hin und Her unter gewissen Formalitäten die Erlaubnis, Krügel auf zehn Minuten zu sprechen.

Der alte Mann saß in seiner Zelle hinter einem kleinen Tisch. Er sah uns geistesabwesend an, wie Fremde.

„Krügel,“ sagte Balthassar, „wir kommen Euch einmal besuchen. Seid Ihr denn noch gesund?“

Krügel starrte uns an und lallte etwas Unverständliches.

„Ob Ihr noch gesund seid?“

„Nein — nein — aus ist's — aus —“ keuchte der Alte.

„Was macht Ihr denn den ganzen Tag?“

„Gar nichts — nichts — ich — ich sitz' so da!“

„Habt Ihr viele Verhöre?“

„Viele — es — es dauert immer sehr — sehr lange — ich bin dabei schon einmal ohnmächtig —“

„Solche Erörterungen sind nicht am Platze,“ verwies die Gerichtsperson, die unseren Besuch beaufsichtigte.

„Ist denn bei den Verhören etwas herausgekommen?“

„Solche Fragen sind zu unterlassen!“

„Der Herr Richter sagt, ich bin's gewesen -- ich hab' die Bianka --“

Der Alte stöhnte.

„Krügel, habt Ihr denn --? Wollt Ihr Euch nicht das Herz erleichtern? Seht mal, wir kommen doch von Hause.“

Statt aller Antwort fing der Alte an jämmerlich zu weinen.

„Wenn ich bloß rauskönnte -- in den Wald --“

Er rang die von schwerer Arbeit zerschroteten Hände. Jetzt waren sie blaß und welk.

„Raus -- raus -- in den Wald!“

Wir standen schweigend und erschüttert da. Der Alte hob den Kopf.

„Bin ich denn nicht der alte Krügel? Bin ich am Ende gar nicht der Krügel?“ Er sah uns mit irreflackernden Augen an.

„Ihr seid der alte Krügel, gewiß doch!“

„Den alten Krügel, den kennen doch aber die Leute. Warum lassen sie denn den einsperren?“

Er stöhnte.

„Der Herr Richter sagt es -- ich bin es gewesen!“

Der Alte sah mager und schlecht aus.

Ich fragte den Aufseher, ob es wohl erlaubt sei, für die Verbesserung der Gefangenentkost Krügels etwas zu stiften. Er sagte: „Da er noch in Untersuchung ist, ja; gehen Sie in die Kanzlei.“

„Wenn Sie mir etwas Kautabak und Schnupstabak schenken wollten, das wäre was Gutes.“

Ich versprach es. Die zehn Minuten waren rasch um. Krügel fragte noch:

„Wie — wie ist es denn zu Hause?“

„Alles wie sonst.“

„Alles — alles schön grün jetzt?“

„Ja, Krügel.“

Da fing er an zu schreien.:

„Ich will mit! Ich will mit!“

Der Wärter schob uns zur Tür hinaus. Das Schloß rasselte; wir hörten den alten Krügel noch schreien, als wir den langen Gang schon hinunter waren.

Es ist Mai geworden. Die Bäume blühen im Garten. Jeden Abend stehe ich am Thermometer und habe Angst, daß die Eismänner kommen und die liebliche Pracht zugrunde richten werden; ja, ich stehe manchmal in der Nacht auf und sehe nach dem Wetterglase. Auch zerbreche ich mir vergebens den Kopf über eine Erfindung, wie man die Blüten vor dem Maisrost schützen könne. Ich habe um diese schönen weißen Sterne draußen an den Bäumen eine wahre Herzensangst.

„Ach was, Obst!“ sagte Balthassar, „wenn ich lieber wüßte, wie ich die verdammten Mäuse von meinen Feldern wegfriegen könnte. Das ist viel wichtiger. Ein warmer trockener Mai ist scheußlich!“ — —

Timm dichtet. Er brachte mir neulich ein blaues Heftchen und sagte, indem er etwas rot wurde, ich möchte doch so gut sein, mal zu prüfen, ob diese Gedichte etwas taugten. Er könne nicht anders, er müsse dichten; er habe es nun mal so in sich.

Es war die übliche Frühlingsreimerei: „Frühlingslust und wunde Brust“; „Sonnenschein — Vögelein“; „neues Grün — Wolken hin“; „Liebchen — Grübchen“; „sehnsuchtskrank — talentlang“.

Einen einzigen netten Reim fand ich: „Butterblume“
reimte Timm auf „Mutter Ruhme“. Und eine hübsche
Strophe:

„Und wär ich ein Lakei:
Ich frei um dich im Mai;
Ich will nur dir, nur dir allein,
Fürs Leben lang ein Diener sein!“

Den Reim und die Strophe lobte ich; im übrigen
sagte ich, Timm möge nur ganz im geheimen für sich
dichten. Das nahm er übel, und er hatte den Triumph,
mir schon eine Woche später eines seiner Gedichte in
unserem „Waldboten“, einem Blättchen von 500 Lesern,
gedruckt zu zeigen.

„Max Timm“ stand darunter, außerdem unser Ort,
damit kein Zweifel herrsche, woher das Gedicht stamme.

Die Sturz kriegte beinahe die Maulsperre, als sie
das las, und wagte drei Tage lang keine einzige Frech-
heit gegen Timm. Balthassar aber kam außer sich.

„Dieser — dieser Bediente — nimmt sich ja immer
mehr heraus; jetzt läßt er sich schon ins Blatt setzen!“

„Ja, Herr Balthassar, das Genie ist frei, und wär'
es in Ketten geboren.“

„Solch ein Quatsch! Die Schmetterlinge sollen
fliegende Blumen und die Blumen sollen angewachsene
Schmetterlinge sein?“

„Der Gedanke ist doch gar nicht so übel.“

„Sie verhelpen ihm immer!“

„Ich sagte Ihnen schon, Herr Balthassar: als Dichter
geht mich mein Diener nichts an. Sie wissen — Asop
war ein Sklave.“

„Pfeif auf Ihren Asop! Der Kerl hat es nur auf die
,Traube‘ abgesehen.“

„So kommen Sie ihm doch zuvor!“

„Wie so?“

„Nun, heiraten Sie vor ihm, oder dichten Sie auch!“

„Ich hab' keine Zeit zu solchem Unfug; ich bin ein vernünftiger Mensch —“

„Herzlichen Glückwunsch!“

„Wie?“

„Herzlichen Glückwunsch dazu, daß Sie nicht dichten mögen!“

„Ach so! Na, hören Sie, so gut wie dieser — dieser besäußelte Latai könnte ich es auch! Aber es muß etwas geschehen — etwas geschehen!“

Und es geschah etwas. Balthassar versandte Einladungsarten folgenden Inhalts:


„Die Tatsache, daß neugeborene Kängurus wirklich nur die Größe eines Maikäfers haben, veranlaßt mich, Sonnabend, den 17. Mai, abends von 7 Uhr ab in der ‚Alten Försterei‘ eine Maibowle zu geben, zu welcher Ew. Hochwohlgeboren ergebenst eingeladen werden. Es wird gebeten, in der ‚Alten Försterei‘ die Blumen als Blumen, die Schmetterlinge als Schmetterlinge anzusehen, umgekehrt aber höchstens nach dem 15. Glase!“

Der Maler Lohmann soll sich über diese Einladung halbtot gelacht haben. Er hat erklärt, daß er ein Vermögen zahlen würde, wenn es ihm gelänge, ein neugeborenes Känguru zu erwischen und diesem einen kleinen Rausch beizubringen, damit er es für sein Album malen könne. Das würde selbst den „Besäußelten Latai“ tief in den Schatten stellen.

Immer, wenn ich auf Werner Lohmann einen Groll habe, verfliegt er, weil der Bursche zu lustig ist.

Elftes Kapitel.

„Botanifches.“ — Von den Qualen der Eifersucht. —
Das Maifest. — Seltfamer Heimweg.

 lüten und Blumen im Lande. In allen Nestern junge Vögel. Die Alten mit Halmen im Schnabel oder mit Futter. Seltener als vor Wochen eine girtende Liebesweise, nur manchmal von den Ästen traumverlorenes Zwitschern, das wie ein Wiegenlied klingt. Ende Mai.

Es ist großer Übermut in der Welt. Die Hasen humpeln durchs hohe grüne Kornfeld, fett zum Pläzen; jezt in der Schonzeit zu traben, fällt ihnen niemals ein. Das Mäuschen setzt sich dreist in die Sonne; die Eidechse jagt im hohen Graswald nach bunten Fliegen.

Die Kinder lärmen über die Maßen. Die Burschen und jungen Mädels haben liebehungrige Augen.

Der Wald allein bleibt der ernste Hausvater — er stellt alles an seinen Platz. Die Fichten und Tannen, die dem Wintersturm trokten, stellt er auf die Grate, Bergrücken und Felsen, die kühlen, keuschen Buchen aber an die schattige Nordseite; an der Sandgrube stehen ein paar Föhren, die lichterhungrig, himmelsbegierig nach Sonne lechzen und nicht verstehen, wie den Erlen und Weiden unten an den Tümpeln und Bachläufen wohl sein kann bei Fröschen und Kaulquappen. „Versumpftes Gelichter“ denken die ernstesten Föhren von den trinklustigen Erlen und Weiden; „langweilige dürre Gespenster“ urteilen die Erlen und Weiden über die Föhren in magerem Sand.

Von unserem Dorf nach der Kreisstadt führt eine Eichenallee. Gott weiß, wer vor hundert oder zweihundert Jahren auf die gute Idee kam, an diese Talstraße Eichen zu pflanzen. Die Eiche gilt als die Königin des Waldes, weil sie so stark, so schön und vor allen Dingen „so ungeheuer nützlich“ ist. Die Eiche thront aber nicht auf der Höhe; sie geht in schöner heiliger Elisabeth-Treue durchs Tal; sie will bei denen sein, die unten in der Tiefe marschieren müssen.

Ich ging manchmal mit Balthassar auf der Talstraße spazieren. Er ist ein guter Mensch und störte mich nicht, wenn ich in Entzücken geriet über eine Linde, die wie eine edle Mutter ein Häuslein schützte vor Sturm und Bliß, die schnell aufschießt, Schönheit ist, Schutz und heilsame Blüte für mancherlei Weh gewährt und schnell stirbt. Die weiche Linde ist die Mutter unter den Bäumen.

Ich kenne auch die Ahorne, die ein wenig feierlich sind und bei denen man nach Trauben unter dem Weinlaub suchen möchte. Auch die Pappeln kenne ich, die wie schlanke Zypressen ragen und so traurig rauschen, daß man unter ihnen heimliche, alte Gräber vermutet. Und auch die Birken liebe ich, die immer im weißen Kleid sind und immer leise beben wie nervöse Prinzeßchen.

Wenn ich einen Baum nicht kannte und Balthassar fragte, so antwortete er: „Espe“. Ich glaubte es ihm, da ich nie eine Espe gesehen habe.

In einem guten Buch, das ich zu Hause habe, laß ich, daß von tausend Keimlingen, die der Wind im Walde ausstößt, wohl einer zu einem Baume wird; die anderen, auch wenn sie noch so lebensstark sind, sterben aus Mangel an Licht. Nur der Günstling, den der Wind an einen

sonnigen Platz trug, der gedeiht. Er gedeiht, auch wenn er der schwächste unter seinen tausend Brüdern war; die anderen neunhundertneunundneunzig in den Schatten gesäten sieht der Mutterstamm im Frühling sterben.

Ich sprach mit Erika Isenloh darüber, als wir zu Balthassars Maifest nach der „Alten Försterei“ gingen.

„So ist eigentlich im Mai ein größeres Sterben im Walde als im Herbst,“ sagte ich.

„Ja, ein viel größeres!“

Und dann setzte sie hinzu: „Es ist wie überall in der Welt. Wenn Sie tausend Gedanken haben, kommt wohl auch nur einer zur Reife — wer weiß, ob es gerade der beste ist! — Und von tausend Talenten in der Welt wird auch nur eines groß. Weil den andern die Sonne fehlt, die Gunst des Schicksals.“

Wir wanderten neben einander her.

„Sehen Sie diese prächtige Espe!“ sagte ich und wies auf einen stattlichen Stamm.

„Es ist eine Ulme!“ antwortete sie.

„Aber Herr Balthassar hat mir gesagt, es sei eine Espe.“

„Ja,“ lachte sie, „das kann er weder als Amtsvorsteher noch als Lokalschulinspektor dekretieren, daß eine Ulme eine Espe sein soll. Drüben auf der andern Seite steht eine Espe, die werde ich Ihnen mal gelegentlich zeigen. Die Espe ist eine Bitterpappel, die Ulme eine Rüster.“

„Ich staune, daß Sie bei Ihrer Jugend so bewandert sind. Haben Sie denn das alles in der Schule in Breslau lernen können?“

„Nein, aber bei einem Oberförster. Sie wissen ja, daß mein Vater zeitig gestorben ist; da habe ich alle

Ferien beim Onkel Oberförster verlebt. Nun, der kannte sich im Walde aus.“

„Aber das rein Menschliche — das werden Sie vom Oberförster nicht gelernt haben. Sie sind über Ihre Jahre ernst und welterfahren, Fräulein Erika.“

Es zuckte leicht in ihrem Gesicht.

„Wie soll ich sagen? — Es heißt ja wohl immer: Schule des Lebens. Ich bin — wie man das so nennt — auf der ‚Presse‘ des Lebens gewesen. Da muß man schnell lernen — oder man geht unter.“

Ich wußte, daß das Leben dieses früh vaterlos gewordenen Mädchens nicht leicht gewesen war, und sagte:

„Ich glaube, daß Sie trotz der ‚Presse‘ alle Prüfungen des Lebens besser bestehen werden als manche, die eine lange bequeme Schule durchmachten und sich den Luxus leisten konnten, oft sitzen zu bleiben, um dann doch wieder vorwärts geschoben zu werden.“

Sie zuckte die Achseln.

„Wer weiß.“

Werner Lohmann holte uns ein, kimperte auf einer Laute, jodelte, machte einen Wiß und lachte aus hellem Gesicht.

Da lachte auch Erika Menloh und wandte sich ihm zu.

Ich aber wurde stumm, hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge und hatte ein wehes Herz. Erst zürnte ich dem leichtfertigen Maler, der so oberflächlich war und doch so sieghaft leicht dahersprang, dann spottete ich meiner selbst.

Worüber hatte ich mich mit diesem jungen Blut unterhalten? Über den Unterschied zwischen Ulmen und Eichen. Und über die Schule des Lebens. Die Ratifatur eines Lustspiel-Professors könnte es nicht

dümmen machen als ich. Naturgeschichte und Philosphisterei, das ist gerade das rechte, wenn einer auf ein Mädelherz aus ist.

Hubertus, du bist alt. Hast deine Zeit verpaßt, verpraßt, verändelt. Nun ist's zu spät. Nun bist du steif und feierlich geworden, salbungsvoll und langweilig. Such dir eine Korona, wo du mit solchen Talenten wirken kannst, aber bleibe den jungen Mädchen fern. Bei denen bildest du, auch wenn sie noch so artig zu dir sind, doch nur eine unglückliche oder gar lächerliche Figur.

Junge Mädel! Die wollen lachen, kälbern, vergnügten Unsinn schwätzen, mit possierlicher Ritterlichkeit umgeben sein, unsinnig umschmeichelt werden und immer wieder lachen — und immer wieder schwätzen.

Das kannst du nicht, Hubertus!

Du bist kein Blüthenträger mehr, du bist einer aus dem Hochsommer. Aber beim Mai darfst du nicht nach reifem Hafer schnubbern — du altes Roß!

Ich hörte zu, was dieser junge Werner Lohmann zu Erika sprach. Wenn man das aufgeschrieben und dann bei nüchternem Verstand durchgelesen hätte, man wäre erstaunt, daß jemand eigentlich immerfort über nichts sprechen kann, daß sich eine Unterhaltung in so gräßlicher Oberflächlichkeit führen läßt. Ach, ich kannte das ja von den gesellschaftlichen Konversationen aus der Großstadt her. Da habe ich auch manchmal gedacht: O, wenn dieser ganze Stuß stenographisch aufgeschrieben würde und unter Namensnennung veröffentlicht werden müßte, das gäbe eine unerträgliche Blamage!

Aber solange das Plapperwasser melodisch rinnt, ist es vergnüglich und erquicklich. Wie beneidete ich diesen Werner Lohmann um seine bewegliche Borniertheit!

Balthassar holte mich ein. Der sprach nun wenigstens sachlich zu den Fragen des Tages. Ich blieb mit ihm etwas zurück.

„Also, den Kantor und seine Frau habe ich eingeladen, dann die Jsenloh und leider auch den Maler Vohmann. Das mußte ich, weil er der Sohn meines Herrn ist. Dann wollte ich auch die Elisabeth Ranke einladen, obwohl sie eigentlich nicht ganz gesellschaftsfähig ist. Herr Vohmann bestand darauf. Aber Fräulein Jsenloh bestand ihrerseits darauf, daß Elisabeth Ranke nicht eingeladen würde, ja, sie machte ihr eigenes Erscheinen davon abhängig, daß das nicht geschehe. Da gab Vohmann nach.“

„Sie — die Erika Jsenloh — wollte nicht, daß die Elisabeth Ranke eingeladen werde — warum nicht?“

„Was weiß ich? Wahrscheinlich eifersüchtig. Wegen dem Windhund da!“

Mir wurde brühheiß.

„Ja, und die Jsenloh läßt sich doch auch nicht mit der Elisabeth zusammen malen. Entweder allein oder gar nicht, hat sie gesagt.“

„So — so!“

Wir stampften nebeneinander her. Nach einer Weile sagte Balthassar:

„Wissen Sie, ich glaube, aus unserem Maifest wird nichts Gefcheites. Ein neugeborenes Känguruh kann noch so klein sein, wenn sich eifersüchtiges Weibsvolk reinmischt, ist der Spaß aus. Nach der ‚Traube‘ habe ich ja auch eine Einladung geschickt. Ich habe geschrieben: ‚Derjenige Zwilling, der sich nicht mit dem herrschaftlichen Stiefelwischer Timm kompromittiert hat, ist zu meinem Maifest freundlich eingeladen‘. Welche, Herr

Hubertus, meinen Sie, wird nun kommen, das Mielchen oder das Malchen?"

„Wahrscheinlich gar keine.“

„Sie meinen doch nicht, daß sie beide — o, das wäre furchtbar, das wäre ja furchtbar!“

So gingen wir beiden eifersüchtigen Gesellen mit schwerem Herzen durch den prangenden Maienwald.

Vor uns lachten Werner Lohmann und Erika Isenloh.

Es wurde wirklich nicht viel aus unserem Maifest. Die Frau Försterin hatte sehr gut für alles Leibliche gesorgt und Balthassars Bowle war vom besten Stoff. Aber eine rechte Stimmung kam nicht auf. Es war eine von jenen Gelegenheiten, wo man sich im voraus sagt: heute wollen wir uns aber mal ordentlich amüsieren, und die sich dann als Fehlschläge erweisen. Trauer und Freude lassen sich auf kein Programm setzen. Bei manchem Begräbniß wird mehr gelacht, als bei mancher Hochzeit.

Walter Lohmann hielt eine Rede über das Känguruh und seine Nachkommenschaft. Ich glaube — wenn ich nicht so verbießert gewesen wäre, hätte ich diese Rede witzig gefunden. Der Maler mimte einen alten Professor und sprach ungeheuer unsinniges Latein. Der Kantor und seine Frau, auch Erika und die Frau Försterin lachten — Balthassar und ich — wir grinsten nur. Denn wir waren eifersüchtig, und so konnten wir keine Objektivität aufbringen.

Von den Mädchen aus der „Traube“ war keine erschienen.

„Also — doch!“ knirschte Balthassar. „Also beide!“

Was ging mich das an? Wir sangen: „Der Mai

ist gekommen“ und „Drauß ist alles so prächtig“, aber ich mußte mir Gewalt antun, mitzusingen, und Balthassar schwieg und starrte vor sich hin.

Als wir geendet hatten, sagte der Kantor: „Sie sind ein recht unfroher Wirt, Herr Balthassar! Was ist eigentlich los?“

„Man kann nicht immer fidel sein. Es ist nur gewissen Leuten gegeben, ständig den Hanswurst herauszubeißen.“

„Damit meint er mich,“ lachte der Maler laut auf; „mit dem ständigen Hanswurst meint er mich. Herzlichen Dank, Herr Balthassar!“

„Ich meine, wen ich will,“ grollte Balthassar, „im übrigen möge sich niemand die Laune verderben lassen. Dazu sind wir ja schließlich nicht hierhergekommen. Man kann manchmal nicht für sich selber. Ich zum Beispiel mußte jetzt an den alten Krügel denken, der im Gefängnis sitzt und dort zum Gotterbarmen das Heimweh hat. Und dieser Mann ist so gewiß unschuldig, wie wir dahier sitzen.“

Schweigen. Dann sagte jemand:

„Wer mag es gewesen sein, der die Bianka erschlug?“

Balthassar entgegnete ernst: „Jemand, an den niemand denkt.“

„Wissen Sie es?“

Balthassar zuckte die Achseln und rief nach neuem Wein.

Der Maler meinte: „Nun sind wir von dem kleinen Känguruh auf die Mordtat gekommen. Die Deutschen werden ja bekanntlich immer tragisch, wenn sie lustig sein wollen. Gut, daß ich damals nicht in der Gegend war; denn daß sonst ich es mit der Bianka gewesen wäre, ist klar. Nicht wahr, Herr Balthassar?“

Balthassar antwortete nicht. Die Stimmung wurde sehr schlecht. Da sagte Erika zu Werner Lohmann:

„Nun bitte, singen Sie doch das Lautenlied vom Ränguruh, von dem Sie mir erzählten, daß Sie es gedichtet haben.“

„Sehr gern,“ sagte der Maler sofort wieder froh-gelaunt; „ich wartete längst auf die ehrenvolle Auf-forderung, meine Dichtung und Komposition vorzu-tragen. Sie müssen nämlich wissen, verehrte Herrschaften, daß Werner Lohmann nicht bloß Maler, sondern daß er auch Dichter und Komponist ist, sozusagen ein Universal-genie. Werner Lohmann eignet sich zu allem, bloß nicht zum Totschlagen, es sei denn zum Totschlagen von Zeit und Geld. Und nun los mit der Kunst!“

Er kimperte auf seiner Laute und sang dann mit schallender Stimme:

„Nun höre du und staune du,
Was ich dir sage bloß:
Es ist ein kleines Ränguruh
Nur wie ein Käfer groß —
Huh, huh,
Ränguruh,
Nur wie ein Käfer groß.

Und daß es gar so kleine ist,
Das kleine Ränguruh,
Das ist bloß eine Teufelslist
Von diesem Erzfilou,
Huh, huh,
Ränguruh,
Von diesem Erzfilou.

Denn würd' es wie ein Löwe sein,
Da hätt' es seine Plag',

Da ging es nämlich gar nicht rein
In Mutters Mantelsack.

Huh, huh,

Känguruh,

In Mutters Mantelsack.

So merke dir, mein lieber Christ,
's ist alles, wie's gebührt,
Auch wenn's einmal dein Hirn genißt
Gar nimmermehr kapiert.

Huh, huh,

Känguruh,

Gar nimmermehr kapiert.

Doch wär' ein eitler Käfer wo,
Der sagte sich: „Nanu?
Jetzt krieg' ich meine Jungen so,
So groß wie'n Känguruh —

Huh, huh,

Känguruh,

So groß wie'n Känguruh —

Der Käfer hätte sich verpaßt,
Er wär' ein Dummrian,
Der Käfer wäre ganz verrast,
Er hätte Größentwahn.

Huh, huh,

Känguruh,

Er hätte Größentwahn!

Und die Moral von der Geschicht':
Ein Großer ist mal klein,
Ein Kleiner aber niemals nicht,
Der kann kein Großer sein!

Huh, huh,

Känguruh,

Der kann kein Großer sein!

Dieses Lied wurde von sämtlichen Zuhörern kritisiert.
Ballhassar sagte: „Quatsch mit Soße“; die Frau Kantor:

„Ach, ich weiß nicht...!“ — die Frau Förster: „Zum Piepen!“ — der Herr Kantor: „Huh, huh, Ränguruh!“ — ich: „Ein ganz nettes Lautenlied!“ — und Erika Isenloh: „Es ist famos, es ist geradezu reizend!“

Werner Lohmann erhob sich, verneigte sich und sagte: „Ich danke für den allgemeinen stürmischen Beifall, meine Herrschaften!“

Ach, es war kein Wunder, wenn die Herzen der Mädchen diesem frohsinnigen hübschen Burschen zuslogen.

Es wurde festgestellt, daß auch Erika Laute spielen kann und daß auch ich von dieser simplen und doch so anmutigen Kunst etwas verstehe. Der Mann, der die Laute wieder entdeckte, den klingenden Genossen alter deutscher Wanderherrlichkeit, soll gepriesen sein! Dieser Meinung waren alle am Tische. Nun sollte auch ich etwas vortragen. Ich bin kein Sänger. Und so sang ich und sprach ich — rezitativisch — meine Reime und schlug einige Akkorde dazu.

Landeradei,
Im Lande ist Mai,
Der Mai hat einunddreißig Tage.
Warum? Warum? Daß ich dir's sage:
Gingen dreißig Jungfräulein,
Blond und schwarz, all' sittsam fein,
Durch den prangenden Maientwald,
Alles Jugend und Wohlgestalt.
Kamen durch den grünen Tann
Einunddreißig junge Mann.
Ei, lachte der Mai,
Alle herbei,
Jeden Tag ein Hochzeitsfest,
Jeden Tag neu Liebesnest!

Ging nun jeden Tag die Feier,
 Violin' und Flöt' und Feier,
 Dreißig mal, dreißig mal
 Freudenfest im Freudental! —
 Am einunddreißigsten dann
 Ein einsamer Mann,
 Stand ich allein —
 Wollte keine mein Liebchen sein —
 Im Mai —
 Tanderadei!

Auch dieses Lied wurde von den Zuhörern kritisiert.

„Ach, wie traurig!“ sagte die Frau Kantor. —
 „Schön!“ sagte ihr Mann. — „Wie war das?“ erkundigte
 sich die Försterin; „nicht wahr, es waren für die ein-
 unddreißig Herren nur dreißig Damen und da blieb
 einer übrig?“ — „Sehr richtig,“ grollte Balthassar;
 „und darum heißt es, sich von den Windhunden den
 Rang nicht ablaufen lassen!“ — „Ja, der einunddreißigste
 soll man nicht sein im Mai, lieber der erste,“ sagte Werner
 Lohmann.

Erika Jsenloh schwieg. Mir tat es eigentlich leid,
 daß ich das Lied gesungen hatte.

Erika nahm nun die Laute und sang mit reiner
 Stimme voller Wohllaut einige bekannte Frühlings-
 lieder, auch das mir besonders liebe „Rosenstock, Hölde-
 blüh“. Alles wurde munter, die gedrückte Laune ver-
 schwand, selbst Balthassar spornte die junge Sängerin
 zu immer neuer Niedergabe an. Am Schluß sang
 Erika das Lied von den Schutzengeln in der Mainacht.

Wißt Ihr, Ihr Leute, im Mai, im Mai
 Da haben einmal die Schutzengel frei,
 Da dürfen sie einmal ausspazieren
 Und sich auf eigene Art amüsieren.

Und wißt Ihr, Ihr Leute, wie sie das tun?
Nun? Nun?

Sie rufen den Mann im Monde an
Und fahren in seinem silbernen Kahn,
Sie fahren, das ist ja gar nicht so dumm,
Einmal um die alte Erde herum.
Sie gucken auf die schlummernde Welt —
Daß mir nur kein's aus dem Boote fällt! —
Sie reden das Köpfchen, sie strecken die Hand,
Sie schau'n auf die Erde ganz unverwandt.
Auf einmal ruft eins, so ein liebes, feines:
„Da sehet dies Haus: dort schläft meines, meines!“
Und alle Englein, wohlgesinnt,
Die rufen: „Ach Gott, welch ein schönes Kind!“
Und weiter geht so die glitzernde Fahrt,
Der Mann im Mond, der brummt in den Bart,
Und immer wieder jubelt so eines:
„Da sehet dies Haus, dort schläft meines, meines!“
Und wieder ruft dann die ganze Schar:
„Dies Kindlein ist herrlich, bei Gott, das ist wahr!“
Ein Englein ist weit her, das hat sein Kind
Daher, wo die schwarzen Mohrenleut' sind;
Der Mann im Monde hört das und schreit:
„Dort fahr' ich nicht hin, das ist mir zu weit!“
Sie bitten und betteln den harten Mann,
Daß der halt schließlich nicht anders kann,
Als nach dem Mohrenlande zu fahren.
Da schläft so ein schwarzes mit wolligen Haaren,
Und alle Engelein jubelhell schrei'n:
„O Gott, welch ein reizendes Kegerlein!
Um solch ein entzückendes Kindchen zu sehn,
Verlohn't's, um die ganze Welt rum zu geh'n.“
Jetzt sagt ein anderes Engelein noch:
„Ja, meines, das wohnt bei den Eskimos doch!“
Der Mann im Monde wird wütend und schreit:
„Da fahr' ich nicht hin, das ist mir zu weit!“
Der Mann im Monde, der polstert ja nur,
Von wirklichem Hartsein ist gar keine Spur.

So legt er am Eskimoftrande noch an,
 Obwohl er sehr müde und wadlig sein Kahu.
 Die Engel sind selig — man glaubt es ja nicht,
 Über solch winziges Trangesicht.
 Nun kommt der Tag, die Freinacht ist aus,
 Und alle Englein müssen nach Haus.
 Der Mondmann brummt: „O, das ist mein Glück,
 Eine Schutzengelnacht ist hart Arbeitsstuck!“
 Und paddelt vergnügt in den nächsten Hafen
 Und legt sich in blaues Silberlicht schlafen.
 Die Englein stehn noch auf rosiger Wolke,
 Und jedes aus dem himmlischem Volke
 Hebt dankend die Hände zum Vater empor,
 Und es betet und jubelt der ganze Chor:
 „Ach Gott, war das schön, ach Gott, war das schön,
 In deinen lichten Maishimmelhöh'n —
 Wir haben lauter Kinder gesehn!“

„Das ist rührend!“ rief Balthassar und schlug mit
 der Faust auf den Tisch.

„Ergreifend ist das!“ rief er aufs neue und fürchte die
 Stirn, ob sich etwa ein Widerspruch zeige. „Nämlich,
 das ist so zu verstehen: die Schutzengel haben sich zwar
 das ganze Jahr mit meist ungezogenen Blagen rumzu-
 quälen, aber wenn sie mal ein paar Stunden frei haben,
 da wissen sie in ihrer Herzensgüte doch kein besseres
 Vergnügen, als sich gegenseitig ihre Schutzkinder zu
 zeigen.“

„Herzlichen Dank für die Aufklärung,“ sagte Werner
 Lohmann ironisch; „man hätte die Dichtung sonst nicht
 begriffen.“

„Nur, ich werd' doch auch mal das Maul aufmachen
 können,“ grollte Balthassar. „Ich freu' mich über dieses
 Gedicht, während das Ihrige vom kleinen Ränguruh —
 huh huh — ausgemachter Blödsinn ist!“

„Soll's ja, Herr Balthassar — soll's ja — wenn es nicht blödsinnig wäre, taugte es nichts.“

„Sie würden wahrscheinlich selber nichts mehr taugen, wenn Sie nicht mehr blödsinnig wären!“ entgegnete Balthassar grob.

Der Maler sprang in die Höhe. Jetzt — dachte ich — kommt die Katastrophe. Aber Werner Lohmann lächelte und sagte vergnügt:

„Haben Sie gehört, meine Herrschaften? Herr Balthassar hat eine kluge Bemerkung gemacht. Seltsam, aber wahr! Sie gestatten, daß ich mir seine Sentenz notiere. Wenn ich nicht mehr blödsinnig wäre usw.“

Der weitere Abend verlief ohne Störung. Es kam mit den vorrückenden Stunden sogar eine schöne Gemüthslichkeit auf. Nur mein eigenes Herz war bedrückt. Erika unterhielt sich fast ausschließlich mit Werner Lohmann. Sie sprach mit ihm von der Kunst und allerhand schönen Zielen und Aufgaben, die sein Leben und seine reiche Begabung haben könne. Er lachte manchmal leichtsinnig dazwischen, aber nach und nach geriet er in den Bann des Mädchens.

Mir schmeckte der Wein nicht und ich hörte nicht, wie süß die Nachtigallen im Ufergesträuch des Baches schlugen. —

Als wir nach Hause gingen, kamen wir an dem Hause vorbei, in dem Elisabeth Ranke wohnt. Da sahen wir das Mädchen im Garten stehen und Aussicht halten. Werner Lohmann sagte:

„Ach, da ist ja Fräulein Ranke. Ich will bloß schnell mal über die Wiese rennen und ihr etwas sagen wegen unserer nächsten Sitzung.“

Er eilte über den mondbeleuchteten Wiesenplan;

das Mädchen aber, als es ihn kommen sah, Hef nach dem Hause und warf die Thür hinter sich zu.

„Die hat's übel genommen, daß sie nicht bei unserem Maifest sein durfte,“ sagte Bohmann, als er zurückkam. „Und sie hätte ja wohl auch nicht gestört; sie hat doch eine gewisse Bildung.“

Niemand antwortete. Da schloß sich Bohmann dem Kantor an und ging mit ihm voraus. Dann folgte Balthassar mit der Frau Kantor; das letzte Paar bildeten Erika und ich. Eine ganze Weile gingen wir schweigend nebeneinander her; dann wandte sich Erika nach dem Hause um, in dem Elisabeth Ranke wohnte und sagte die bekannten Verse:

„Es brach schon manch ein starkes Herz,
Da man sein Lieben ihm entriß,
Und manches duldend wandte sich
Und ward voll Gram und Finsternis.
Und manches, das sich blutend schloß,
Schrie laut nach Lust in seiner Not
Und warf sich in den Staub der Welt —
Der schöne Gott in ihm war tot!“

„Diese Geibel-Verse beziehen Sie auf Elisabeth Ranke?“ fragte ich.

„Ja.“

„... Weil man sein Lieben ihm entriß... Elisabeth liebt ja wohl den Maler. Warum, wenn ich Sie das fragen darf, haben gerade Sie es verhindert, daß Elisabeth bei unserem Feste sein durfte und mit ihm zusammen treffen konnte?“

Sie sah mir in die Augen.

„Der Maler ist nicht Elisabeths Liebe; er ist für sie der ‚Staub der Welt‘, in den sie ihr Herz wirft, nachdem es verraten wurde.“

„Ach — so meinen Sie es?“

„Ich meine, daß diese Elisabeth, die ein stolzes, reines Mädchen ist, den jungen Sohn aus der Sägemühle unsinnig geliebt hat und, nachdem er so scheußlich gehandelt hat, nachdem er sie verließ, nachdem er — das ist mir klar — in seiner irrsinnigen Leidenschaft die Bianka erschlug, das väterliche Gehöft bestahl und ansteckte und in die Welt floh, da will dieses mißhandelte Mädchel ihr verachtetes Herz wegwerfen an den ersten besten. Der erste beste ist zum Unglück Werner Lohmann, der leichtsinnig genug ist, das Opfer anzunehmen.“

O, wie wohl wurde mir! Alle giftigen Eifersuchtsqualen zerrammen in nichts.

„Erika,“ sagte ich bewegt; „Sie wollen wohl da wieder einmal Schutzengel sein?“

„Ich möchte der Elisabeth Freundin sein, eine, die sie beschützt. So, wie es uns unser alter Lehrer gewiesen hat, von dem ich Ihnen einmal erzählte: die Lehrerin muß den Mädchen ihrer Gemeinde eine treue Schwester sein. Aber, Herr Hubertus, ich fürchte, ich bin wieder auf dem falschen Wege. Ich mache alles falsch; ich bin noch zu jung; ich taue wahrscheinlich überhaupt nicht zur Lehrerin.“

„Wie können Sie nur so etwas Unvernünftiges sagen, Fräulein Erika?“

„Sie sehen doch, wie es ausläuft,“ sagte sie betrübt. „Ich gebe mir Mühe, die beiden zu trennen, weil der Untergang für das Mädchen droht; ich ziehe den leichtsinnigen Burschen an mich selbst heran — leicht wird mir das nicht, das können Sie glauben, obwohl er ja ganz lustig ist — ich spreche mit Lohmann von seiner Kunst und von dem, was er erreichen kann; ich hoffe

immer, es wird ihm langweilig bei uns werden und er wird abreisen — und was habe ich erreicht? Lohmann läßt sich meine Freundlichkeiten gefallen; ich glaube, der dumme Kerl fühlt sich geschmeichelt, und er rennt doch zu der Diese, und die Diese — das haben Sie ja gesehen — ist eifersüchtig auf mich.“

„Ja, Fräulein Erika, da stimmt schon das meiste. Wenn diese Elisabeth erst eifersüchtig wegen Werner Lohmann ist, ist sie geliefert. Aber ein eifersüchtiges Weib hat der Mann alle Macht. — Nur der ruhigen Frau gegenüber ist der Mann machtlos.“

„Sie glauben auch — ich mache es falsch?“

„Ich fürchte, Erika, diesmal machen Sie es wirklich falsch. Anderer Leute Schicksal zu weben, ist ein entsetzlich ernstes Geschäft. Weil auch das Bestgemeinte leicht in bitteres Gegenteil von dem auslaufen kann, was man wollte. Wer kennt die Fäden auch nur zweier Seelen so genau, daß er sie zu einem glücklichen Gewebe verknüpft, das in den Schicksalsteppich paßt, den unser Herrgott seit Ewigkeiten um diese alte Erde legt?“

Sie blieb stehen und sah mich an.

„Herr Hubertus, Sie sind ein vornehmer Herr, ich bin nur eine kleine junge Lehrerin. Aber werden Sie es mir abschlagen, wenn ich Sie bitte, mir ein Berater und Freund zu sein?“ —

Warme Mainacht!

Ich hätte sie am liebsten an mein Herz gerissen und sie gebeten: „Sei mein Schatz! Sei meine Braut! Sei mein Weib!“

Aber ich bezwang mich und sagte nur:

„Gewiß, liebe Erika, ich will Ihnen immer und ewig ein guter Freund sein!“

Zwölftes Kapitel.

Timms Schicksal. — Unser Dorfbriefträger. — Die Liebestragödie der Zwillingsschwestern.

In der Schule nahmen wir Abschied. Ich ging mit Balthassar ein Stückchen allein weiter. Da sagte ich:

„Herr Balthassar, Sie machten heute eine Andeutung, daß Sie einen neuen Verdacht wegen der Mordtat an der Bianka hätten.“

„Es ist kein neuer Verdacht. Ich habe diesen Verdacht schon lange, und er verdichtet sich.“

„Wollen Sie mir's nicht sagen?“

„Nein!“

Wir gingen weiter, sprachen über dies und das und trennten uns dort, wo der Weg zu meinem Hause emporsteigt. Als ich kaum hundert Schritt gegangen war, schrie Balthassar:

„Herr Hubertus!“

Ich kehrte zurück zu ihm.

„Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie von dem, was ich Ihnen jetzt sage, niemand etwas weiter sagen, daß Sie ferner mir in der Absicht, den Mörder der Bianka Krügel zu ermitteln, nie entgegenarbeiten werden?“

„Sowohl, das Versprechen gebe ich Ihnen. Es ist selbstverständlich.“

„Schön. So will ich es Ihnen kurz und bündig sagen, wer der Mörder von Bianka Krügel ist — Ihr Timm!“

„Timm? — Mein Diener Timm?“

„Ja. Lachen Sie nicht! Glauben Sie nicht, daß spintifriere ich mir nur so aus Eifersucht zusammen wegen der Zwillinge aus der ‚Traube‘, die mir alle beide gestohlen werden können — nein, ich kann Ihnen aus meinem Notizbuch beweisen, daß ich mir schon fünf Tage nach der Mordtat den Namen Timm mit einem großen Fragezeichen notiert habe. Na, sehen Sie, ich bin kein Detektiv, wie er in den Schauerbüchern vorkommt, ich bin ein Amtsvorsteher, eine Polizeiperson vom Lande, die die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit hat, aufzupassen, daß nichts wider das Gesetz geschieht. Und da habe ich mir gesagt: Wer kann’s gewesen sein? Der alte Krügel? — Ausgeschlossen! Auf so einen dämlichen Verdacht verfällt nur einer aus der Stadt, der uns Dorfleute nicht kennt. Die alte Krügelin? Der traute ich es ja gut und gern zu, aber sie hatte doch an dem Mädels einen Anziehungspunkt, eine Verdienstquelle. Wird sich schwer hüten, ihr bestes Pferd aus dem Stalle totzuschlagen! Der Emil Bönisch? Eifersüchtig ist er gewesen wie verrückt, aber nur hatte er mit Hilfe seines Diebstahls das Mädels fest, wollte mit ihr durchgehen, wird sie also nicht totschlagen. Den jungen Hilmann hat sie nicht getroffen, ich habe das klipp und klar festgestellt.“

Hier unterbrach ich Balthassar.

„Und was hätte — um Himmel willen — mein Diener Timm für eine Veranlassung gehabt, dem Sägemüller das Haus anzuzünden?“

„Halt!“ rief Balthassar. „Es ist absolut nicht gesagt, daß derselbe Mensch, der die Bianka totgeschlagen hat, auch beim Sägemüller angezündet hat. Ja, ich behaupte, daß die beiden Verbrecher voneinander gar keine

Ahnung hatten. Das hat so zufällig zusammenge-
troffen. In irgend einem inneren Zusammenhang
mag es ja freilich gestanden haben. Aber ich bin über-
zeugt, es sind an sich zwei voneinander unabhängige
Taten.“

„Diese Gedanken müssen Sie dem Gericht mittheilen,
Herr Balthassar.“

„Werd' mich hüten! Daß sie dort sagen: Was will
der dumme Bauer? Wissen ja doch alles besser! Aee —
aber privatim forsche ich weiter. Mir läßt das keine
Ruhe. Wissen Sie, auch wegen des Krügel. Ich hab'
den Kerl mein Lebtag nicht ausstehen können; aber
seit er im Kasten sitzt, fehlt er mir.“

„Also Timm meinen Sie — Timm? Herr Balthassar,
das ist eine zu kuriose Idee!“

„Nicht so kurios! Daß er wie verrückt hinter der
Schwarzen aus der Moorhütte her war, wissen Sie.
An dem Mordabend ist Ihr Herr Timm, der sich ja einer
beneidenswerten Freiheit erfreute, ‚aus‘ gewesen. Er
war in der ‚Traube‘ und hat sich da zunächst eine mächtige
Abfuhr geholt. Damals waren die Zwillinge noch bei
klarem Verstand. Nach dem Korb ist Timm — angeheitert,
wie ich feststellte — fortgestürmt, wahrscheinlich hinauf
der Moorhütte zu; er hat die Bianta getroffen, die
nach der ‚Traube‘ unterwegs war, er hat sich wahr-
scheinlich in seiner Leidenschaft an dem Mädel ver-
griffen, sie hat sich gewehrt, vielleicht geschrien und
da — hat er sie erschlagen. Wie so etwas viel tausendmal
in der Welt passiert ist.“

„Nein, Herr Balthassar, Timm ist ein etwas windiger
Bursch mit mancherlei Untugenden, aber solcher Übel-

laten, wie Sie sie ihm zumuten, ist er nicht fähig. Das ist ausgeschlossen.“

„Nun, so bleiben Sie bei Ihrer Meinung, bis ich Ihnen das Gegenteil werde beweisen können. Das ganze Dorf hat sich die ermordete Bianka, als sie im Sprigenhause aufgebahrt war, angesehen, nur Ihr Timm nicht; das ganze Dorf war beim Begräbnis, nur Timm nicht. Warum nicht? Er ist doch sonst überall, wo etwas los ist. Er konnte nicht, das Gewissen hatte ihn gepackt; er ist ja damals weiß wie eine Kalkwand herumgelaufen, wie mir die Sturz erzählt hat; freilich, das dumme Weib meint, er habe sich so über den Tod der Bianka gegrämt. Ja, er soll sogar tagelang krank zu Bette gelegen haben.“

„Das stimmt. Timm hat damals einige Tage zu Bett gelegen. Er hatte die Influenza.“

„Schöne Influenza! Nun, Herr Hubertus, ich werde den geschmiegelten Schuft entlarven. Darauf verlassen Sie sich.“

Wir trennten uns. Einsam stieg ich den Bergweg hinauf. Der Mond schien, die Sterne leuchteten, süß sangen die Nachtigallen im Thal. Und dahier hatten zwei Männer gestanden, die sich unterhielten wie Polizisten in einer dumpfen Wachtstube.

Meine Gedanken wanderten zu Erika Henloh zurück. Auch sie kam nicht los von dem grausigen Ereignis aus dem Vorfrühling. In der Mainacht, als wir allein miteinander wanderten, hat sie daran gedacht. Der Wald ist nicht wie die Stadt, die alles schnell erledigt und vergißt. Noch nach zwanzig Jahren werden die Leute in diesem Waldtal vom Tode der Bianka sprechen, vielleicht ein Bräutigam mit der Braut beim Hochzeits-

fest, vielleicht eine Mutter mit ihren Kindern beim Spaziergang durch den Sommerabend. — —

Als ich nach Hause gekommen war, trat Timm bei mir ein. Ich bemerkte, daß er verstört aussah, und er sagte mit bedrückter Stimme:

„Gnädiger Herr, ich habe zwar vierteljährliche Kündigung; aber ich möchte den gnädigen Herrn bitten, mich bald zu entlassen.“

„Warum denn, Timm?“

„Ich bitte, meine Gründe nicht sagen zu müssen. Ich möchte bald fort — morgen schon!“

„Oho — morgen schon!“

Ich dachte ein paar Augenblicke nach. Um des Himmels willen, war doch etwas an dem Gerede von Balthassar?

„Ja, Timm,“ sagte ich, „das geht nicht. Ich habe ja gar keinen Erbsatz.“

Da weinte der Bursche.

„Ich halte es hier nicht mehr aus, gnädiger Herr!“

Ich machte mir an meinem Schreibtisch zu tun; denn ich konnte kaum verbergen, wie aufgeregt ich wurde.

„Timm, es wäre vielleicht gut, wenn Sie Vertrauen zu mir faßten und sich aussprächen.“

Es fiel weder ihm noch mir auf, daß ich plötzlich Sie zu ihm sagte.

„Ich kann nicht, gnädiger Herr,“ sagte er.

„Ja, dann tut mir's leid, daß ich auf die Entlassung nicht eingehen kann. Ich habe meine Gründe, Sie nicht zu entlassen.“

Das war unvorsichtig gesprochen. Er schnappte es auch gleich auf.

„Was für Gründe?“

„Nun — nun — was für Gründe? Ich habe eben keinen Ersatz für Sie.“

„Ich bitte, gnädiger Herr —“

„Nein!“

Da machte er seine Verneigung und verschwand.

Eine unruhige Nacht kam. Die blutige Tat des Vorfrühlings vergällte mir diese süßen Maistunden! Was war ich für ein Waldmensch geworden!

Und zwischen den abenteuerlichsten Fragen, die meine Seele bedrängten, tauchte immer wieder Erikas Bild auf.

Ich wußte jetzt, daß ich dieses Mädchen liebte. Ich sah ja, wie meine Seele sie verklärte, wie ich alle Kränze und Blüten um ihr Bild rankte, wie meine Sehnsucht sie suchte und wie die Qual der Eifersucht aufbrannte, wenn ich glaubte, sie zu verlieren.

Ach, Hubertus! Wenn du fünfundzwanzig Jahre alt wärst, würde man das alles ja leicht verstehen. Bist aber sechsunddreißig und könntest also wohl etwas vernünftiger sein. Was werden wohl deine Kumpane aus der Großstadt sagen, wenn sie hören, Hubertus hat sich mit einer Dorfschullehrerin verlobt!

O, es wäre alles, alles gleich — und wenn sie mich für verrückt erklären — und wenn es selbst wirklich verrückt von mir wäre — ich will kein anderes Glücksgeschenk vom Himmel als dieses Mädchen!

Ich habe nie gewußt, wie süß und weh die Liebe ist, ich habe das erst in meinem Walbleben erfahren. —

Am andern Morgen ging ich noch vor dem Frühstück aus. Ich wollte mir allen holden und bösen Spuk der letzten Nacht aus dem Leibe wandern. Ich ging wohl

zwei Meilen weit. Dann wurde ich hungrig und lehrte in einem Dorfwirtshause ein.

Unterwegs hielt ich mich lange im Walde auf, und als ich nach Hause kam, war es Mittag. —

Timm war fort!

Er hatte die Sturz veranlaßt, im Dorfe unten eine Fuhr zu besorgen und ihm zu helfen, zwei Koffer aufzuladen, die er, wie er sagte, selbst auf dem Bahnhof „aufgeben müsse“. In den Koffern waren seine Habseligkeiten. Damit war er davon gefahren.

Als mir das die Sturz erzählte, habe ich mich leider hinreißen lassen, sie eine Gans zu schimpfen. Darauf hat auch sie ihre paar Habseligkeiten zusammengepackt und ist auf und davon gegangen. So blieb ich mit Mathilde allein.

Wie ein entthronter und verlassener Herrscher saß ich in meinem Gemache. In den ersten Stunden erwog ich eigentlich nur die Fragen, wer nun die Hühner füttern werde und das Schwein, das wir seit einem Monat halten. Und wer die Stiefel putzen und den Tisch decken werde. So abhängig sind wir „Herrenmenschen“. Weil sie sich vor kleinen Alltagsarbeiten scheuen, geraten die Herren in die Abhängigkeit der Diener.

Am meisten Schmerzen machte mir das Schwein. An diesem Hausgenossen verzweifelte auch Mathilde, die sonst viel besseren Mutes war als ich. Wir wußten beide nicht, wie ein Schwein gefüttert wird; dies Geschäft hatte die Sturz immer als eine Art Geheimkunst ausgeführt.

Am Nachmittag kam Vater Jensch, unser Briefträger. Ich weiß nicht, ob es anderwärts ebenso ober

ähnlich ist: unser Dorfbriefträger hat jedenfalls seltsame Ansichten vom Postgeheimnis. Er liest meine sämtlichen Postkarten und erzählt mir schon von der Straße her über den Gartenzaun treuherzig ihren Hauptinhalt; z. B.: „Na, Herr Hubertus, der bestellte Wein ist abgesandt.“ Oder: „Das Buch ist in der Buchhandlung nicht vorrätig“, oder: „Eine ulkige Ansichtskarte vom Broden ist da; ich hab' sie mal unten in der ‚Traube‘ gezeigt, die haben schön gelacht!“

Ausländische Briefmarken macht sich Vater Jensch „runter“ für die Sammlung seines Entelsohnes. Die Schweizer Marken mit dem Tell, sagt er, sind die schönsten. Die Briefe öffnet aber Vater Jensch nicht; alles was recht ist: dazu ist er zu diskret. Dagegen erzählt er immer der Sturz, die das Recht hat, ihm ein Gläschen Schnaps zu reichen, den ganzen Posteinlauf der Gemeinde her: daß der Schmied einen Brief aus Hildesheim bekommen habe, es ihm aber nicht gesagt habe, von wem er komme, da der Schmied ein ungefälliger, mürrischer Mensch sei; daß er der Streusel Emma nun schon sechs Briefe und drei Karten von ihrem Soldaten zugesteckt habe, was aber kein Mensch wissen dürfe, weil das Mädel sonst vom Vater Prügel kriege; daß der Krämer nu schon wieder einen Brief von der Kaffeefirma gekriegt habe, doch höchstwahrscheinlich einen Mahnbrief — und solche postalische Geheimnisse mehr. Wenn Vater Jensch einen Trauerbrief bringt, geht er nicht von dannen, bis der Brief geöffnet ist und er weiß, um was es sich handelt. Ein so teilnehmender Mensch ist er. Ich habe den alten Quatschkopf ganz gern.

Heute kam Vater Jensch in ungewöhnlicher Hast daher und rief schon von weitem:

„Na, Sie werden staunen, Herr Hubertus; Sie werden staunen!“

Ich war gar nicht so neugierig auf das, worüber ich staunen würde, sondern fragte:

„Sagen Sie, Vater Jensch, haben Sie nicht drinnen am Bahnhof so gegen Mittag meinen Timm gesehen?“

„Jawohl,“ leuchte der Alte, „gut, daß Sie mich fragen, Herr Hubertus, sonst hätt' ich's vergessen. Herr Timm läßt dem Herrn Hubertus sagen, er hätt' nicht anders gekonnt, er hätte fortgemußt, und er würde Herrn Hubertus schreiben. Ich hätt's vergessen, Herr Hubertus; ich bin ja so außer mir!“

„Worüber sind Sie so außer sich?“

„Der alte Krügel hat doch die Bianka totgeschlagen!“

„Jensch! Woher wissen Sie denn das?“

„Aus Ihrer Zeitung! Es steht in Ihrer Zeitung!“

In dem Blatte stand folgende Notiz:

„Der wegen Mordverdacht in Untersuchung befindliche Waldarbeiter Krügel hat dem Untersuchungsrichter eingestanden, seine Enkeltochter Bianka getötet zu haben. Er will seine Tat in Trunkenheit und aus Wut darüber begangen haben, daß ihm um seiner Enkeltochter willen die Wohnung gekündigt worden war. Der Fall wird nun bereits bei der nächsten Schwurgerichtsperiode verhandelt werden.“

Es war gegen Abend. Ich war bei Balthassar, und wir saßen zusammen im Garten. Blaue Schwalben huschten um die Giebel der Häuser. Der Flieder prangte in schweren Trauben, auf dem Bleichplatz lag blendend weiße Wäsche. Ringsum war Duft und Vogelsang —

holdseliger Mai. Wir beide aber sprachen wie Polizisten in einer dumpfen Wachtstube.

Balthassar hatte die Faust auf dem Gartentisch geballt und starrte in das Zeitungsblatt.

„Lüge!“ sagte er. „Trug! Irrtum! Der alte Krügel ist wahrscheinlich blödsinnig geworden im Gefängnisse und gesteht nun nach der langen Folter des Untersuchungsverfahrens alles, was der Richter will. Haben Sie mal über die moderne Folter des Untersuchungsverfahrens gelesen, wie der Häftling oft halbe, ja ganze Tage lang verhört und in ein Kreuzfeuer von Fragen genommen wird, bis er hungrig, todmüde und mürbe ist, bis seine Nerven nicht mehr durchhalten?“

„Ja, ich habe davon gehört.“

„Nun, so liegen die Dinge im Fall Krügel. Ich kenne diesen Untersuchungsrichter. Er ist ein juristisch gebildeter Mann; ich nicht; aber wenn ich könnte, würde ich ihn absetzen. Mutterwitz hat der Mann keine Spur. Auch keine Volkskenntnis. Ist ein Frieser und soll dahier in Schlesien Recht sprechen. Schlesier sollten nur von Schlesiern verhört und abgeurteilt werden, und da auch wieder nur Gebirgler von Gebirglern, Industrielle von Industrielleuten, Bauern von Bauern. Sind alle unter sich äußerst verschieden, und wer sich da nicht genau auskennt, der greift fehl.“

„Es wäre schrecklich, wenn Sie wegen Krügel recht hätten.“

„Ich habe recht! Und ich bleibe dabei, der Mörder ist Ihr verslossener Timm, den Sie unverantwortlicherweise haben entwischen lassen. Können Sie einen besseren Beweis für die Richtigkeit meines Verdachts wünschen, als daß der Bursche Reißaus nimmt, weil ihm wahr-

scheinlich aus irgend einem Grunde der Boden heiß wird?"

Wir stritten wegen Timm; aber auf all meinen Verteidigungsreden lag es wie Lähmung.

Zulezt sagte Balthassar: „Außer Ihnen habe ich niemand etwas über Timm gesagt; nur noch den Zwillingen in der ‚Traube‘; denn wenn ich auch nichts mehr mit ihnen zu tun haben will, so hielt ich mich schon um ihrer braven Eltern wegen verpflichtet, das dumme Weibsvolk wenigstens vor dem Äußersten zu warnen.“

Diese Mitteilung schien mir das Bild der Lage wieder zu verändern. Ich verabschiedete mich von Balthassar und ging nach der ‚Traube‘. Die Wirtsstuben waren leer, nur eines der Mädchen war anwesend.

„Fräulein Malchen?“ fragte ich.

„Ja. Das Mieliichen liegt im Bett; sie ist sehr krank.“

„Ei, das tut mir leid. Es ist hoffentlich nichts Schlimmes?“

Da begann das Malchen zu weinen.

„Sehr schlimm. Vielleicht wird sie sterben. Vielleicht wird sie Herzkrämpfe bekommen. Und mich will sie nicht sehen — nicht um sich haben — mich haßt sie — haßt die Schwester — dabei liegt sie steif da und hat das Weiße in den Augen verdreht — das eine Dienstmädel ist bei ihr — und keinen Doktor will sie — sie will sterben — o Gott, o Gott!“

„Ja, wie ist denn das so auf einmal —?“

„Gestern. Gestern nachmittag. Ach, Herr Hubertus, zu einem Menschen muß ich mich doch aussprechen — es drückt mir ja sonst das Herz ab. Und zu Ihnen hab' ich Vertrauen.“

„Das freut mich, Fräulein Mädchen. Wenn ich kann, werde ich Ihnen gern beistehen.“

„Ach, Herr Hubertus, was war das für eine Woche! Ich wundere mich bloß, daß wir noch leben. So schrecklich war es. Herr Balthassar hatte doch einen Brief an uns geschrieben, daß nur die von uns beiden zum Maifest eingeladen sei, die sich nicht mit dem Stiefelpußer Timm kompromittiert habe. Ach, hat da das Mielchen getobt wegen dieser Beleidigung! Denn — ich bitte, daß Sie das niemals jemand sagen — das Mielchen liebt doch Herrn Timm; und das muß man ja sagen, wenn auch Herr Timm jetzt nur ein Angestellter ist, er ist doch ein sehr hübscher und auch ein feiner und gebildeter Mann. Er schreibt sogar für die Zeitung, das sollte nur mal der stolze Herr Balthassar nachmachen! Aber bei uns hat es so furchtbaren Streit gegeben. Das Mielchen war immer gut, und wir haben uns nie gezankt; aber auf einmal wurde sie so wild wie eine Furie auf mich und sagte: Das ist bloß — du bist bloß schuld, weil — weil . . . nein, ich schäme mich, das kann ich nicht sagen!“

„Darf ich Ihnen etwas helfen, Fräulein Mädchen? Sehen Sie, ich denke es mir so: Fräulein Mielchen meint, Herr Balthassar hätte wohl die Absicht, um Ihre Hand anzuhalten, und nun stoße er sich daran, daß Timm sein Schwager werden solle.“

Sie fuhr erschrocken auf.

„Woher wissen Sie denn das? Um Himmels willen, es reden doch nicht etwa die Leute wegen Herrn Balthassar und mir?“

Das blonde hübsche Mädchen war ja nun wohl dreißig Jahre alt, aber jetzt in ihrer Angst hatte sie Augen

wie ein Bäckfischlein, das auf seiner ersten Liebe ertappt wird.

„Keine Angst, Fräulein Mädchen; ich reime mir nur da so was zusammen, was wahrscheinlich gar nicht stimmt.“

„Ach, es stimmt ja doch!“ rief sie leidenschaftlich. „O Gott, Herr Hubertus, denken Sie nur nichts Schlechtes von mir; aber ich kann ja nicht dafür, daß ich Herrn Balthassar so gut bin. Ich glaubte immer, das Mielchen sei ihm auch gut, und da wollte ich nichts sagen, da wollte ich zurückstehen. Aber wie nu ein paarmal der Herr Timm bei uns gewesen war, fragte mich einmal abends im Bette das Mielchen: ‚Warum heiratest du denn deinen Balthassar nicht endlich?‘ Da sagte ich: ‚Liebes Mielchen, ich dachte, du wolltest ihn!‘ Da lachte sie ganz laut und sagte: ‚Nein, ich mache mir rein gar nichts aus ihm.‘ Nun, da war ich ja so glücklich, daß ich mit der Schwester im reinen war. Und dann kam es so schrecklich!“

Sie weinte ein Weilchen wie in schweren Erinnerungen. Ich fragte:

„Was ist denn nun gestern passiert? Wollen Sie mir das nicht auch anvertrauen?“

Unter vielem Schluchzen sagte sie:

„Gestern haben wir einen furchtbaren Streit gehabt, das Mielchen und ich. Ich wollte zu dem Maifest, da sagte das Mielchen, das sei eine Schande, wo uns Herr Balthassar so beleidigt hätte wegen Herrn Timm. Ich sagte, mich ginge doch Herr Timm nichts an. Und da wurde sie ganz rasend. Ach, das war schrecklich.“

Ich konnte ein Lächeln schwer unterdrücken. Wenn diese beiden Zwillinge zankten, das mußte so sein, als ob jemand gegen sein eigenes Bild im Spiegel tobte.

Ich war überzeugt, daß beide bei dem Streit ganz dieselben Grimassen geschnitten, beide dieselben Handbewegungen gemacht hatten. Sie waren immer ganz dieselben Menschen gewesen; nur am Wegweiser der Liebe trennten sich ihre Wege, und das mag freilich so geschmerzt haben, als ob ein Leib mitten durchgeschnitten würde.

Malchen weinte weiter. Endlich fuhr sie fort:

„Das Schlimmste kam erst. Ein neuer Brief von Herrn Balthassar kam. Da schrieb er, er müsse uns unserer Eltern wegen vor Herrn Timm warnen; der sei ein Abenteurer, und es lägen bei dem Amtsvorsteher gegen Timm schwere Verdachtsgründe vor. Was das — was das — für schreckliche — schauerhafte Dinge sind, von denen Herr Balthassar schrieb, das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Hubertus.“

„Ich weiß. Timm soll die Bianka erschlagen haben.“

Malchen schrie laut auf.

„Wissen Sie es —? Sprechen die Leute davon?“

„Nein, nein, nein! Nur Herr Balthassar glaubt das. Sonst niemand auf der Welt.“

„Auch Sie glauben es nicht?“

„Nein!“

„O, Herr Hubertus, das Mielchen hat Schreikrämpfe gekriegt, als sie den Brief gelesen hatte. Dann wurde sie ganz still. Ich zog mir meine guten Kleider wieder aus, ich ging nicht zum Maifest. Und dann kam Herr Timm. Da hat ihn meine Schwester mit nach oben in unsere gute Stube genommen. Alle Dienstboten wurden aus dem Hause geschickt. Nur ich mußte dabei sein. Und dann hat meine Schwester Herrn Timm gefragt: „Was

hatten Sie mit der Bianka?' Da hat erst Herr Timm gelacht, aber er ist gleich sehr nervös gewesen. Und dann hat er gesagt: einmal hätte er mit der Bianka gesprochen. Und dann hat er dreimal und dann hat er fünfmal zugegeben. Und zuletzt hat er zugegeben, daß er einmal in der Stadt war, da hat er die Bianka getroffen und ist mit ihr in einer Konditorei gewesen. Da hat das Mielchen wieder Schreitkrämpfe gekriegt. Aber es war bald vorbei, und dann hat sie es ihm ganz ruhig auf den Kopf drauf gesagt: das ganze Dorf spräche davon, daß er die Bianka ermordet habe. Und jetzt glaubte sie es auch. Er solle machen, daß er fortkomme, ehe ihn der Amtsvorsteher festnehme. Da sei die Thür! Da ist Herr Timm totenblaß gewesen und ist augenblicklich gegangen. Das Mielchen habe ich ins Bett bringen müssen. Da liegt sie nun noch und will keinen Doktor und will auch mich nicht mehr."

Das Mädchen legte den Kopf auf die Tischplatte. Ich stand auf und trat ans Fenster. Ich hätte die ganze Szene gern als Tragikomödie aufgefaßt, aber ich kam zu keiner Klarheit in mir selbst. Trotz aller Faden-
scheinigkeit der Verdachtsgründe, die gegen Timm sprachen, wußte ich mir mit ihm keinen rechten Rat. Timm war drei Jahre bei mir gewesen. Ein Diener, mit den Vorzügen und Fehlern, die solche Leute haben. Seine Manieren kannte ich genau, seine Seele kannte ich gar nicht. Herren und Diener haben immer Masken vor dem Gesicht, wenn sie sich begegnen. Das merkte ich erst jetzt. Balthassar war sicher kein dummer Mensch; er kannte die Leute besser als ich; er hatte Verdacht gegen Timm; was konnte ich Erhebliches dagegen einwenden?

Während ich noch so grübelnd am Fenster stand, trat Balthassar in die Stube.

„Ach — Sie sind hier? Und — wer ist das — Mielchen oder Malchen —?“

Das Mädchen stand auf, bedeckte die Hände über das Gesicht und verließ das Zimmer.

„Nanu?“

„Herr Balthassar, ich schlage Ihnen einen Spaziergang vor. Ich habe mit Ihnen Wichtiges zu reden.“

Noch ehe ich mit Balthassar das Zimmer verlassen konnte, wurde die Thür aufgerissen, und eine wahre Nemesis erschien in Gestalt des todkranken und plötzlich auferstandenen Mielchens.

O, welch ein Bild! Das sonst so peinliche, prüde Mädchen war in Nachtoilette und unfriert. Ein langer Popf baumelte über ihrem Rücken, ihre Füße steckten in Filzpantoffeln. Quielend lief das Malchen hinter der Schwester her.

„O, sie ist um den Verstand gekommen — sie ist irre geworden — sie läuft im Unterrod und in der Nachtsacke zu den Herren rein! Mielchen, Mielchen, werde gescheut, komm zurück!“

Sie riß an ihr, rang mit ihr. Das Mielchen aber ließ sich nicht aus der Stube zerren.

„Laß mich! Ich habe zu reden! Mit dem da! Sofort!“

Sie schwang ein Zeitungsblatt in der Hand und schrie:

„Wer hat die Bianka erschlagen? Wer? frage ich! Herr Timm etwa? Sie — Sie Esel Sie — Sie Gimpel — Sie Lummel!“

„Erlauben Sie!“ bemerkte der so böse angeredete Balthassar. „Was erdreisten Sie sich?“

„Was haben Sie sich erdreistet, Sie Schurke? Haben Herrn Timm verdächtigt — meinen — meinen lieben Herrn Bräutigam! Dabei ist's der alte Krügel gewesen — hier steht es! Und nun ist er fort. Nun ist mein Bräutigam fort!“

Sie sank auf einen Stuhl und schluchzte zum Stein-erweichen.

Balthassar stand stramm da.

„Fräulein Emilie Stenzel,“ sagte er in kalter Gemessenheit, „meine Verdachtsgründe gegen den entlassenen Diener Timm sind durch diese Zeitungsnotiz keinesfalls erschüttert. Für die schweren Beleidigungen, die Sie soeben gegen mich ausgestoßen haben, will ich Sie gerichtlich nicht belangen, sondern alles Ihrer Exaltiertheit zuschreiben. Im übrigen bin ich natürlich mit Ihnen und diesem Hause für alle Zeiten fertig. — Herr Hubertus, ich gehe; ich will mich in dieser höchst unpassenden Situation nicht länger aufhalten.“

Schön und stolz war das gesprochen, und schön, stolz und aufrecht verließ auch Herr Balthassar das Lokal. Ich selbst wußte zunächst gar nicht, was ich tun sollte; erst als auch das sonst so taubenhafte Mädchen sich plötzlich in eine schäumende Wildkatze verwandelte, über ihre Schwester herfiel und ihr vorhielt, sie hätte sich in einem schamlosen Aufzug (Unterrock, Nachjacke und offenem Popf) in Herrengesellschaft begeben und nun ihn — ihren herzallerliebsten Herrn Balthassar — für immer und ewig verscheucht, da fühlte ich, daß bei diesem schweesterlichen Meinungsaustrausch meine Anwesenheit nicht nötig sei, und drückte mich zur Thür hinaus.

Balthassar wartete hundert Schritt vom Hause entfernt auf mich.

„Wie sagt Goethe?“ knurrte er. „Da werden Weiber zu Phänen!“

„Sehr richtig!“ sagte ich, und sonst nichts. Denn das süße Geheimnis, daß das Mädchen ihn liebe, wollte ich mir für eine bessere Stimmung aufheben.



Dreizehntes Kapitel.

Sommerzeit. — Die goldene Mutter. — Der Krügel-Prozeß.



Seit einigen Wochen habe ich meine Aufzeichnungen nicht fortgesetzt. Ich glaube, ich war zu träge dazu. Schon in der Schule stand ich mich zur Sommerzeit immer schlecht und mußte in den kühleren Monaten nachzuholen suchen, was ich in den heißen versäumte.

Der Sommer macht mich zum Träumer. Stundenlang kann ich am Waldrande liegen und weißen Wolken zusehen, die durch das blaue Himmelsmeer ziehen. Weiße Schiffe sind es, von einer geisterhaften Mannschaft bedient. Was sie geladen haben, das sind menschliche Wünsche und Sehnsüchte, Jubelschreie und Klagerufe, die hinauffliegen, Tränen der Freude und der Qual, die an menschlichen Wimpern verdunsteten, einsame Gedanken und letzte Erinnerungen, die sich wie Ertrinkende an ihren Bord klammern. Das fährt über den blauen Ozean Gottes und verbrennt alles im Abendrot.

Dann kommt die Nacht. — —

Das wissen alle; daß der Wald das Urbild der gotischen

Dome ist mit seinen ragenden Säulen, dem geheimnisvollen Dämmerlicht, der feuchten Kühle und den dunklen Fenstern.

Fröhlich sein kann ich im Walde nicht; das kommt mir so vor, wie wenn jemand in einer schönen Kirche schläft. Erst wenn ich zu den Wiesen komme oder zu den sonnigen Feldern, löst sich etwas in der Brust wie ein Druck, und ich kann lachen und übermütig sein, wie ein Bauer, der nach der Kirche in die Schenke geht.

Die Ernte hat begonnen. Balthassar ist den ganzen Tag auf dem Felde. Ich bin müßig wie immer. Einmal, als ein Gewitter drohte, habe ich bei unserem Nachbar ernten geholfen. Ich habe zwei Fuder Roggen aufgeladen. Mit einer großen Gabel mußte ich die Garben auf den hohen Wagen reichen.

Am andern Tage konnte ich kaum ein Glied rühren vor Muskelschmerzen und hatte Blasen an den Händen.

Die Sturz — glaube ich — hat mich heimlich ausgelacht. Dabei tut das dumme Weib nichts bei der Erntearbeit. Sie lauert nur, wo ein Feld abgeerntet ist — dann geht sie Ähren sammeln und kümmert sich den Teufel darum, daß sie eigentlich bei mir in Dienst steht. Halbe Tage lang ist sie weg. Aber wer soll auf sie schelten? Ich gewiß nicht. Lieber lade ich noch Roggen auf. Im Herbst wird mir wahrscheinlich die Sturz ihr „Gelesenes“ zu teuren Preisen als Hühnerfutter verkaufen. Mag sie! Welcher Mensch machte nicht mal sein Nebengeschäften? Das Geschäft der Sturz ist ärmlich genug.

Einen neuen Diener habe ich. Er ist ein blasser Gesell von recht langweiliger Physiognomie. Oft sehne ich mich nach Timm zurück. Der war selbst dann interessant, wenn man sich über ihn ärgerte.

Die beiden Hunde schlafen von morgens bis abends und von abends bis morgens. So ein Hundevieh wird durchschnittlich zwölf Jahre alt. Von dieser Lebenszeit verschläft es elf Jahre. Wozu es da überhaupt erst auf die Welt kommt!

Wenn mich solche ja nicht übermäßig geistreiche Betrachtung doch einmal zu sehr ärgert, habe ich die Hunde. Das Ereignis vollzieht sich im Hofe in einem großen Schaff. Es wird allemal ein Heidenspektakel; denn sobald die Hunde merken, daß die Sturz das Schaff nach dem Hofe schafft, verduften sie. Es geht nun ein Suchen und eine wilde Jagd los, wobei die Sturz so lärmt, daß es mir der angrenzenden Bewohner halber peinlich ist.

Der Pudel wird immer zuerst erwischt. Er sitzt, zitternd wie Espenlaub, in dem Schaff, läßt sich mit warmem Wasser abseifen und dann mit einer kühlen Brause besprengen. Die Brause temperiere ich vorher gewissenhaft: 17 Grad Celsius. Die Sturz, das gemüthlose Frauenzimmer, will nie das Thermometer holen, sondern die Gießkanne einfach aus dem Brunnen füllen. Nun, das rede ich ihr ja energisch aus.

Den Dadel erwischen wir später und manchmal gar nicht. Er ist äußerst widerborstig. Während der Pudel mir nach dem Bade gutmütig mit seiner langen roten Zunge die nassen Hosen ableckt, macht der Dadel ein äußerst verbostes Gesicht, schneidet mich und spricht sozusagen mit mir drei Tage lang kein Wort.

Beide Hunde aber rasen nach dem Bade wie toll umher und wälzen sich im Staube, wodurch die ganze Prozedur in ihrem Reinlichkeitszwecke eigentlich hinfällig wird. —

Timm hat mir einen Brief geschrieben. Er bedankt sich für alles Gute, das er von mir empfangen hätte, und bittet mich um Verzeihung, daß er geslohen sei. Aber er hätte es müssen, da aus dem ihm liebsten Munde der Welt ein schmähhcher Verdacht gegen ihn gefallen sei. Im „Waldboten“ erschien ein Gedicht „An die Ungetreue“. Es führte aus, daß allein grenzenloses Vertrauen das Fundament der Liebe sei, und schloß:

„Ohne Schuld und ohne Reue
Irr' ich durch die Welt,
Siehe zu, du Ungetreue,
Wie es dir gefällt.“

Unterschieden war das Gedicht: Max Timm, Berlin. Das Mädchen hat einen verzweiflungsvollen Brief auf gut Glück an Max Timm in Berlin gerichtet und eines Tages eine grobe Postkarte erhalten, die besagte: Er — der Absender — sei Eisendreher und Familienvater und hätte mit solch übergefahrenem Frauenzimmer da hinten im Buschlande nichts zu tun. Emilien's Sehnsuchtschrei war also an ein falsches Ohr gedrungen. Unser Postbote hatte die Karte auswendig gelernt und ihren Inhalt überall erzählt. Darauf wurde das Mädchen krank, und wenn sie auch nicht — wie das Mädchen schluchzend erzählte — ein tödliches Nervenfieber hatte, so ging es ihr doch bemitleidenswürdig schlecht.

Strahlende Sommerzeit. Die Welt voller Reise und Überfluß. Und Menschenherzen leiden Not.

Ich kümmerte mich indes wenig um diese Schatten und Leiden; ich hielt es mit der Sonne. Ich liebe die goldene Mutter der Erde mehr als alles Geschaffene. Als Kind lag ich oft auf der Wiese und lugte durch ein ge-

schwärztes Glas nach der Sonne hinauf. Ich meinte, die Sonne müsse in den Himmel sehen können, wo mein Vater und meine Mutter waren, und ich wollte sehen, was sie für ein Gesicht mache, da sie doch das Beste sehen konnte, was es gibt: den Himmel und meine Eltern. Von allem, was ich in der Schule hörte, hat nichts so mein Herz erschüttert wie die Kunde von der Sonne, von ihrer Größe und weiten Entfernung, und daß sie mit der Glut ihres Herzens alles Lebende auf Erden ernähre und erhalte, daß aber auch dieses riesenhafte Mutterherz einmal verglühen werde und daß dann alle Erdenkinder sterben müssen: die Menschen, die Tiere und die Pflanzen.

Später, als ich mein Weltstadtleben führte, sah ich die Sonne selten. Die Theater lieben das Lampenlicht: die Theater der Bühne und die Theaterspielereien der Gesellschaft. Ich war immer im Theater und habe bei Tage geschlafen. Nur wenn ich zu müde geworden war, flüchtete ich an einen sonnigen Strand und suchte da mit anderen Kranken den tröstenden Schein aus dem Auge der goldenen Mutter.

Nun, da ich ein stiller Hubertus geworden bin, schaue ich mir auch oft den gestirnten Himmel an. Ich habe mir einige Bücher angeschafft, kleine volkstümliche und praktische Schriftchen, nach denen ich mich am Horizont leicht zurechtfinden lerne; denn von tausend gebildeten Menschen wissen ja bis auf einen oder zwei alle rein nichts von dem silbernen Wunderreich über ihren Häuptern.

Wenn ich nun die blassen Plejaden betrachte oder das schöne Himmelskreuz des Orion oder sonst einen der Fixsterne und weiß, das alles sind Sonnen, größere

als die unsere und so weit, daß tausend Lichtjahre vergehen, ehe ihr Schein zu uns dringt, dann schließe ich oft erschreckt die Augen und will — ein Erdenkind — mich doch lieber an „meine“ Sonne halten, an das freundlichste Wunder der Welt.

Manchmal in dieser Sonnenfreudigkeit kommt ein tiefes Verlangen nach Liebe. Es hat immer dieselbe Richtung und stirbt mit dem Abendrot.

In der kühlen Nacht sitze ich am Klavier oder bei meinen Büchern oder träume zum Fenster hinaus über die rauschenden Wälder.

Letzten Dienstag war die Schwurgerichtsverhandlung gegen den alten Krügel. Ich habe es nicht über mich bringen können, ihr beizuwohnen. Balthassar war Geschworener. Da hat sich fast das ganze Dorf, vor Neugierde brennend, an ihn um Eintrittskarten gewandt. Er hat alle abgewiesen. Schließlich hat er einen Anschlag an das Spritzenhaus gemacht, in dem deutlich zu lesen stand, es sei eine „unchristliche Sauerei“, der Beurteilung eines Gemeindegensossen neugierig zusehen zu wollen; die Leute sollten lieber ihre Erntearbeit besorgen, das sei vernünftiger.

Balthassars Amtsstil ist etwas patriarchalisch. Aber er ist doch ein Staatskerl. Ich freue mich, daß er mein Freund ist.

Von Balthassar und auch aus den Berichten der Zeitungen weiß ich nun von dem traurigen Hergang dieser Verhandlung. Der Vorsitzende hat genau nach den Ergebnissen der Voruntersuchung den alten Krügel über seine Schuld abgefragt, und Krügel hat alles gestanden. Balthassar hat als Geschworener von seinem

Recht, Zwischenfragen zu stellen, reichlich (und wie ich vermute, in etwas rauher Form) Gebrauch gemacht; er hat z. B. den Angeklagten einen alten „Quasseltopp“ genannt, der nicht mehr wisse, was er „labere“, so daß Balthassar sich eine scharfe Rüge des Gerichtsvorsitzenden zuzog, der bemerkte, die Einwendungen des Herrn Geschworenen seien nur dazu angetan, den Angeklagten zu verwirren und ihn von dem löblichen und für ihn selbst nur vorteilhaften Bestreben abzubringen, seine Schuld zu gestehen.

„Sehen Sie,“ sagte Balthassar, „das habe ich mir nicht gefallen lassen; ich habe mir das Recht, als Geschworener mitzureden, nicht nehmen lassen wollen, und da hat es einen Heidentruch gegeben. Den Roten Adlerorden krieg’ ich ja nur bestimmt nicht; aber das ärgert mich immer noch weniger, als wenn sie den alten Krügel unschuldig einlochen. Ich hab’ ja den Krügel nie leiden können, schon weil er in der Moorhütte wohnte, wegen der das Dominium seine Prozesse verlor. Aber daran ist weniger der alte Krügel als der Justizrat Mizowski schuld gewesen. Der war unser Anwalt, und der ist nun auch der Anwalt des alten Krügel gewesen. Mizowski ist überhaupt der Anwalt unserer ganzen Gemeinde; deshalb ist auch bei uns noch nie ein Prozeß gewonnen worden. Nun hätte doch der Kerl in seinem malerischen Talar mir beispringen müssen, da er sah, daß ich seinem Klienten, dem Angeklagten, helfen wollte, nicht solch unsinniges Zeug einzugestehen. Keine Spur! Eine Verneigung vor dem Vorsitzenden hat der Verteidiger gemacht. Da war ich natürlich geliefert, und der alte Krügel auch. Der Staatsanwalt, ein junger Mann, hat in einer schneidigen Rede „be-

wiesen“, daß Krügel ein Mörder sei. Dann hat er aber die Unterfrage gestellt, ob nur Totschlag — nota bene, mir persönlich wäre es egal, ob ich ermordet oder bloß totgeschlagen würde —, also der Staatsanwalt hat die Unterfrage nach Totschlag gestellt. Sie müssen wissen, Herr Hubertus, Totschlag ist nicht Mord, ist eine Handlung aus sogenanntem Affekt, und wegen Totschlag kann man nicht geköpft werden.

Wir gingen dann ins Beratungszimmer. Vorher sah ich mir den alten Krügel noch einmal an. Er kauerte auf der Anklagebank wie ein Häuflein Blödsinn und Gebrechlichkeit. Im Beratungszimmer machte ich nun meinen Standpunkt geltend. Ich sagte:

1. Krügel ist ein alter Trottel. Er kann nichts als Holzhacken.

2. Krügel kauft gern einen, wenn er einen hat. Meist hat er keinen, und darum ist er ein ziemlich mäßiger Mann.

3. Krügel ist mein politischer Gegner, denn er hat, so glaube ich bestimmt, sozialistisch gewählt; auch habe ich wegen des Hauses, in dem er wohnt, eine Reihe von Prozessen verspielt.

4. Krügel ist also für mich durchaus keine Gemeindeperle. Aber das Eine weiß ich, daß er auf keinen Fall seine Enteltochter erschlagen hat. Dazu ist er nicht fähig. Es ist in meinem Dorfe ein Gasthaus, die ‚Traube‘, das von zwei jungen Mädchen bewirtschaftet wird. Die haben mal dem Krügel, der, wie gesagt, gern einen kauft, wenn er einen hat, einen halben Liter Schnaps angeboten, wenn er ihnen ein paar Tauben schlachte, aber Krügel hat gesagt, das bringe er nicht fertig, lieber verzichte er auf den Schnaps.

Unser Obmann unterbrach mich. „Diese Dinge hätte der Verteidiger sagen müssen,“ meinte er. Der Verteidiger, dieses Roß, hatte sie aber nicht gesagt.

Ich konnte noch reglementswidrig ausrufen: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß es der alte Krügel nicht gewesen ist“ — dann kamen einige Formalitäten, und dann kam die Abstimmung.

Zuerst auf Mord.

Ich sage Ihnen, Herr Hubertus, seien Sie froh, wenn Sie niemals Geschworener sein müssen. Es ist greulich, vor die Frage gestellt zu werden: Soll ein Mensch weiterleben oder soll er ins Jenseits befördert werden? Wo doch nu mal — Schodschwerebrett! — einer sitzt, der dir deinen Spruch nachprüft und der darauf wartet, bis du mal selber rüber kommst, und wo einem immerfort im Leben so ein Armesünder-Grabhügel vor den Augen stehen bleibt.

Also ‚Mord‘? Von den zwölf Geschworenen erkannten wirklich vier auf ‚Mord‘. Demnach wäre also dem alten Krügel der Kopf abgehakt worden; es wäre, wie man so sagt, bei ihm Haarschneiden, Barbieren und Zähneziehen mit einem Schlage besorgt worden.

Aber zu einer Verurteilung gehören bei dem Zwölfmänner-Gericht acht Stimmen, also Zweidrittelmehrheit. Die vier Stimmen versanken demnach, und Krügel's schöner Kopf war gerettet. Ich atmete auf.

Nun die zweite Frage: Totschlag? Hat Krügel im Zorn, in der Erregung, nicht vorbedacht die Bianta erschlagen?

Übermalige Abstimmung.

Siebenmal ‚Ja‘! Fünfmal ‚Nein‘!

Zur Beurteilung gehören acht „Ja!“ Ein „Ja!“ fehlte also. Krügel war frei. Ich zerrieb mir die Hände unter dem Tisch vor Freude.

Auf einmal sagt einer der Geschworenen: „Bitte, Herr Obmann, ich habe mich getäuscht. Ich habe die Frage nicht richtig aufgefaßt; ich habe Ja statt Nein sagen wollen.“

Dann müsse noch einmal abgestimmt werden, entschied der Obmann.

Da kriegte ich die Wut, und es wird ja wegen meines Auftretens noch allerhand Weiterungen geben. Ich behauptete, Abstimmung sei Abstimmung, jeder von uns müsse „Ja“ und „Nein“ unterscheiden können, und das Urteil sei gefallen. Krügel sei freizusprechen.

Wissen Sie, was passiert ist? — Es ist ein Gerichtsbeschluß herbeigeführt worden, und der entschied, es sei eine nochmalige Abstimmung zulässig und erforderlich.

Die lautete dann achtmal „Ja“, viermal „Nein“. Krügel wurde des Totschlags schuldig befunden und erhielt zehn Jahre Zuchthaus.

Ach, Herr Hubertus, was ist menschliches Recht? Einer verspricht sich oder verspricht sich nicht, und ein anderer kommt deshalb frei oder er kommt ins Zuchthaus“.

„Zehn Jahre. Es ist furchtbar für Krügel,“ sagte ich.

„Nein, Herr Hubertus, es ist gleich für ihn, ob er zwei oder zehn oder fünfzehn Jahre kriegt. Denn länger als ein halbes Jahr lebt er nicht mehr. Und dann ist er frei. Aber der Döskopp, der sich bei der Abstimmung ‚verspricht‘, der nicht Ja und Nein, Schwarz und Weiß unterscheiden kann, der müßte die Reststrafe für den Krügel abspitzen.“

An dem Tage, da mir Balthassar das alles erzählte, hat er sich betrunken und drei Weingläser zer schlagen. So viel „Pereats“ hat er auf den „Justizmord“ ausgebracht.



Vierzehntes Kapitel.

Sommerfrischler. — Rettungsversuche. — Balthassar auf neuer Fährte. — „Krach.“

Es sind Sommerfrischler bei uns. Unten die „Traube“ ist ganz besetzt; auch viele Bauern haben ihre „guten Stuben“ vermietet, und mancher kleine Häusler hat sich mit Weib und Kind in einen Winkel zusammengedrängt, nur um seine Wohn- und Schlafstube in der „Saison“ nutzbringend zu verwenden.

Es gibt zwei Sorten von Sommerfrischlern: gewöhnliche und bessere.

Der gewöhnliche Sommerfrischler ist ein Städter, der zu wenig Geld hat, um mit seiner Familie in ein Bad zu ziehen, und das auch freimütig sagt; der „bessere“ Sommerfrischler hat auch zu wenig Geld, um mit seiner Familie in ein Bad zu gehen, aber wo es nur irgend angänglich ist, erzählt er seufzend, daß er des zu geräuschvollen Badelebens mit den Jahren überdrüssig geworden sei und sich nun mal nach Stille und Einfachheit sehne; er beneide seine nächsten Freunde und Verwandten, die in Poppot, Ehl und Reichenhall saßen, durchaus nicht. Der gewöhnliche Sommerfrischler trägt einfache städtische Kleider und spricht hochdeutsch; der bessere

dagegen trägt in Schlesien oder Thüzingen oberbayerische Kostüme mit Wadenstrümpfen, Federhütlein und dergleichen und spricht einen Dialekt, der ein Gemisch von Wienerisch, Hamburgisch, Berlinerisch, Mitoschisch, dem eigenen Großstadtjargon und etwa fünf Prozent des Ortsdialektes ist. Das soll spaßig und leutselig sein. Die Bauern lachen ihn aus oder ärgern sich über das Sprachgesudel — je nachdem. Der gewöhnliche Sommerfrischler geht still seiner Wege, zieht mit den Kindern nach dem Felde, schläft, spielt oder botanisirt dort und kommt nur zu den Mahlzeiten zurück; der bessere dagegen ist ein Hans Dampf in allen Gassen, er hält den Bauern überall durch sein „Interesse“ von der Arbeit ab und durchstöbert und durchschnuppert Haus und Hof, während seine Kinder im Garten, im Getreidefeld oder auf der hohen Wiese „Blumen pflücken“. Der gewöhnliche Sommerfrischler bezahlt bieder und still die von ihm verlangten Beträge, der bessere ersieht seinen höchsten Triumph darin, billige Bezugsquellen zu entdecken. Der gewöhnliche Sommerfrischler gibt am Schluß den Dienstboten ein anständiges Trinkgeld; der bessere dagegen findet, daß die Dienstboten in den letzten Tagen unaufmerksam und frech gewesen seien, weshalb sie „zur Strafe“ von ihm gar kein oder nur ein ganz geringes Trinkgeld erhalten. Der gewöhnliche Sommerfrischler darf wiederkommen; dem besseren passiert es häufig, daß ihm im nächsten Jahre die Wohnung als „schon besetzt“ bezeichnet wird.

Mit Balthassar bin ich mal wieder nicht einer Meinung. Ich weiß, wie notwendig die Städte einen Landaufenthalt haben, und wünsche, daß sie immer mehr erzogen werden, sich in das Landleben einzufügen. Balthassar dagegen

möchte alle miteinander „rausschmeißen“. Ich habe ihm gesagt, „Rauschmeißer“ seien niemals gute Politiker. Er hat entgegnet, was er als Gutsinspektor und Amtsvorsteher für Politik zu treiben habe, werde er sich weder von mir noch von einem anderen sagen lassen.

Ich bin wohl gerade in das lauteste Jahr dieses Waldtales hineingeraten. Wir haben schon wieder neue Aufregung. Die alte Krügelin ist aus dem Untersuchungsgefängnis entlassen worden. Es hat geheißen: das gewaltsame Ende der Bianka sei als Mordschlag, begangen durch ihren Mann, erwiesen; der Verdacht, daß die Frau den Sägemüller bestohlen oder seine Gebäude angezündet habe, lasse sich nicht aufrechterhalten, also sei sie zu entlassen.

Die Alte ist zum Sägemüller gegangen, ihn zu bitten, sie in der Moorhütte weiter wohnen zu lassen. Der Sägemüller hat einen Wutanfall bekommen, die Alte am Halse gewürgt und sie hinausgeworfen, sich aber nicht darum gekümmert, als die alte Krügelin doch wieder in die Moorhütte zog.

Bönisch ist sonst ganz teilnahmslos geworden. Er lauert nur alle Tage auf den Briefträger, ob er ihm nicht endlich Kunde von dem Sohne bringe. Der rauhe Alte hat eine abgrundtiefe Liebe zu seinem Sohne. Er hat sechs Kinder gehabt. Drei sind an Kinderkrankheiten gestorben; eines ist beim Schlittschuhlaufen eingebrochen und umgekommen; eines ist im Maschinenhaus der Säge durch einen Treibriemen so verletzt worden, daß es starb. Nur Emil blieb ihm. Und als Emil Wintersport trieb, dachte der Vater an das eingebrochene Kind, und als sich der Emil an der Brettschneide verging, dachte er

an das andere, das der Treibriemen erfaßte. Und er wurde rasend.

Wie soll sich auch eine so schlichte Seele, die in so tiefer Einsamkeit und menschlicher Verlassenheit ist, zurechtfinden, wie soll sie solche Schicksalsschläge ertragen?

Es fiel mir oft ein, ich müsse mich um den alten Bönisch bekümmern; er dürfe nicht so einsam und menschenverlassen bleiben. Ich dachte an Erika Isenloh, die überall zugriff, wo sie ein Schicksal in Gefahr glaubte. Aber ich war älter als Erika, viel skeptischer als sie; ich wußte, wie schwer es ist, ein strandendes Schiff zu retten.

Erika ging immer wieder mutig ans Werk. Ich zögerte.

Einmal aber suchte ich den Sägemüller auf. Es bedurfte geraumer Zeit, ehe er mich zu sich ließ. Ich sagte ihm auf den Kopf:

„Lieber Bönisch, Sie sehnen sich nach Ihrem Sohne!“

Er ächzte.

„Sehen Sie, Bönisch, eine Schuld ist ja für Ihren Emil gar nicht erwiesen. Der Stechbrief hat Sie so aufgereggt. Aber das müssen Sie sich ausreden lassen. Das Gericht verfährt nun einmal so. Und Sie sehen ja, wenn nichts erwiesen wird, kommt es zum Freispruch. Das sehen Sie doch sogar an der alten Krügelin.“

Das war ungeschickt. Bönisch kam in unsinnige Wut.

Er verfluchte die Krügelin, den Krügel und ihre Enkeltochter Bianta in alle Abgründe der Hölle.

Gib acht, Hubertus, dachte ich, sonst bringst du bei allem guten Willen dem strandenden Schiff ein neues Bed' bei!

„Herr Bönisch, ich meine ja bloß: ich halte Ihren Emil für einen guten Menschen.“

Er sah mich erschrocken an. Dann sagte er lallend:

„Was — was sagten Sie eben?“

„Ich halte Ihren Emil für einen guten Menschen.“

Da weinte er. Weinte bitterlich. Und nicht immerfort mit dem Kopfe.

Ich ließ ihm lange Zeit. Dann sagte ich:

„Sie müssen mir das nicht übelnehmen, wenn ich mich in Ihre Angelegenheit einmische. Aber ich glaube, ich finde mich in der Welt zurecht, und wenn es Ihnen recht wäre, würde ich Ihnen beistehen, Ihren Sohn suchen helfen.“

Er stierte mich an.

„Was wollen Sie?“

„Ihren Emil ausfindig machen helfen.“

Da geriet er abermals in Wut.

„Ich weiß schon, was das heißt — einsperren wollen Sie ihn — einsperren — Sie und der Balthassar — der mein Feind von jeher ist — machen Sie, daß Sie rauskommen!“

Der Alte stand mir schraubend gegenüber. Ein paar Worte, die ich noch sprach, waren ganz nutzlos; es blieb mir nichts anderes übrig, als zu gehen.

Ich erholte mich erst etwas, dann ging ich nach der Schule. Dort erzählte ich mein ganzes Erlebnis Erika Jfenloh.

Sie sah mich freundlich an und sagte:

„Es ist gut von Ihnen, Herr Hubertus, daß Sie es mit dem alten Bönisch versucht haben. Aber es ist schwer, andern zu helfen. Wenn Sie es schon nicht fertig bringen, was soll dann ich sagen?“

„Erika, Sie sind geschickter als ich.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein! — Ich habe noch nichts erreicht. Elisabeth Rante ist — glaube ich — schon heut verloren.“

Die alte Krügelin führte in der Moorhütte ein menschen scheues Dasein. Seit sie im Gefängnis gewesen ist, hat sie als Kartenlegerin an Ruf nur gewonnen. Das Weibsvolk drängt sich zu ihr. Sie läßt aber niemand vor und verschmäht die reichen Einkünfte, die sie haben könnte. Die Frau Staatsanwalt aus der Stadt soll sogar dagewesen sein und zehn Mark geboten haben. Auch sie ist abgewiesen worden.

So sagen die Leute. Weiß nicht, ob's wahr ist.

Bönisch schimpft auf die Krügelin, weiß aber nicht, wie er sie aus der Moorhütte herausbringen soll. Mit dem Wachtmeister mag er nicht reden; er glaubt, daß dieser ständig nur nach seinem Sohne fahnde. Aus dem gleichen Grunde geht er Balthassar und neuerdings auch mir aus dem Wege. Der Sohn — der Sohn!

Ich glaube nicht, daß Balthassar sich durch die Lektüre von Detektivgeschichten die Phantasie erregt hat — ich glaube überhaupt nicht, daß er außer der Zeitung etwas liest —, aber er fühlt nun einmal so ein Stück Geheimpolizisten in sich, und insonderheit der Fall Krügel läßt ihm keine Ruhe.

Gestern kam er in neuer Aufregung zu mir mit einer neuen „Lösung“ des „mysteriösen Falles“.

„Es ist doch die alte Krügelin gewesen,“ pläzte er heraus.

„Was ist sie gewesen?“

„Sie hat die Bianka erschlagen.“

„Herr Balthassar! Wenn doch Timm sie erschlagen hat!“

„Ich habe mich inbetreff Timms getäuscht. Selbst ein Amtsvorsteher kann sich mal täuschen. Ich werde die Krügel überführen, den Krügel aus dem Zuchthause befreien und Herrn Timm jede von ihm gewünschte Ehrenerklärung geben, ebenso natürlich seiner Braut, Fräulein Emilie.“

„Das ist schön von Ihnen, Herr Balthassar. Aber Sie sagten mir selbst, die alte Krügel hatte gar keine Veranlassung, ihre Enkeltochter zu töten, da diese ihr Anreißer, ihre beste Geldquelle, wie Sie sagten, das beste Pferd in ihrem Stalle war.“

„Stimmt schon! Stimmt aber alles rein gar nicht. War sehr logisch gedacht, aber leider ganz falsch. Das kommt vor bei der Logik. Wissen Sie, was die Alte vorige Weihnachten getan hat? In die Lebensversicherung hat sie ihre Enkeltochter eingekauft. Mit sechstausend Mark. Es ging damals ein Agent hier im Dorfe um, hat mir auch neue fünftausend aufgeschwätzt zu dem ganzen Lastentram, den ich anhangsloser Mann an Sterbegeldern, Lebensversicherungsprämien, Invalidität usw. schon habe. Also, die Krügel hat ihre Bianka mit sechstausend versichert. Stellen Sie sich doch das vor von einem solchen Holzhackerweib! Der Mann verdiente in einem Vierteljahr nicht soviel, wie die Prämie betrug.“

„Sie hatte ihre Nebeneinnahmen.“

„Wenn auch! Diese hohe Prämie hätten die Krügelleute auf die Dauer nicht aufgebracht. Nein, die Rechnung

der alten Teufelsmegäre war einfach so: Ich versichere die Bianka, dann schlage ich sie tot, und dann kriege ich sechstausend Mark. Glattes und einfaches Geschäft! Ist Ihnen das einleuchtend? Der Kerl, der Agent, war doch heute bei mir. Der Versicherung ist die Sache auch höchst verdächtig.“

Ich zuckte die Achseln.

„Die hohe Versicherung ist ja seltsam; aber sie kann auch einem anderen Gedankengang, als Sie annehmen, entsprungen sein. Die Krügelin glaubte aus den Handlinien ihrer Enkeltochter bestimmt zu wissen, daß diese nur noch ein halbes Jahr leben werde, und kann da schon auf den Gedanken gekommen sein, die Todeskandidatin vorher hoch zu versichern.“

„Handlinien! An so was glauben Sie doch nicht?“

„Freilich nicht! Aber die Krügelin glaubt daran, und das ist's, was hier in Frage kommt.“

„Ah, Sie wollen mir bloß wieder Wasser in meinen Wein schütten. Aber ich lasse mich nicht vom Wege abbringen. Wenn ich mich auch mal täusche — ich suche doch wenigstens; Sie — entschuldigen Sie nur — Sie tun ja gar nichts in der Sache!“

„Oho — ich suche auch!“

„Nach wem?“

„Nach Emil Böniß.“

„Sie behaupten, daß Emil —“

„Ich behaupte nichts. Ich frage mich nur nach der nächstliegenden Lösung. Emil war mit Bianka zusammen; er lief ihr nach, er war rasend eifersüchtig, Bianka war ein flatterhaftes Ding; was liegt näher als die Annahme, daß er ihr unterwegs begegnet ist,

sie vielleicht auf neuer Untreue ertappt und erschlagen hat. Und warum verschwand er?"

„Weil er seinen Vater bestohlen, ihm wahrscheinlich die Mühle angezündet hat.“

„Und wer hat die Bianka getötet?"

„Die Krügeln. Sie benutzte die doppelt gute Gelegenheit, die den Verdacht auf ihren Mann oder auf Emil lenken mußte.“

„Etwas weit hergeholt, Herr Balthassar. Ich bin auch erst nach und nach zu der Meinung von Fräulein Jsenloh gekommen, daß Emil die Bianka getötet hat.“

„Auch die Jsenloh glaubt das?"

„Ja.“

„Verdammt, da heißt es allerdings aufpassen; denn die hat einen hellen Kopf.“

Ich überhörte das wenig Schmeichelhafte, das in diesen Worten für mich selbst lag; ich freute mich zu sehr, wenn Erika gelobt wurde.

Balthassar wanderte nachdenklich hin und her. Endlich sagte er:

„In der Bibel steht: Unser Wissen ist Stückerf. Das stimmt auffallend! Na, verfolgen Sie Ihre Spur, ich werde meine Spur weiterverfolgen. Was Herrn Timm anlangt, so habe ich zunächst einen Brief an Fräulein Emilie geschrieben. Bitte, mal Einsicht zu nehmen.“

Er reichte mir einen großen Briefbogen hin.

„Sehr geehrtes Fräulein!

Der Verdacht, den ich in amtlicher Eigenschaft und berufsmäßig auf Herrn Max Timm gerichtet hatte, scheint sich nicht zu bewahrheiten. Ich beeile mich,

Sie davon in Kenntnis zu setzen und zugleich als Ehrenmann meinem Bedauern Ausdruck zu geben, falls Ihnen etwa durch mich inbezug auf Ihren Herrn Bräutigam Unannehmlichkeiten erwachsen sein sollten.

Ergebenst

Balthassar,
Amtsvorsteher.“

„Au?“ fragte er, auf meine Kritik begierig.

„Gut!“ sagte ich. „Sehr gut!“

„Schide ich heute noch ab!“

Diese Unterredung fand in meiner Sommerlaube statt. Der *dans ex machina* ist in der Kunst verpönt, im Leben tritt er oft genug in Erscheinung.

Just kam Vater Jensch, unser Briefträger, den Gartenzaun entlang.

„Tag, Herr Hubertus. Wissen Sie, wo Ihr Limm ist? In Bremen. Nächste Woche macht er auf einem Dampfer nach Amerika hinüber.“

„Woher wissen Sie denn das?“

„Auf dieser Postkarte steht's, die ich Ihnen bringe.“

Er reichte mir die Karte über den Zaun, und ich gab ihm erfreut ein Trinkgeld.

„Von Limm?“ fragte Balthassar neugierig. Ich las ihm die Karte vor.

„Hochverehrter gnädiger Herr!

Ich bin europamüde. Habe in der alten Welt zu trübe Erfahrungen gemacht. So habe ich eine gute Stelle als stellvertretender Obersteward auf einem der größten Lloydampfer angenommen und gedente, schon nächste Woche zunächst nach Amerika

abzureisen. Ich beehre mich, Ihnen vor meiner Abreise meine ergebensten Grüße darzubringen.

Max Timm,

z. B. Bremen, Wasserweg 25."

Der ganze Timm! Ein aufgeblasener, aber treuer Kerl. Jensch, der Briefträger lauerte am Baum, was ich nun zu dieser Karte sagen würde; ich sagte aber gar nichts, sondern zog Herrn Balthassar tiefer in den Garten hinein.

„Mia!“ sagte der. „Wo nun die Adresse feststeht, muß ich wohl auch Herrn Timm eine Ehrenerklärung abgeben. Peinlich — aber es bleibt nichts übrig! Hab's immer gesagt: kommt bei jedem mal vor, daß er sich einem andern gegenüber vergaloppiert; soll aber dann die Courage haben, zu sagen: Ach was! Tut mir leid, es war Quatsch, was ich gesagt habe, bitte um Entschuldigung!“

„Bravo, lieber Herr Balthassar! So spricht ein Ehrenmann!“

Er ging aufrecht neben mir her.

„Ob ich in einer Nachschrift Fräulein Emilie gleich die Adresse von Herrn Timm mitteile?“

„Ja, tun Sie das!“

Er schrieb auf einem Gartentisch zu seinem Briefe noch die Worte:

„Eben erfahre ich von Herrn Hubertus die Adresse Ihres Herrn Bräutigams: Bremen, Wasserweg 25. Er will leider schon nächste Woche nach Amerika abreisen. Also, Eile tut not! Falls ich Ihnen mit irgend etwas zur Vermittlung behilflich sein könnte, würde es mich freuen.“

Balthassar."

Der Brief war nicht nötig. Den Bergweg herauf flatterten zwei Gestalten, die Zwillinge aus der „Traube“. Ich begriff die Lage sofort: vornweg das würde das Mielchen sein, das wahrscheinlich durch die Schwachhaftigkeit des Vater Jensch schon Wind von dem Inhalt meiner Postkarte erhalten hatte und nun mit vollen Segeln zu mir steuerte, und hinterher trabte das quielende Malchen, das die Schwester abhalten wollte, sich bloßzustellen.

Mielchen war dem Malchen um gut 300 Meter voraus und hörte ihre japsenden, verzweifelnden Zurufe nicht. Ich teilte Balthassar meine Vermutungen mit.

„Ja!“ nickte er in schmerzlichem Nachdenken. „Wer hätte das gedacht! Eine von den Zwillingen ist mannstoll! Glücklicherweise das Mielchen! Ich habe mich auch eigentlich immer nur zu dem Malchen hingezogen gefühlt.“

Ich hatte keine Zeit, darüber Betrachtungen anzustellen, wieso auch so ein kreuzehrlicher Kerl wie Balthassar gelegentlich in Heuchelei verfallen könne; denn das Mielchen war schon da. Sie steuerte in den Garten und geradewegs auf mich los.

„Wo ist er? Wo ist er? Ihre Postkarte geben Sie mir heraus!“

Es war peinlich. Der Briefträger Jensch machte über den Gartenzaun einen Hals wie ein alter Gänserich, die Sturz stand mit aufgestemmtten Händen über ihrem geschürzten Rock in der Haustür wie das empörteste und robusteste Bild sittlicher Entrüstung.

Ich wandte meinen freundlichsten Tonfall an, um die wildgewordene Traubenmaid zu beschwichtigen.

„Fräulein Emilie, ich will Ihnen gern jeden ge-

wünschten Aufschluß geben, nur, bitte, kommen Sie mit mir ins Haus.“

Sie hörte nicht. Sie wies haßerfüllt auf Balthassar.

„Der ist ja wieder da — der! Der Stänkerfräße, der Schwindler —“

„Weib, was erdreißten Sie sich?“

Herr Balthassar brüllte. Und nun brüllte ich auch.

„Hier bin ich der Herr! Sie — Sturz — scheeren Sie sich ins Haus zur Arbeit! — Und Sie, Briefträger, gehen Sie Ihres Weges! Hier haben Sie nichts mehr zu suchen! Und Sie, meine Herrschaften, bitte, folgen Sie mir ins Haus.“

Schlag ins Wasser! Die Sturz ging nicht, der Briefträger ging nicht, die „Herrschaften“ folgten nicht. Dagegen flatterte das Mädchen heran.

„Mielchen! Mielchen!“ quiekte sie. „Was fällt dir ein? Zu dem Herrn laufen — zu dem Herrn — o Himmel — auch der Herr Balthassar!“

Krach!

„Krach“ ist ein schönes, lebensvolles Wort der deutschen Sprache und umfaßt eine Summe von Leben, Bewegung, Tragik und Humor.

Bei uns gab es richtigen deutschen Krach!

Über das vielerlei menschliche Gezappele, das da erfolgte, will ich nichts niederschreiben. Es kam dann, wie immer in solchen Fällen, ein Abfluten, ein Nüchternwerden.

Das Ergebnis war eine Depesche, die ich an Timm nach Bremen aufgab und die ihn aufforderte, zurückzukommen, da alles in Ordnung sei.



Fünfzehntes Kapitel.

Gewitterangst. — Eine unerwartete Begegnung.



imm antwortete auf mein Telegramm in recht hoffärtiger Weise. An einer nachträglichen „Rehabilitation“ liege ihm nichts. Herrn Balthassar hat er wegen „verleumderischer Beleidigung“ zu verklagen gedroht; seiner Braut gab er bloß durch den „Waldboten“ von seiner Unversöhnlichkeit Kunde.

„Ich komme nicht, wenn dir das Herz auch bricht,
Ewig verlorn'nes Lieb, ich komme nicht!“

Darauf schrieb ich Timm, wenn er in Zukunft wieder mal allzu starke Anleihen bei anderen deutschen Dichtern machen wolle, so solle er sich nicht gerade Heinrich Heine aussuchen, da die Gedichte dieses Mannes in Deutschland ziemlich bekannt seien. Ich wußte, daß diese Kritik seinen Hochmut dämpfen würde.

Im übrigen beschloß ich, den eitlen Gesellen trotz der guten Eigenschaften, die er sicher in reichlichem Maße hat, und trotz des offenbaren Unrechts, das ihm geschehen war, aufzugeben. Es ist mit allerlei Menschenvoll schließlich etwas auszurichten, nur nicht mit Dunmühen und Hochmutspinseln. — —

Die Leute haben eine schwere Ernte in diesem Jahre. Die Sonne sticht heiß, sodaß alles Getreide rasch reift und auf einmal unter die Sense genommen werden möchte, damit die überreifen Ähren nicht ausfallen. Aber dazu langen die Arbeitskräfte nicht aus. Liegt aber erst das Getreide, so ist es schwer zu bergen; denn jeden zweiten Tag kommt ein Gewitter. Balthassar sagt, ein so gewitterreiches Jahr habe er in dem Wald-

tal noch nicht erlebt. Es ist schlimm mit den Gebirgsgewittern. Wenn sie tief gehen, versangen sie sich, stoßen sich an den Bergen, werden von den Wäldern festgehalten, bleiben, kommen nicht vom Fleck und laden sich über dem schmalen Landstrich ganz aus. Oft sechs, acht — zwölf Stunden lang dauert solch ein Wetter in diesem Bergtal.

Mein Haushalt ist ja klein und also leicht zu überschauen, wenn wieder so eine Wetterkatastrophe hereinbricht. Was mich selbst anlangt, so fürchte ich mich nicht vor dem Gewitter, wenn ich auch offen zugebe, daß ich mich eines unangenehmen Gefühls dabei nicht erwehren kann, daß ich ein störendes Geladensein der Nerven verspüre. Zu den Prozen, die behaupten, bei einem Gewitter sei ihnen kannibaliſch wohl, sie könnten gar nicht genug Blitze am offenen Fenster bewundern und streckten immer die Arme nach den königlichen Schlangen aus, gehöre ich nicht. Ich habe Deuten, die so reden, nie ganz getraut.

Alles Federvieh flüchtet beim ersten scharfen Donner nach dem Stalle. Dem Pudel ist unbehaglich; er scheint auch elektrische Störungen zu spüren. Der Dackel beantwortet die Donnerschläge zuerst mit einem Gebell, dann mit einem Knurren und gibt es endlich auf, sich weiter mit der polternden Himmelserscheinung auseinanderzusetzen. Er schläft; nur bei den einzelnen Schlägen blinzelt er mißmutig mit den Augen. Er macht dann sein Philosophengesicht, das unkundige Menschen für „dumm“ halten. Er fühlt sich belästigt.

Meine gute Mathilde hört beim Gewitter zu arbeiten auf; sie würde auch gewiß nicht ein bißchen essen oder auch nur einen Schluck des geliebten Kaffees trinken.

Man weiß nicht, was geschieht, sagt sie, und man soll beim Sterben nicht gerade arbeiten oder essen oder trinken. So sitzt sie still mit gefalteten Händen da, als ob sie auf den Tod warte. Sie gehört zu den ganz ruhigen Seelen, die sagen können: Tod, wo ist dein Stachel? Ihr Lebensende wird einmal voller Frieden sein. Königreiche wären um den Reichtum hinzugeben, den meine gute Mathilde besitzt. Voll Ruhe, Ergebenheit, Vertrauen — so ist Mathilde im Leben und so wird sie im Sterben sein.

Ganz anders ist die Sturz. So ein loses Maulwerk sie sonst hat — wenn der erste Donnerschlag kommt, wird sie kleinlaut ... urplötzlich bescheiden ... anschmiegsam ans Haus. Sie rennt zwar noch mit aufgeregtester Hast im Hofe und im Garten umher, um allerhand draußen befindliche Gegenstände vor dem Beregnen zu schützen; aber sobald die ersten Tropfen fallen, ist sie im Hause, schlägt die Hände zusammen und schreit: „So ein Wetter! So ein Wetter!“ Vor dem Blitz erschrickt sie nicht allzusehr. Aber vor dem Donner! Dann wickelt sie ihren Kopf in die Schürze ein und macht Verneigungen fast bis zur Erde.

Ich habe die Gewitterfurcht der Sturz zu mildern versucht.

„Frau Sturz,“ habe ich gesagt, „von jeder Viertel-million Menschen, die in Deutschland sterben, stirbt ein einziger am Blitzschlag, das ist statistisch nachgewiesen; verstehen Sie, das ist genau ausgerechnet!“

„Das ist ja schrecklich!“ rief das Weib; „das ist ja schrecklich!“

Es war ganz vergeblich, der Person die verhältnismäßige Ungefährlichkeit eines Gewitters klar zu machen,

ihr zu beweisen, daß eine Influenza fünfzigmal gefährlicher sei — sie blieb dabei. Es donnert! Und das ist entsetzlich!

Balthassar dagegen lief während des Gewitters im Dorfe umher. Er hatte dann einen langen Gummimantel mit Kapuze um.

„Na, sehen Sie,“ sagte er mir einmal; „den Gummimantel hat mir einer in der Stadt, als ich zufällig mal nicht mehr absolut nüchtern war, für ein Sündengeld aufgeschwagt. Soll der Mantel das ganze Jahr im Schrank hängen, verdorren und Risse kriegen? Bei Regenwetter außs Feld anziehen kann ich ihn nicht, da lachten mich die Leute aus. Na, da nehme ich ihn eben als Gewittermantel. Ich weiß doch: Gummi isoliert. Es kann mir also in dem Mantel nichts passieren.“

Er lachte.

„Na, und sehen Sie, wenn's doch mal wo einschlägt — Ihre Berechnung mit dem einen Mann auf eine Viertelmillion stimmt vielleicht auf ganz Deutschland, aber lange nicht prozentualiter auf unser Waldtal, also wenn's mal bei so 'nem Häusler einschlägt, da ist man doch gleich da und kann zufassen.“

Balthassar ist sicher ein ganz besonders edles Stüt in der Perlenkette von Amtsvorstehern, die Frau Borussia um ihren königlichen Hals hängen hat.

Letzten Dienstag war wieder praller Sonnenschein. Ich war bis nachmittags gegen sechs Uhr im Walde, und es war darin so dunstig-heiß und die Fliegenplage war so arg, daß ich nichts von dem „fühlen Schatten“ verspürte, den die Dichter zur „heißen Sommerszeit“ so überschwenglich preisen. Die Luft stand zwischen den Bäumen

wie der Kohlenglast zwischen den Mauern eines Badofens.

Ich war immer froh, wenn ich an freie Wiesen kam. Da war zwar kein Schatten, aber es war lose, etwas bewegte Luft.

Vater Wald hat im Sommer ein schwüles Herz.

Siebenmal habe ich noch bei Erntearbeiten geholfen, das achte Mal wurde ich abgewiesen. Höflich und lächelnd, aber doch etwas beschämend. Die Leute trauen meinen Muskeln, meiner Ausdauer und meiner Geschicklichkeit nicht.

Ein Bauer sagte mir ehrlich:

„Sehen Sie, Herr Hubertus, Ihren guten Willen in Ehren. Wir freuen uns. Aber so Bauernarbeit verstehen Sie nicht. Und dann, wenn Sie mitmachen, da gaffen die Knechte und Mägde und machen ihre dummen Witze, und da hält das mehr auf, als daß es was nützt.“

Seit diesem Ausspruch faulenze ich wieder mit gutem Gewissen.

Am letzten Dienstag hatte ich mich früh auf die Beine gemacht, hatte einen weiten Marsch zurückgelegt und kam von der unserem Thal entgegengesetzten Seite auf die Moorhütte zu. Ich lebte von den Vorräten aus meinem Rucksack. Am späten Nachmittag legte ich mich in eine Dichtung. Wie die Sturz Furcht vor dem Gewitter hat, so habe ich eine fast krankhafte Angst vor Kreuzottern. Ehe ich mich im Walde auf die Erde lege, klopfe ich erst die ganze Umgegend mit einem Stöcke ab. Auf der ganzen Welt gibt es für mich nichts so Entsetzliches, so etwas, vor dem Leib und Seele schaudert, wie solch eine Viper.

Müde und matt lag ich im Heidekraut. Wilbe Bienen summten ihre heißen Honiglieder. Ein großes Einsamkeitsgefühl ergriff mich, und ich bereute, die Hunde nicht mitgenommen zu haben. Ich hätte weitergehen können und sinne jetzt noch darüber nach, was mich eigentlich damals an jenen einsamen Platz, von dem aus es nicht einmal ein Stückchen Aussicht gab, so lange band. Ich lag dort weit über eine Stunde.

Plötzlich knackte und raschelte es hinter mir. Meine alte Schlangenfurcht wurde sofort rege, ich sprang in die Höhe und wandte mich um.

Und stieß einen Schrei aus.

Vor mir stand Emil Bönisch.

Der Verschollene!

Er erschrak ebenso furchtbar wie ich. Wir hatten wohl beide blasser Gesichter, stammelten und lallten.

„Emil Bönisch — wo — wo kommen Sie —“

Da schrie er und ballte die Fäuste.

„Sie sollen nicht wissen, daß ich hier bin — sollen es niemand sagen! — Wehe, wenn Sie —“

Er wandte sich um.

„Emil, bleiben Sie — sprechen Sie mit mir!“

„Nein! Nein! Nein!“

Ganz wild sagte er das und stürzte davon. Ich folgte ihm ein Stückchen; aber er war ohne Spur verschwunden.

Mir war eiskalt.

„Wo — wo ist denn mein Hut?“

Ich taumelte als ich so zu mir selber sprach. Ich fand den Hut und ging endlich nach dem Wege. Dort fing ich an zu laufen, als ob ich gejagt würde, als ob

ein Mörder hinter mir her sei. Bald war ich an der Moorhütte. Ich erschrak vor ihr wie vor einer Räuberhöhle. Das Herengesicht der alten Krügelin tauchte am Fenster auf und verschwand sofort wieder. Zumeist im Trabe legte ich den Weg nach dem Dorfe zurück.

Ich mußte mit jemandem sprechen. Mit wem? Balthassar war irgendwo auf dem Felde.

So eilte ich nach der Schule. Ich bat Erika Hienloh, mich ein Stück zu begleiten, da ich ihr etwas mitzuteilen hätte. Dieses Mädchen war in Wirklichkeit schon meine Frau; ich hatte das zwingende Bedürfnis, ihr von all meinem wichtigeren Erleben Kunde zu geben.

„Sie haben ihn wirklich gesehen?“ fragte sie erschrocken.

„Ich hab sogar mit ihm gesprochen. Es war entsetzlich, weil es so unerwartet kam.“

„Sie sehen blaß aus trotz der Hitze. Wir müssen nachdenken.“

„Sagen Sie, Erika, warum treibt er sich plötzlich hier herum?“

„Aus Heimweh oder —“

„Oder?“

„Weil ihn sein Verbrechen hierher ruft.“

„Oder aus beiden Gründen.“

„Ja. Wir müssen es Herrn Balthassar anzeigen. Emil Bönsch ist streßbrieflich verfolgt; es wird endlich Licht in die Sache kommen. Es ist auch um den alten Krügel.“

Wir gingen nach dem Schloß und hörten, daß Balthassar auf einem Gerstenfelde sei. Frau Schubert, die Wirtschafterin, war höflich genug, uns einzuladen, im Garten Platz zu nehmen; sie werde sofort nach Herrn Balthassar schicken. Ich schrieb auf ein Notizbuch-

blatt: „Fräulein Jsenloh und ich müssen Sie in dringendster Angelegenheit sofort sprechen. Bitte, kommen Sie nach Hause. Wir warten in Ihrem Garten. Hubertus.“

Ein flinkes Mädchen ging als Botin ab und kam nach einer halben Stunde schweißtriefend zurückgerannt. Sie brachte ebenfalls einen Notizbuchzettel als Antwort.

„Die dringendste Angelegenheit ist jetzt die Gersternte, zumal es heute abend wieder regnen wird. Bitte, lassen Sie sich von Frau Schubert inzwischen eine kalte Ente ansetzen. Sobald es regnet, komme ich. Balthassar.“

Also hinaus aufs Feld. Schade um die halbe Stunde, die verloren war. Von weitem schon hörten wir Balthassars mächtige Kommandostimme. Er sah uns, kam uns aber nicht zehn Schritte entgegen, sondern ließ sich gar nicht stören. Ich trat zu ihm, und da Arbeiter in der Nähe waren, flüsterte ich ihm ins Ohr:

„Emil Bönisch ist in der Gegend aufgetaucht.“

Er sah mich ganz bestürzt an und nahm mich zur Seite.

„Sie haben wohl 'n Sonnenstich?“

„Ich habe ihn gesehen und ihn sogar gesprochen.“

„Was will er denn hier?“

„Das weiß ich nicht. Er erschraf furchtbar, als wir uns begegneten, und als ich ihn anredete, lief er davon.“

„Verdammt noch eins, und jetzt habe ich gerade die Gerste. Also, was tun? Die Gerste sowohl wie der Kriminalfall erleiden keinen Aufschub. Ich bleibe hier auf dem Felde, und Sie gehen augenblicklich zurück, lassen sich telephonisch mit der Staatsanwaltschaft (Nr. 70) und mit der Polizeiinspektion (Nr. 43) verbinden und erzählen alles, was Sie wissen. Verstehen Sie?“

„Sawohl; es wäre mir allerdings lieber gewesen —“

„Lieber gewesen gibt's nicht. Ich bitte Sie, sich nicht zu versäumen.“

„Ich gehe schon.“

Er wandte sich wieder zu den Arbeitern.

„Emil Bönisch,“ brüllte er, „das heißt, ich wollte natürlich sagen, Max Seidel, rücken Sie doch mit dem Wagen weiter nach rechts!“

Erika Jsenloh und ich hasteten zurück. Die Arbeiter schauten neugierig hinter uns her, und Balthassar tobte und wetterte, um sein fatales Versprechen zu vertuschen.

Noch ehe wir das Dorf erreichten, kam ein Reiter hinter uns her gesprengt: Balthassar — auf ungesatteltem Aderpferd.

„Ich will doch lieber selber telephonieren. Die Gerste muß der Vogt beaufsichtigen.“

Wir saßen dann im Garten und berieten.

„Nun, was ist die nächstliegende Aufgabe?“ fragte Balthassar.

„Man müßte den Wald absuchen,“ sagte Erika.

Balthassar lachte.

„Sehr richtig! Vielleicht schickt der Kaiser zwei Armeekorps Soldaten, daß wir mal 'ne Quadratmeile Wald abpürschen können.“

Der Detektiv regte sich wieder in ihm.

„Der Bursche muß essen und wird irgendwo unter Dach schlafen wollen. Und wissen Sie, wo das ist?“

„In der Moorhütte etwa?“

„Ja. Nur dort. Wo anders hin traut er sich nicht. Am wenigsten in die Brettschneide. Also bei der alten Krügeln ist er. Ich werde heut abend das Räuberneß

ausnehmen. Telephonieren werde ich nicht; die Kerls in der Stadt erwischen ihn ja doch nicht. Ich reite jetzt nach dem Felde zurück, und Sie beide haben inzwischen weiter nichts zu tun, als reinen Mund zu halten.

— — — — —

Bei eintretender Dunkelheit war der zweite Kriegsrat. Der Polizist war da und der Kantor. Erika durfte nicht mehr teilnehmen.

„Wir sind ihrer vier, das genügt,“ sagte Balthassar. „Jeder hat einen Revolver. Um zehn Uhr ist's finster. Wir haben Neumond. Wir gehen nicht durchs Dorf, sondern um die Lehne. In guten Abständen voneinander. Dreihundert Meter vor der Moorhütte, bei dem Baume, von dem die Lehrerin behauptet, es sei unsere einzige Spitze, wird gewartet. Herr Hubertus bewacht die Haustür, Sie, Polizist, die beiden Fenster nach Süden, und Sie, Herr Kantor, die Hintertür und die Heubodentreppe. Niemand darf entweichen; im Notfall wird geschossen. Ich selbst gehe in die Höhle hinein.“

„Ich werde mit hineingehen,“ sagte ich.

„Sie werden parieren!“ schnauzte er mich an. „An der Haustür Wache halten, niemand herauslassen. Sie, Polizist, bummeln jetzt ins Dorf, damit es nicht auffällt, daß Sie hier sind. In der ‚Traube‘ trinken Sie zwei Glas Bier. Keinen Tropfen mehr! Wir drei andern werden im Garten einen Skat spielen, damit uns die Leute sitzen sehen.“

Aus dem Skat wurde nicht viel. Keiner war bei der Sache. Balthassar schimpfte immerfort über die Unaufmerksamkeit der anderen und verlor selbst am meisten.

Die Luft war von quälender Schwüle, das Müdezeug von lästiger Aufdringlichkeit.

„Wir kriegen heute nacht wieder ein dolles Wetter,“ sagte Balthassar. „Aber es ist gut so. Vor dem Wetter wird er sich bestimmt unter Dach und Fach flüchten.“

Um viertel vor zehn grollte ferner Donner. Kurz nachher kam der Polizist angeschlichen; Punkt zehn brachen wir auf.

Ich ging als Dritter. Die ungewohnte Räuberromantik regte mich auf. Ich hatte schnellen Puls und stolperte manchmal auf dem dunklen schmalen Waldpfade. Der Weg über die Lehne nach der Moorhütte ist über eine Stunde lang; er beschreibt einen großen Bogen nach Osten und führt abwechselnd bergauf und bergab.

Der Donnerschall kam näher; das fahle Licht einzelner Blitze gespensterte durch das Dunkel des Waldes.

Um ½11 Uhr fing es prasselnd an zu regnen. Ein paar Donnerschläge zerfnallten die Luft. Balthassar, der die Spitze unseres Trupps bildete, wartete auf uns andere und sagte:

„Nun können wir zusammenbleiben; jetzt begegnet uns sicher kein Mensch mehr.“

Ich war ordentlich froh, wieder bei den anderen zu sein. Wie unheimlich war es in dem finsternen Gewitterwalde! Der zitterte und stöhnte in Sturm und Regen.

Und wir hatten geladene Waffen in den Taschen und waren auf der Menschenjagd.

Langsam und schweigend gingen wir weiter. Ein paarmal fielen Blitz und Donner dicht zusammen.

„Schlag!“ sagte dann Balthassar allemal.

Es mochte wenig nach halb elf sein, als blutrotes Licht am Himmel aufstieg.

„Es brennt!“ rief der Kantor.

„Vor uns ist es, vor uns!“

„Das kann nur die Moorhütte sein!“

„Vorwärts!“ stöhnte Balthassar, „vorwärts! Sonst kommen wir zu spät!“

Als wir leuchend und triefend an der Moorhütte ankamen, fiel soeben der morsche Schornstein um auf die zusammengebrochenen Holzwände. Der Regen rang vergebens mit dem Feuer.

„Zu spät!“ knirschte Balthassar; „zu spät! Da hat der Himmel gerichtet!“

„Krügeln!“ brüllte er plötzlich; „Krügeln, wo sind Sie? Wir kommen Ihnen zu Hilfe; wir tun Ihnen nichts!“

„Emil Bönisch! Emil Bönisch! Geben Sie ein Zeichen! Wir tun Ihnen nichts!“

Keine Antwort. Der Sturm heulte, der Regen raste, das Feuer zischte giftig gegen das Wasser.

Die Moorhütte war bereits völlig niedergebrannt. Die morschen Wände, vielfach mit Moos ausgestopft, waren wie Zunder ausgegangen.

Ein paarmal rief Balthassar noch. Ganz vergebens.

„Sie werden erschlagen und verbrannt sein,“ sagte er endlich. „Es bleibt nur noch übrig, morgen nach ihren Überresten zu suchen.“

Unten im Tale raste das Wetter. Jede Minute fiel ein Blitz.

Da ging ein zweites Feuer auf, kaum ein paar Augenblicke später ein drittes.

Wir standen erschüttert diesem schrecklichen Unglück

gegenüber. Wie ein Weltuntergang war das, was wir erlebten. Balthassar rang mit Tränen.

„Mein Dorf! Mein gutes Dorf!“

Doch bald faßte er sich.

„Rasch hinunter! Sie, Polizist, halten die ganze Nacht hier bei der Moorhütte Wache. Niemand rührt mir die Trümmer an!“

Man merkte dem Mann an, wie unheimlich ihm der Auftrag war; aber er legte die Finger an seine Dienstmütze und sagte:

„Sawohl, Herr Amtsvorsteher!“



Sechzehntes Kapitel.

Gewitternacht. — Vom Volkssturm und Balthassars Notizbuch. — Kreuzweg.



Das Gehöft eines Gärtnerstellenbesizers brannte und die Schmiede. Es ging furchtbar zu im Dorfe. Kopflos hasteten die verängstigten Leute in dem Unwetter hin und her. An geordneten Löschdienst dachte niemand; jeder bangte um die eigene Habe. Das Unwetter tobte weiter. Dazu fing es heftig an zu hageln, mit so starken Eisstücken zu werfen, daß sich jedermann unter Dach flüchten mußte, wenn er nicht verlegt sein wollte.

Balthassar zitterte vor Schmerz.

„Alles, was an Getreide noch draußen ist, drischt nun der Hagel,“ sagte er. „Warum kommt doch so schweres Unglück über unsere Gemeinde?“

Diese Frage schien in der Luft zu liegen, schien

von Seele zu Seele zu gehen und wurde schließlich überall ausgesprochen.

Und es wurde eine böse Antwort gefunden, von wem zuerst, weiß ich nicht; aber es ging schon bald nach Mitternacht ein Raunen um:

„Elisabeth Ranke ist schuld! Sie wagt es, noch am Kreuz die Lampe anzuzünden, und sie ist keine Jungfer mehr! Unsere Lampenjungfer ist eine Dirne!“

Neue böse Gerüchte kamen; da habe es noch eingeschlagen, dort. Die Gerüchte bewahrheiteten sich nicht; aber die Aufregung wurde immer größer. Jeder wollte zu Hause sein und rannte doch, sobald der Hagel etwas nachließ, wieder wie geistesgestört nach der Straße.

Gegen drei Uhr graute der Tag, Hagel und Regen hörten auf. Viele Leute liefen nun nach den nahen Feldern und kamen jammern zurück.

„Alles zer schlagen! Alles verloren!“

Die Aufregung des Volkes stieg. Niemand ging schlafen. Alle hatte es allzu hart getroffen, am meisten natürlich die beiden Abgebrannten.

Im ersten Morgenlicht kam ein lärmender Zug die Straße herauf, meist aus jungen Burschen und Weibern bestehend. Voran schritt der Schmied. Ich ahnte, gegen wen sich das Unheil wandte. Daher eilte ich in das Ranksche Haus.

„Elisabeth Ranke, retten Sie sich! Verlassen Sie das Haus. Gehen Sie nach der Schule zu Fräulein Tjenloß. Sie soll sie solange verstecken, bis die Leute wieder zur Vernunft kommen. Hören Sie, sie kommen schon!“

Das Mädchen begriff die Gefahr und entwich durch die Hintertür.

Da ging auch der Lärm draußen schon los.

„Heraus mit der Dirne! Unsere Lampenjungfer ist eine Hure. Sie ist schuld an allem. Schlagt sie tot! Wir werden gestraft für sie. Schlagt sie tot! Reißt ihr die Haare vom Kopf, reißt ihr die Lumpen vom Leibe!“

In einem dunklen Hauswinkel kauerte gänzlich zusammengebrochen Mutter Rante. Weinen konnte sie nicht mehr; sie wimmerte nur wie eine Schwerkranke.

Ich riß die Haustür auf und trat auf die Schwelle.

„Herr Hubertus!“ hieß es verwundert.

„Das ist der zweite Liebste von ihr!“ schrie ein frecher Bursche.

Ich rief:

„Leute! Schweres Unglück ist diese Nacht geschehen. Im Unglück muß der Mensch vernünftig sein, vernünftig denken und handeln, sonst geht alles verloren. Seid vernünftig, Leute! Wir werden Mittel und Wege finden, Rat zu schaffen in der Not. Wo ich selbst helfen kann, werde ich helfen. Das Mädchen, das ihr sucht, ist nicht in diesem Hause. Ich gebe euch mein Wort, sie ist nicht hier. Nur ihre alte Mutter, die ihr als ehrenbrave Frau kennt, ist hier und ist halbtot vor Schmerz und Angst. Schont sie! Geht nach Hause!“

Erst Schweigen. Schwaches Beistimmungsgemurmel. Dann aber wieder der Schrei:

„Sie ist schuld! Sie ist eine Dirne. Sie hat unser Kreuz geschändet. Sucht sie!“

Da verließ mich leider die Geduld, die einer, der zum Volke spricht, niemals verlieren darf.

„Ihr redet Blödsinn! Seht ihr nicht ein, daß das Blödsinn ist? Gott straft niemand um der Sünde an-

derer willen. Christus ließ sich von Maria Magdalena die Füße salben, und er sollte nicht einmal zugeben, daß das simple Lämplein eines Waldkreuzes von einer Sünderin bedient werde? Hütet euch! Das Recht ist wider euch."

Tumult. Die Volksjustiz wollte ihr Opfer.

„Oho, oho, er hält es mit ihr. Er ist auch ein Städter. Gerade wie der Lump, der Maler, der alle Mädel rumkriegt. Los! Los! Nehmt die Kerle!"

Eine Rote drängte vor. Ich war in Gefahr.

Und wie aus der Erde herausgeschossen, stand plötzlich Balthassar neben mir.

„Ruhe!" brüllte er. „Drei Minuten Ruhe. Dann könnt ihr machen, was ihr wollt! Ich will mir nur in aller Eile für den Staatsanwalt notieren, wer hier an diesem Landfriedensbruch beteiligt ist."

Stille. — Störung. —

Balthassar zog sein dickes Notizbuch heraus und fing an, in aller Ruhe zu schreiben. Da begann eine augenblickliche, verblüffend schnelle Zersetzung der revoltierenden Menge. Mit Geknurr und Gemurr, aber fabelhaft schnell wurde der Platz geräumt. Balthassar guckte immer wieder auf ... schrieb ... schrieb ... In weniger als zwei Minuten war das Kankesche Haus frei. Als der letzte fort war, sagte Balthassar:

„So, nun noch einen Strich durch den ganzen Quatsch, den ich mir da notiert habe, und die Sache ist in Ordnung!"

„Das haben Sie großartig gemacht!" sagte ich in ehrlichem Erstaunen.

„Großartig ist es nicht — bloß praktisch!" sagte Balthassar. „Diese Leute sind ja Stümper als Revoltemaker. Aber sehen Sie, wenn unser Landrat, der ein Berliner

ist, und folglich vom Landvolf absolut nichts versteht, sagt, wir Amtsvorsteher müßten uns mehr in die Volkspſyche vertiefen, da krieg' ich Leibschmerzen von dem sauren Gemäre. Volkspſyche! Das wichtigste Hilfsmittel in solchen Fällen ist ein Notizbuch. Das wirkt viel furchtbarer als ein Säbel. Stellen Sie sich vor, ein Mensch notiert sich was über Sie; Sie haben keine ruhige Stunde mehr, wenn Sie nicht wissen, was der Kerl notiert hat. Nee, nee, Strategie verstehen wir ... Polizeisäbel, das ist höchstens Infanterie; Notizbuch, das ist schwere Artillerie. Wirkt immer! Volkspſyche! Unser Landrat hat keine Ahnung, was das ist. Sie übrigens auch nicht. Mit Verlaub zu sagen!"

Wie hatte ich gesagt? Simples Lämplein vor einem Waldkreuz. War das nicht verächtlich gesprochen? Freilich — ich sagte es im Vergleich zu der Person des Erlösers selbst. Gegen die ist ja auch das beste Kunstwerk eines Kreuzbildes nichts als eine gemalte Sonne gegen die wirkliche Sonne.

Aber die Leute hingen an dem Kreuz und seiner ewigen Lampe. Die Tradition, eine Jungfrau müsse ihr Öl nachfüllen, sonst geschähe Unglück, war uralte und ehrwürdig. Niemand hatte das Recht, da von „Blödsinn“ zu reden. Ich hatte es in der Aufregung gesagt, und ich wäre wahrscheinlich mitsamt den Rantenschen verunglückt, wenn nicht Balthassar mit seinem rettenden Notizbuch aufgetaucht wäre. Gerade sehr naives Volk kann leicht gefährlich werden.

Ich stieg den Bergweg hinauf nach meinem Hause. Die Sonne stand freundlich am Himmel; sie lachte, als ob sie nach friedsamere Nacht ruhig ausgeschlafene Kinder

begrüße. Von allem, was mich im Leben verblüffte, stand das immer oben an, daß die Gegensätze so dicht nebeneinander stehen: Hagelschlag und Sonnenschein, Begräbniß und lachender Gesang auf der vorbeiführenden Landstraße, Weinen und Schalksgelächter, Kirchenorgel und Bechgelage, Ehre und Trug, Liebe und Leid. Fülle das ganze Menschenleben in einen Perlenbecher, du mußt alle Farben und Schattierungen wählen, und es wird alles durcheinander gerüttelt sein, und die weißesten Perlen werden oft dicht neben den dunkelsten liegen. Deshalb habe ich nie Dichter leiden mögen, die immer ernst oder die immer humorvoll sein wollen. Ich hatte immer das Gefühl, daß diese das Leben nicht erfaßten. Sie haben irgendwo am Rande gestanden, nie mitten drin.

Was sollte ich nur jetzt tun, morgens um halb fünf? Schlafen gehen? Ich konnte nicht schlafen; dafür waren meine Nerven viel zu gespannt. Nach Hause gehen? Die Sturz würde mir den Jammer ihrer Nacht vorheulen, und die Hunde würden mir zu sehr tollen. Ich brauchte Stille.

Willst einmal hinauf nach dem Kreuz, dachte ich; willst ihm Abbitte tun, daß du seine schöne ewige Lampe „simpel“ genannt hast. Es wird eine erfrischende Bußfahrt sein an diesem erdduftenden Sommermorgen.

Am Walbrand schaute ich noch einmal über das Tal. Auf allen Feldern waren Leute. Sie hatten da nichts zu tun, als sich den furchtbaren Schaden zu besehen, den das Hagelwetter angerichtet hatte.

Der war wohl groß. Mehr als ein Drittel der Ernte war dahin. Ich hörte es nicht und wußte es doch, wie erbarmungswürdig alle diese Leute klagten. Landleute klagen ja gern; sie nehmen ihre Schicksale gern sehr

tragisch. Mir hat einmal ein sonst frommer Landmann gesagt: „Der liebe Gott versteht alles; aber ein tüchtiger Landwirt ist er nicht. Sonst könnten doch solche Sachen wie dies Jahr nicht vorkommen.“ Der liebe Gott — meine ich — wird der biedereren Haut das abträgliche agrilkulturwissenschaftliche Zeugnis nicht allzu übel genommen haben; denn er versteht sicher mehr Spaß als alle Menschen zusammen.

Ich habe früher manchen am verwüsteten Felde stehen sehen: einen Freund, der Selbstmord beging, weil sein erstes Drama, auf das er alle Hoffnungen setzte, durchfiel; Geschäftsleute, die sich nicht nur mit einem Drittel Jahresverdienst, die sich mit all ihrer Habe verspekulierten; Menschen, die durchs Examen fielen und auf keinen grünen Zweig kamen; Übergangene beim Militär, die in trostlose Verabschiedung verfielen — ach, ihr Landleute dort unten, gebärdet euch nicht allzu wild! Hafer und Gerste wachsen wieder — manches andere in der Welt wächst niemals mehr.

Aber doch, ich war an diesem Morgen sehr weich gestimmt, und ich neigte mich vor den Leiden dieser bekümmerten Bauern.

* *

Wie viele Kreuzwege sah ich im Leben! Ich sah Menschen, die unter ihrem Lebenskreuz zusammenbrachen, sah manche unschuldig Verurtheilten, sah Frauen, die am Wege weinten, Mütter, die ihrem Sohn auf dem Pfad bitterster Schmach begegneten, blutige Schweißtücher sonder Zahl, Leute, denen die Gier der Welt die Kleider vom Leibe riß, sie zu Schänden, Leute, die ans Kreuz genagelt wurden ...

Und ich ging diesen königlichen Leidensweg Jesu Christi, der alles menschliche Leiden umschließt, im Geiste durch.

Und als ich an die Gruppe kam:

„Am Kreuze gestorben!“

da fand ich unter dem Kreuz Emil Bönisch und Elisabeth Ranke.

Die zwei von der Welt Verstoßenen.

Gütig neigte sich die herrliche Gestalt des Heilands über sie. Die ewige Lampe flammte in rotem Licht.

Als ich das sah, glaubte ich anfangs an eine Sinnes-täuschung, und als ich inne wurde, daß das Wahrheit war, was ich vor mir hatte, daß wirklich Emil und Elisabeth unter dem Kreuze saßen, wollte ich umkehren. Ich konnte es nicht. Dies Bild der Flüchtlinge des Lebens, der Schuldbeladenen, der Mühseligen und Beladenen unter dem Kreuze lähmte in seiner überwältigenden Milde meinen Willen.

Woher solche Milde gegenüber solcher Schuld?

Weil das Menschliche aufhört, das Große, Unendliche, Ewigbefreiende, das Göttliche beginnt!

Wenn ich doch gehen könnte! Aber die Sinne sind wie gefangen; ich glaube, ich kann gar nicht mehr gehen. Schwer vom Schrecken sind die Glieder.

Er hat den Arm um sie geschlungen, sie den Arm um seinen Hals. Beider Augen sind geschlossen, die Stirnen neigen sich aneinander — sie sind eines ... in Reue ... in Schicksal ... in Liebe ...

Ewiges Erbarmen!

Das Bild greift mir so an die Seele, daß ich mich zuerst gar nicht frage: Wie kommen denn die beiden zusammen, wie haben sie sich denn gefunden?

Ani Begrand taste ich von Baum zu Baum. Ich bin ihnen schon ganz nahe. Vielleicht bin ich ein Lauscher, und das ist unwürdig. Aber ich bin unter einem Zauber; ich kann nicht fort. Vielleicht kann ich auch ein Helfer sein. — —

Der Bursche stand auf.

„Wir wollen gehen, Giese!“

Sie sank vor ihm nieder und umfaßte seine Knie.

Emil wandte ein wenig den Kopf und erblickte mich.

Er erschrak nicht, sondern sagte ruhig:

„Da ist Herr Hubertus.“

Das Mädchen schnellte erschrocken in die Höhe.

Ich trat näher und nahm den Hut ab.

„Verzeihen Sie! Ich wollte Sie nicht erschrecken. Ich kam ganz zufällig hierher. Ich möchte Ihnen beiden helfen, wenn es in meiner Macht steht!“

„Er ist gut zu mir!“ sagte das Mädchen. „Sie hätten mich totgeschlagen, wenn er nicht gewesen wäre.“

Emil nickte.

„Ich weiß. Aber sehen Sie, Herr Hubertus, da wird nicht mehr viel zu helfen sein. Elisabeth muß fort von hier; man weiß ja nicht, was sonst passiert.“

„Ja, sie muß jetzt fort; das ist notwendig!“ sagte ich.

Emil erzählte, und er sprach zu meiner Verwunderung ganz ruhig und ohne Aufregung, so sachlich wie einer, der alles wohl überlegt hat.

„Ich bin zurückgekommen, weil ich's nicht mehr länger aushielt. Die Elisabeth war immer mein Schatz. Das mit der anderen, das war Tollheit. Ist ja auch schlimm genug gestraft worden. Vor vier Tagen bin ich zurückgekommen. Ich habe der Elisabeth hier am Kreuze aufgelauert; ich wußte ja, daß sie wegen der Lampe

hierher kam. Sie hat mir dann Essen gebracht, und geschlafen habe ich im Walde. Gestern, Herr Hubertus, haben Sie mich entdeckt. Ich wußte dann nicht, was ich tun sollte. Aber jetzt weiß ich es. Es kann so nicht weiter gehen. Die Elisabeth bringe ich nach der Stadt. Ich werde Ihnen die Adresse geben, Herr Hubertus, die bringen Sie, bitte, der Mutter Ranke. Aber sonst soll niemand wissen, wo Elisabeth ist, auch Herr Balthassar nicht.“

„Ich will das alles gern so tun und auch Stillschweigen wegen Elisabeth bewahren.“

Emil Bönisch wandte sich ab.

„Herr Hubertus, wenn Sie wüßten, wie schlecht ich bin, würden Sie nicht so freundlich mit mir sprechen.“

Das Mädchen sank wieder vor ihm nieder und umklammerte wieder seine Knie.

„Er ist nicht schlecht — er ist nicht schlecht!“

Emil wandte sich mir abermals zu.

„Wenn ich das mit der Elisabeth in Ordnung gebracht haben werde, dann werde ich hierher zurückkommen. Und dann werde ich hier auch alles in Ordnung bringen.“

„Du darfst nicht, Emil, darfst nicht!“

„Ich muß!“ sagte er. „Lassen Sie mich jetzt ruhig gehen, Herr Hubertus; ich laufe nicht fort, ich komme wieder. Das Eine können Sie Herrn Balthassar sagen: der meinem Vater das Geld gestohlen und die Brettschneide angezündet hat, der bin ich!“

„Emil Bönisch!“

Das Mädchen schrie und lag lang auf der Erde; der Körper zuckte.

„Es muß heraus!“ sagte der Bursche heiser, „es muß alles nichts; es ist sonst nicht zum Aushalten.“

Und da hier das Kreuz ist, ist's ja ein Ort zum Beichten.
Die da hat mir auch hier gebeichtet."

Ich brachte nur mühsam heraus:

"Und — Emil Bönnich — und die Bianka?"

"Nein! Das war ich nicht!"

Seine Stimme war metallhart, als er das sprach.

"Und wer hat die Bianka erschlagen?"

"Das sage ich nicht!"

Schweigen. Nur ein Vogel zirpte.

"Steh auf, Biese, nun gehen wir! Übermorgen bin ich wieder da, Herr Hubertus."

Er nahm das schluchzende Mädchen in den Arm und führte es davon. Ich hinderte sie nicht. Ich stand noch ein Weilchen reglos da, dann setzte ich mich nieder auf die Kniebank, die unter dem Kreuz war.

Langsamer Heimweg. Tausenderlei Gedanken.

Wie das nur schwer gewesen sein mag, wenn das Mädchen mit seinem Oskännlein zum Kreuze schritt ohne das Jungfernkranzlein, auf das die ganze Gemeinde vertraute!

Ein weißseidenes Brautkleid sollte sie einmal für ihre Dienste bekommen. Aber der, den sie liebte, hatte sie verraten und verlassen, und der andere, an den sie sich wegwarf, hatte nur mit ihr gespielt. Jetzt lief er schon seit Wochen ein paar Sommerfrischlerinnen nach und kümmerte sich nicht mehr um sie.

Verödete Jugend! Und immer die Furcht vor Schande.

Da, als sie wieder einmal mit zitternden Händen, bleichem Gesicht und niedergeschlagenen Augen das Lämplein füllte, trat der aus dem Gezweig, dem all ihre Liebe galt und dem all ihr Leiden entsproß.

Er war wieder da — war heimgekommen, von alter Liebe und Sehnsucht getrieben, und sie beichteten sich als zwei Schuldbeladene und verziehen sich, und der Heiland streckte die Arme über sie aus.

So war Emil Bönisch der Dinge, deren ihn das Gericht bezichtete, des Diebstahls und der Brandstiftung, wirklich schuldig. Es wird ein harter Schlag für den alten Vater sein, wenn er das hört. Der tobt noch heute darüber, daß sein Sohn steckbrieflich verfolgt wird.

Ich habe Emil laufen lassen — hätte ich das gedurft? Ach, ich bin viel zu benommen, um über solche Dinge nachzudenken. Ich hätte mich auch wirklich an ihm nicht vergreifen können, an der Freistatt da oben.

Er will wiederkommen.

Ich merke, wie rasch ich gehe. Ich fürchte mich allein im Walde. Als ich mein Haus sehe, atme ich auf.

Da kommt die Sturz aus dem Hause, und als sie mich sieht, schreit sie über Garten und Wiese:

„Herr Hubertus, Sie sollen bald nach der Brettschneide kommen. Herr Balthassar hat hergeschickt. Der alte Bönisch hat sich aufgehängt!“



Siebzehntes Kapitel.

Schwere Stunde. — Schattierungen. Neues von Timm.
— Die Ratte. — Lynchjustiz.



rauen.

Die Leiche des Greises lag lang auf dem Fußboden in einer niederen Bauernstube mit kleinen Fenstern. Der Strich, von dem sie den Er-

hängten abgeschnitten hatten, hing zur Hälfte noch an dem eisernen Haken. In der Thür lauerten verstörte Knechte und Mägde.

Ich kniete bei dem Toten nieder und betrachtete sein Gesicht. Leichenstarre. Die Augen standen offen; die Zunge hing ein wenig aus dem mit weißen Bartstoppeln umsäumten Munde.

Balthassar, der anwesend war, zog mich sacht in die Höhe.

„Da!“ sagte er; „das erklärt alles!“

Auf einem braungestrichenen runden Tisch stand mit Kreide geschrieben:

„Den Krügel rauslassen. Ich habe die Bianca erschlagen. Emil ist unschuldig. Otto Bönißch.“

„Der war es? Der?“ flüsterte ich und wies auf den toten Alten.

„Ja.“

Ich setzte mich auf einen Stuhl. Balthassar lehnte an der Wand. Niemand sprach ein Wort. Eine Magd heulte laut.

„Wann — wann hat man ihn denn gefunden?“

„Vor knapp einer Stunde. Sie haben die Thür aufgebrochen. Sie haben ihn gleich abgeschnitten; aber er war schon lange tot; er war schon steif und kalt.“

„Gerade diese Nacht!“

Der Großknecht trat vor.

„Der alte Bönißch war nicht mehr recht bei sich. Bei den vielen Gewittern wurde er immer ganz wilde. Da is er immer in den Keller gefrohen. Aber letzte Nacht, da is er aus dem Keller rausgekommen, und wie's im Dorfe gebrannt hat, da hat er geschrien: „Alles brennt ab! Alles kommt um!“ Und da is er

in seine Schlafstube gegangen. Wir andern gingen alle zum Feuer. Und früh, wie er gar nicht rauskam und gar keine Antwort gab, als wir klopfen, da haben wir die Thür aufgemacht — und da hing er.“ Das war der Bericht über ein Lebensende, über eine Lebenstragödie. Einfältiger konnte es nicht gesagt werden. Aber die Hauptsache lag darin: die furchtbare Gewissensqual des Alten, der aus Sorge und Liebe für seinen einzigen Sohn zum Mörder wurde und unter den Flammenzeichen des Himmels in einsamer Verlassenheit sich selbst aus dem glück- und ruheberaubten Leben fortflüchtete.

Ich sah nach dem Testament des Toten, nach dem mit Kreide beschriebenen runden Tisch. Dieser Tisch war jedenfalls einmal das Bierstück der „guten Stube“ gewesen, als Bönisch noch glücklich war, eine junge Frau und eine Anzahl kleiner Kinder hatte.

Den Strich in der linken Hand, die Kreide in der rechten, schrieb der alte Bönisch sein Testament auf den Tisch seiner alten guten Stube, während draußen die Blitze zuckten, der Donner raste, der Hagel hieb, die Häuser brannten.

Wollte den Krügel retten. Wollte den Sohn retten.

Und lag jetzt auf dem Fußboden. Die Zunge aus dem Munde.

Wieder einmal war ich froh, daß ich weder von Berufs wegen noch aus Neigung für die Aburteilung anderer Menschen da bin.

Muß ein anderer tun, der eine bessere Einsicht und ein stärkeres Recht hat als ich!

Die Augen des Toten waren starr nach dem eisernen Gassen gerichtet, daran noch der halbe Strich hing. Suchten

sie das Leben? Sagten sie nicht: es war schrecklich — es war entsetzlich, dieses langsame Erwürgen!

„Schließt ihm die Augen!“ sagte ich verstört. Niemand rührte sich. Da tat ich's selbst. Aber die Augendeckel gingen langsam wieder auf, und die glasigen Augäpfel starrten nach dem eisernen Haken.

„Gebt mir ein Tuch her!“ stöhnte ich. Balthassar riß sich ein seidenes Tuch vom Hals. Damit schlossen wir dem alten Bönisch die Augen.

„Gehet jetzt alle hinaus!“

Balthassar schloß das Totengemach.

„Einer von euch Knechten,“ befahl er, „stellt sich hier vor die Tür und gibt acht, daß mir niemand, wer es auch sei, das Zimmer betritt.“

Da drückten sich alle die Treppe hinab.

„Feiges Gesindel!“ knirschte Balthassar.

Der Großknecht kam zurück und sagte:

„Ich werde wachen!“

„Braver Mensch!“ lobte ihn Balthassar und hielt ihm ein Fünfsmarkstück hin. Das nahm der Mann nicht an.

„Verstehen Sie, Berthold, es handelt sich nicht um den Toten; den wird niemand stehlen; es handelt sich um die Schrift auf dem Tische!“

Der Knecht nickte und lehnte sich breit gegen die Tür.

* * *

Draußen am geschwellenen Bach wusch ich mir die Hände. Sie waren fast so starr, wie das Gesicht des alten Bönisch gewesen war. Ich brauchte lange Zeit.

„Nun aber ans Telephon!“ drängte Balthassar. „In die ‚Traube‘! Ich gehe zwar sonst nicht mehr in die ‚Traube‘, aber heute ist eine Ausnahme. Dort ist das

nächste Telephon. Ich muß sofort der Staatsanwaltschaft Anzeige machen.“

„Vorher muß ich Ihnen noch etwas mitteilen.“

Ich erzählte ihm meine Begegnung mit Emil und Elisabeth, vor allem das Eingeständnis Emils, er habe die Mühle angezündet. Balthassar war überrascht und fragte, wie ich vorhin gefragt hatte:

„Der war es? Der?“

„Ja.“

„Und Sie haben ihn laufen lassen?“

„Sie hätten ihn auch laufen lassen!“

„Niemals. Das war ein schrecklicher Leichtsinns von Ihnen, das —“

Er schlug mit den Fäusten durch die Luft.

„Wohin sind sie?“

„Ich weiß es nicht.“

„Mensch!“ brüllte Balthassar.

Dann ging er minutenlang in verbissener Wut neben mir her. Endlich hatte er sich beruhigt. Er fand seinen alten Sarkasmus wieder.

„Also, Herr Hubertus, werden Sie, was Sie wollen; werden Sie ein Dichterkönig oder werden Sie Kaiser der Hottentotten oder sonst was Gediegenes. Nur werden Sie niemals eine Polizeiperson.“

„Das verspreche ich Ihnen gern. Übrigens, Emil wird wiederkommen.“

„Wird er? Woher wissen Sie denn das?“

„Er hat es gesagt.“

Balthassar nickte ingrimmig.

„Tüchtiger Beamter! Herr Hubertus, Sie müßten Buchthausdirektor sein. Da würden Sie alle Sonntage Ihren Sträflingen freien Ausgang gewähren, wenn sie

Ihnen nur versprechen, abends Punkt 9 Uhr zum Schlafengehen wieder zurück zu sein.“

Nun fing ich doch an mich zu ärgern.

„Wir können ja wetten,“ sagte ich.

„Was wetten?“

„Daß Emil Bömisch spätestens übermorgen zurück ist.“

„Um was wetten?“

„Nun — sagen wir um zehntausend Mark.“

Er klopfte mich an. Dann schüttelte er den Kopf.

„Nee, ich mag nicht. Denn erstens wette ich grundsätzlich nicht, und dann nicht um so hohe Summen, die unmoralisch sind und die ich armer Teufel gar nicht übrig habe. Und dann — es kann tatsächlich sein, daß er zurückkommt. Sie können da einen richtigen Blick gehabt haben.“

„Na also — da brauche ich mich doch nicht um so windige Posten wie Dichterkönig oder Kaiser bei den Gottentotten zu bemühen —“

„Aber auch nicht Polizeiperson zu werden,“ fiel er ein; „nein, Herr Hubertus, alle Achtung vor Ihrem Wissen und Ihrem Charakter, aber für die Polizei reicht es bei Ihnen hinten und vorn nicht herum.“

Damit hatte er recht, und wir gingen nun friedlich miteinander bis zur „Traube“. Der kleine Bank hatte mir nach den furchtbaren Erschütterungen der letzten Stunden wohlgetan. Das Perlenfädchen des Lebens wurde wieder mal derbe geschüttelt.

Und es wurde weitergeschüttelt, als wir in die „Traube“ kamen. Eine der Zwillingsschwestern stand in der Haustür und lachte über das ganze Gesicht; sie war so hell wie der sonnige Augustmorgen und rief, als sie uns sah,

glücklich aus: „Er kommt zu uns! Herr Balthassar kommt zu uns!“

„Also, das ist das Mädchen,“ sagte Balthassar, „der einzige anständige unter den Zwillingen.“

„Guten Morgen, Fräulein Mädchen!“ grüßten wir beide.

„Ich bin nicht das Mädchen, ich bin das Mädelchen,“ sagte sie und zeigte ihren goldenen Backenzahn.

Balthassar starrte sie an.

„Und Sie freuen sich, daß ich komme?“

„Ja, Herr Balthassar,“ sagte sie herzlich, „ich bin so sterbensglücklich heute, und da möchte ich Sie doch gar so sehr bitten, mir alles zu verzeihen, um meiner Schwester willen.“

„Warum sind Sie sterbensglücklich?“

„Herr Timm hat eben ein Telegramm geschickt. Er wird Direktor von einer großen Schule.“

Verblüffung.

„Was wird er? Haben Sie gehört, Herr Hubertus? Ihr Timm wird Schuldirektor — das heißt ja wohl so ungefähr Kaiser bei den Hottentotten!“

„Darf man das Telegramm mal sehen?“ fragte ich.

Mädelchen griff verschämt in eine Tasche unter ihrer Schürze, brachte ein Telegramm zum Vorschein und reichte es uns. Die Depesche war aus Berlin und lautete:

„Wurde mir soeben Direktorat einer großen Schule angeboten. Schlage zwecks Ausöhnung Zusammenkunft an neutralem Ort vor. Timm, Direktor.“

„Ja, das müssen wir uns erst zusammenklamüßern,“ sagte Balthassar erstaunt. „Zunächst muß ich mal bei Ihnen telephonieren.“

Er verschwand im Hause.

„Er glaubt es wohl gar nicht?“ fragte Mielen.

„Ich weiß es nicht,“ sagte ich beklommen. „Es ist so seltsam.“

Eine schreckliche Ahnung kam mir: bei Timm war der Größtenwahn ausgebrochen.

„Warum ist es seltsam?“ fragte das Mädchen.

„Ich meine, da muß doch wohl ein Irrtum vorliegen. Timm kann ja doch nicht Schuldirektor werden.“

„Warum denn nicht?“ fragte sie harmlos.

„Sehen Sie mal, Fräulein Emilie, wenn einer so einen Posten kriegen will wie Schuldirektor, dann muß er ja doch viele Examina gemacht haben.“

„Herr Timm kann sie ja jetzt gemacht haben,“ sagte das Mädchen. „O, er ist sehr klug!“

Ich lehnte mich an die Thür. Mir tat das Mädel leid. Und Tiram auch. So standen wir stumm eine ganze Weile.

„Herr Hubertus, können Sie mir sagen, was das ist: ein neutraler Ort? Da will er mich treffen.“

„Ja, er meint, Sie wollen sich nicht in Berlin treffen und auch nicht hier, sondern an irgend einem dritten Ort. Sie werden sich wohl nicht allein mit ihm treffen.“

„O, nein,“ sagte sie errötend, „was denken Sie! Es muß jemand dabei sein!“

„Ja. Und wenn es Ihnen recht ist, werde ich dabei sein.“

„Sie wollten so gut sein —?“

„Gern. Haben Sie schon geantwortet?“

„Nein, ich wußte mir keinen Rat wegen dem neutralen Ort.“

„Nun, dann telegraphieren Sie: Nächsten Mittwoch 10 Uhr vormittag Allems Konditorei Waldstadt.“

Inzwischen hatte Balthassar seine telephonische Anzeige bei der Staatsanwaltschaft erstattet. Nun bestellte er ein umfangreiches Frühstück, das wir beide sehr notwendig hatten.

„Sagen Sie mal,“ fragte Balthassar, als wir allein waren, „ich bin ja nu auch Volksschulinspektor, und das ist gewiß eine große Staatsungeheuerlichkeit; aber Timm Schuldirektor, das geht doch gar nicht?“

„Ausgeschlossen. Ebenso gut hätte er telegraphieren können, er sei Gerichtspräsident oder Chefarzt in einem Krankenhaus geworden. Ich fürchte, mein guter Timm ist regelrecht größtentwahnsinnig geworden. Anders ist es gar nicht zu erklären.“

„Schredlich! Das arme Ding, das Mielchen! Ist ja ein bißel eine leichte Fliege, rodelst und kommt mir grob. Aber so ein Schicksal verdient sie trotzdem nicht.“

„Ich werde mir Timm telegraphisch für nächsten Mittwoch nach unserer Stadt bestellen und sehen, was los ist.“

„Ja, übernehmen Sie das. Das werden Sie besser machen als jeder andere.“

Das Frühstück schmedte uns nicht recht, trotzdem wir seit zwölf Stunden ohne Nahrung auf den Beinen waren. Balthassar trank nur viel Portwein. Er begründete das so, daß er in einem ganz verrückt temperierten Zustand sei; denn sein Mark sei erfroren und seine Seele sei abgebrannter als die Moorhütte.

„Moorhütte!“ schrie er auf einmal und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Wir sitzen hier da, schlampampfen und zerbrechen uns den Kopf, wieso der Timm

Schuldirektor werden will, und der arme Kerl, mein Polizist, steht seit gestern abend um 1/211 in Wind und Wetter oben bei der Moorhütte und bewacht die verbrannten Knochen der alten Kriegeln. Nu, aber los, Herr Hubertus! Auf den Polizisten habe ich ja ganz vergessen!"

Wir packten in größter Eile einiges von dem Frühstück zusammen und gingen rasch davon. Balthassar lief noch einmal in die Brettschneide hinein, überzeugte sich, daß der Großknecht noch auf seinem Posten war, und dann stiegen wir eilig den Berg hinauf.

„Sehen Sie, Herr Hubertus, da reden die Leute immer vom friedlichen stillen Walde. Unfug! Der Wald hat's in sich. Fragen Sie mal, wo verhältnismäßig am meisten an aufregenden Dingen geschieht, wo die meiste Feindschaft, der bitterste Haß ist, wo sich die Menschen und die Dinge am härtesten reiben und stoßen. In so einem Waldwinkel! Sehen Sie, Herr Hubertus, das macht die Einsamkeit. Wo an sich nichts los ist, machen die Menschen was los; da arbeitet die Phantasie zu sehr, da wird jeder ein wenig Romantiker oder Abenteuerer, da fällt einer über den Nachbar her, weil er sonst oft rein gar nichts vor hat.“

Es war nicht eben poetisch, wie Balthassar da den Wald charakterisierte, aber es war viel Wahrheit in seinen Worten. —

Der Polizist saß auf einem niedergebrochenen Balken. Als er uns sah, kam er uns entgegen. Er sah auffallend schlecht aus.

„Nu, lieber Freund, ist was passiert?“

„Herr Amtsvorsteher, wenn's nicht die alte Kriegeln selber gewesen ist, dann ist es ein Gespenst gewesen.“

„Was denn?“

„Um zwölfse — gerade während des tollsten Wetters, wie die Moorhütte längst runtergebrannt war, da ist es rangefchlichen gekommen. Ich hab' gerufen; es hat nicht gestanden; dann hat es gelacht, und es hat aus der Finsternis jemand gesagt; Ich hab' genau gewußt, daß es einschlagen wird! Die Karten lügen nicht. Und wenn ihr den Mörder sucht, sucht ihn in der Brettschneide! Ich hab' wieder gerufen, es ist immer hin und hergelaufen, da habe ich zweimal geschossen. Dann ist es still gewesen.“ —

Die genaue Absuchung der Brandstätte der Moorhütte hat keine menschlichen Überreste zutage gefördert. Von der alten Kriegeln hat nie wieder jemand etwas erfahren. — —

Damals sagte Balthassar:

„Sie ist heraus aus dem Hause, noch ehe es eingeschlagen hat. Wer hat sie gewarnt? Die Karten? Der Teufel? Oder war es nur so ein Instinkt, wie ihn die Ratten haben, die das Schiff verlassen, ehe es sinkt? Wer sagt es den Ratten? Die Alte war auch so eine giftige, eklige Ratte. Hat genug verdorben und verstäktert in unserem Tal. Aber als sie eingesperrt wurde, war sie unschuldig. Wer hätte das gedacht? Und ehe es einschlug, machte sie sich davon. Wer kann das verstehen?“ —

In diesen vierundzwanzig Stunden ist in unserem Walddorf mehr passiert als im ganzen übrigen Jahr zusammen. Das war wie bei einer Explosion, da hängt auch alles zusammen, da reißt immer eines das andere mit sich, blitzschnell — in Rauch und Knall.

Als wir ins Dorf zurückkamen, erfuhren wir, daß

der Maler Werner Lohmann von einer Anzahl Burschen überfallen und halb tot geschlagen worden sei.

Lohmann hatte, wie ja häufig, eine Nacht in der Stadt verbracht, und als er in den Morgenstunden zurückmarschierte, war er einer Schar umherlungernder Burschen, die immer noch aufgeregte von den Geschehnissen der Gewitternacht an keine Arbeit dachten, in die Hände gefallen. Da die Burschen Elisabeth Ranke nicht erwischt hatten und da nun einmal die Meinung im Dorfe war, die Schande der Lampenjungfer sei schuld an dem allgemeinen Unglück, hatten die Burschen Lohmann überfallen und ihn furchtbar zugerichtet.

So hüßte der Kaufsmaler.

Gerade diesem Falle gegenüber bewunderte ich Balthassars gelassene Ruhe. Er sagte:

„Ich weiß noch nicht, was los ist; hoffentlich ist es nicht allzu schlimm. Eine gute Tracht Hiebe gönne ich Lohmann von Herzen. Das wäre das erste. Das zweite ist, daß ich sämtliche Burschen, die an der Schweinerei beteiligt gewesen sind, noch heute ausfindig mache und einsperren lasse. Von moralischem Motiv, von sittlicher Entrüstung, Volksempörung oder ähnlichen schönen Sachen ist bei den Kerls nicht die Spur. Sie selber nehmen es mit den Mädeln nichts weniger als genau. Aber hier glaubten sie mal die Pharisäer spielen zu können und ihre Kauflust und Roheit einmal von Rechts wegen betätigen zu dürfen. Also alle ins Loch! Und nicht zu knapp! Drittens: ich kündige meine Stellung. Ich hänge an unserem Tale; aber wenn ich hier der Vertreter der Gutsherrschaft sein soll, und der Sohn macht solche Geschichten und wird auf öffentlicher Straße versohlt, dann tut Balthassar nicht mehr mit.“

Achtzehntes Kapitel.

Schwere Beichte. — Selbstmörderbegräbniß. — Vom alten und jungen Lohmann.

Amb. Ich war eben aus dem Bett aufgestanden. Den ganzen Nachmittag hatte ich in schweren Träumen geschlafen. Nun war ich müder als vorher.

Ich setzte mich ans Klavier und versuchte eine Beethoven'sche Sonate. Es gelang nichts; der Friede, den ich wollte, kam nicht.

Es war Neumondzeit. Mein Zimmer war völlig dunkel. Den Diener, der mit einer Frage gekommen war, hatte ich kurz abgewiesen. Ich mußte immer wieder nach dem schwarzen Walde hinausstarren, der unter totem Himmel lag.

Da regte sich etwas an meinem Gartenzaun. Ich konnte nicht sehen, was es war; aber ich öffnete das Fenster und rief mit halber Stimme hinaus:

„Emil?“

„Ja!“ kam es dumpf zurück.

„Warten Sie, ich komme hinaus!“

Ich hatte es geahnt, daß er durch diese Dunkelheit kommen müsse.

Ich ließ ihm keine Zeit, bald zu reden, sondern zog ihn weiter vom Hause fort. Er ging schwer wie ein Kranker. Schließlich fiel er an den Wegrand. Mit ganz fremder Stimme fragte er:

„Herr Hubertus, mein Vater hat — Schluß gemacht; ich erfuhr es in der Stadt. Ich will auch Schluß machen!“

Ich setzte mich neben ihn und faßte seine Hand.

„Sie dürfen nicht, Emil; Sie müssen an Elisabeth Rante denken.“

Da weinte er leise. Nach einer recht langen Weile sagte er:

„Was hat sie denn von mir, wenn ich eingesperrt bin?“

„Sie hat die Hoffnung. Sie kommt nicht in Verzweiflung.“

Es ist Nacht um uns her. Im Thal blitzen Lampenlichter. Nur die Brettschneide liegt finster. Die Knechte und Mägde sitzen wohl dort alle furchtsam in der Hinterstube.

Der junge Bursche neben mir stöhnt. Auch seine Augen sind hinunter nach der Brettschneide gegangen. „Ich müßte ihn noch einmal sehen; ich bin der Sohn. Aber wenn ich ihn so sähe, dann würde ich mich ganz bestimmt auch hängen.“

„Lassen Sie den Toten ruhen, Emil.“

Langes und schweres Schweigen. Lasten in Körper und Seele.

„Glauben Sie an Gott, Herr Hubertus?“

„Ja.“

„Was wird Gott mit meinem Vater tun?“

„Er weiß es besser als wir. Und ist barmherziger als wir!“

Wieder langes Schweigen.

Plötzlich wird der junge Mann erregt.

„Ja, sehen Sie, Herr Hubertus, und wenn man es recht überlegt, war doch mein Vater unschuldig, und die ganze Schuld habe doch ich. Die Bianka war wohl ein schlechtes Mädchen. Der Vater wollte nicht, daß ich hinter ihr her war. Er hatte doch recht damit. Und an dem Abend da mußte er, daß ich nach der Moorhütte

hinauf war, da ist er mir nach, da ist er wohl ganz irr gewesen vor Wut, und da ist ihm zum Unglück die Bianka, die nach der Traube ging, im Walde begegnet, und da hat er sie in seinem Zorn erschlagen. Und ich lief hinter der Bianka her und traf den Vater neben Biantas Leiche. Herr Hubertus, das war — das war — ich habe damals furchtbar geschrien.“

Die Fingernägel des Burschen krampften sich in seine Beine, sein Oberkörper zuckte hin und her; er lastete: Speichel lief aus seinem Munde.

Ich konnte nichts tun, als den Arm um seine Schultern legen, die auf und ab zuckten. Ich ließ ihm Zeit; ich hielt ihn nur schweigend fest — ließ ihm Zeit.

„Da — da hab' ich ihn ins Gesicht geschlagen — und er hat mich verflucht!“

Hintenüber bricht Emil Bönisch zusammen und röchelt wie einer, der Herzkrämpfe hat. Ich beuge mich über ihn und halte ihm die Hände. Die greifen — tasten — schlagen —

Das geht eine Zeit so, dann schnauft Emil ein paarmal tief auf und dann liegt er ruhig mit geschlossenen Augen, als ob er schläfe.

Eine Grille geigt im Gras auf ihrem klirrenden Instrument. Das ist alles, was zu hören ist in diesem weiten Waldtal. Alle Sterne sind hinter Wolken. —

Emil Bönisch reibt sich die Augen und richtet sich auf.

„Entschuldigen Sie, Herr Hubertus, ich mache Ihnen viel Verdruß.“

„Nein. Ich will Ihnen ja helfen.“

„Es wird mir wohl nicht zu helfen sein. Wenn einen der eigene Vater so verflucht hat —“

„Den Fluch hat Ihr Vater tausendmal zurück-

genommen. Schon damals am Feuer, als er jammernd nach Ihnen rief.“

„Hat er nach mir gerufen?“

„Ja, hundertmal. Vielhundertmal.“

„Er hat es gewußt, daß ich die Brettschneide angezündet und ihm das Geld genommen habe. Ich habe es aus Rache getan, aus Wut, daß er die Bianca erschlagen hatte. Ich war verrückt, Herr Hubertus, Sie können es mir glauben, ich war verrückt; ich wußte nicht mehr, was recht und unrecht ist; ich mußte so etwas machen. Aber wie die Flammen aufgingen, da wurde es hell in meinem Kopfe — das war ja doch unser Haus, was brannte, wo die Mutter und meine Geschwister —“

Jetzt dauerte es sehr lange, ehe Emil Bömisch weiter sprach, wohl eine Viertelstunde. Aber dann sprach er schnell, fast hastig:

„Von dem Geld, das ich genommen hatte, habe ich mir bloß ein paar Scheine in die Tasche gesteckt, damit ich was hatte, wovon ich leben konnte. Das andere, das hab' ich in das Felsenloch geworfen, das die Leute die Hengenküche heißen. Vielleicht liegt es noch dort. Und dann bin ich gerannt ... gerannt ... Ich bin viele Wochen gelaufen. Und da bin ich endlich nach Hamburg gekommen. Ich wollte nach Amerika. Aber ich hatte nicht die nötigen Papiere. In Hamburg wurde ich Hafenarbeiter. Es ging mir da sehr schlecht. Nachts konnte ich nicht schlafen und bei Tage mußte ich arbeiten. Und dann fiel mir Elisabeth Ranke ein, und ich kriegte das Heimweh und da rückte ich aus, — und nu — nu — wo ich heimkomme, hängt sich mein Vater auf!“

Was sollte ich sagen? Es war einer der trübseligen Augenblicke, wo die Kraft des Tröstens fehlt, wo man

herumsucht in Herz und Hirn und in allen Schubfächern des Wissens und Fühlens nach einem Tröpfchen Balsam vergebens forschet. Aber es kam erlösendes Weinen!

Wenn die Tränen rinnen, sollen die Menschen stille sein. Tränen sind der labende Quell in der Wüste unserer Leiden. In andächtigem Schweigen hörte ich den gnadenvollen Brunnen fließen.

Nach einer halben Stunde war Emil Bönisch bereit, mit mir in mein Haus zu gehen und bei mir zu übernachten. Niemand außer mir sollte von dieser Nächtigung wissen.

„Herr Hubertus,“ sagte Emil, „ich verspreche Ihnen, daß ich mich der Polizei stellen werde. Aber erst, wenn mein Vater unter der Erde ist. Der darf's nicht mit ansehen, wie ich eingesperrt werde! Ich will auch nicht hier in meinem Heimatdorf eingesperrt werden. Am Tage nach Vaters Begräbniß gehe ich in der Stadt zur Polizei.“

Auf mein Zureden nahm Emil Bönisch Abstand von dem Wunsche, die Leiche seines Vaters zu sehen und an dem Begräbniß teilzunehmen. Ich führte ihn vorsichtig in meine Bibliothek, die zu ebener Erde liegt und die ich abschloß. Ich selber trug dem heimlichen Gaste Lebensmittel zu.

Am nächsten Morgen stand das Fenster offen. Emil Bönisch war verschwunden. Die Lebensmittel hatte er mitgenommen. Ich erkundigte mich vorsichtig. Niemand im Hause oder im Dorfe hatte Emil gesehen.

* * *

Selbstmörderbegräbniß. Ohne Sang und Klang. Ohne christliche Segnung. Wer geht, ohne von Gott in die Ewigkeit gerufen zu sein, wird nicht geleitet.

Troßdem war die ganze Gemeinde beim Begräbniß, auch ich und Balthassar, der seinen alten Prozeßgegner auf dem letzten Gang nicht allein ließ. Das Urtheil der Gemeinde war nicht ganz gegen den Brettschneider. Die Bianka war ein tolles Ding gewesen, das den Zorn des Alten herausgefordert hatte. Und der alte Bönisch hatte übermenschlich gelitten und sich selber gerichtet. Vielleicht war er auch gar nicht recht klar im Kopf. Das sagten die Leute.

Und so kam der Bönisch nicht ganz in den hintersten Selbstmörderwinkel auf dem Friedhof; zwei Meter von der Mauerede lag sein Grab. Ganz hinten lag auch die Bianka nicht. Auch zwei Meter von der Mauer war sie begraben. Zwischen ihrem Grabe und dem des alten Bönisch war eine feine Grenze. Da lag ein Mädchen von zehn Jahren, das Kind armer Leute.

Da habe ich gedacht: Kleines in Gott ruhendes Jungfräulein, nun strecke doch deine reinen Kinderhände nach rechts und links und sage dem alten Brettschneider und sage der Bianka: „Hier ruhen wir nun. Und wir wollen in Frieden ruhen. Und ich will euch beiden ein Schutzgeist sein! Hört ihr nicht, wie lieb die Vögel singen auf der Kirchhofmauer? Hört ihr nicht, wie schön unser Wald rauscht? Schlaft — schlaft mit mir in Frieden!“

Es ist schon Abend, wie wir mit dem alten Bönisch zum Dorfkirchhof hinaufziehen. Wenn die Abendglocke klingt, soll er versenkt werden. Es soll nicht ohne Glockenklang sein. Es ist wohl ein erborgtes Geläut, wenn man einen Selbstmörder bei der Abendglocke bestattet, und ein liebloser Mensch könnte sagen, es sei ein erstohlenes Geläut; aber in aller Erbarmung Namen soll es so geschehen, und die Glocke wird klingen zum Himmel und

zur Erde und über den grünen Wald, dem hier ein Sohn verscharrt wird, der ihn heimatstreu geliebt hat.

Wie es ist bei solcher Gelegenheit: der Sarg wird über das Grab gestellt, und dann weiß niemand was anzufangen, da kein Geistlicher und kein Sängerkhor da ist.

Da tritt Balthassar vor. Er hat den Hut in der Hand und sagt:

„Liebe Gemeinde! Dieses Begräbniß ist das ernsteste, das ich mitgemacht habe. Der alte Bönisch, der hier im Sarge liegt, ist ein braver Mann gewesen. Das wißt ihr alle besser als ich. Es hat ihn furchtbares Unglück betroffen, und er ist wohl geistig schon lange nicht mehr ganz klar gewesen. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet —“

Ein Kind schreit auf, zeigt mit der Hand nach der Ecke der alten Holzkirche. Da lugt ein Kopf herum.

Emil Bönisch.

Weiber schreien, Männer treten zurück — Emil Bönisch stürzt auf das Grab zu, kniet nieder — legt die Hände auf den braunen Sarg und beginnt zu beten — das Vaterunser zu beten — verspricht sich — stockt — betet immer von neuem: „Vater unser, der du bist im Himmel!“ In jagender Angst sagt er das hochheilige Gebet.

Die Abendglocke beginnt zu läuten. Da senken ernste Waldbauern den alten Bönisch ins Grab. Emil kniet am Rande, ohne Tränen, aber mit weitaufgerissenen Augen. Arme und Hände wühlen sich in das aufgeworfene Erdreich.

Scheu ... erschrocken ... verliert sich die Menge ... Einige Gaffer, die stehen bleiben wollen, werden von den anderen fortgestoßen ... Der Totengräber wirft rasch ein paar Schaufeln Erde auf den Sarg.

Nun ist es vorbei.

Emil Bönisch erhebt sich und tritt zu Balthassar.

„Nun, Herr Amtsvorsteher, nun — nehmen Sie mich fest.“

„Hier nicht,“ sagt Balthassar und weist auf das Feld der Grabkreuze. „Hier ist Freistatt.“

Draußen auf der Dorfstraße hat er ihn dann verhaftet:

— — — — —

Der Gutsherr ist angekommen — Herr Lohmann: Großkaufmann, Rittergutsbesitzer aus Liebhaberei . . . des Renommees . . . des Spases halber. So nebenbei Besitzer von tausend Morgen Land, das ihn gar nichts angeht, für das er sich nicht im mindesten interessiert, abgesehen vom rechnerischen Jahresabschluß, die er hat, um gelegentlich seinen Bekannten zu sagen: „Ich habe in Dingsda ein Gut; wenn Sie mal Lust haben auszuspannen, Einsamkeit zu schlürfen oder auf die Jagd zu gehen — steht gern zur Verfügung.“

Ein Gut. Ohne allen Ernst. So wie man einen Rennstall hat oder einen Tennisplatz oder ein Seegelboot oder sonst einen Klimbim. Mutter Erde im Sportanzug.

Schamlos will ich nicht sagen . . . aber geschmacklos . . . frech . . . schädlich und schändlich ist es.

Allen Gutsbesitzern, die nicht in Wahrheit Guts-pfleger sind, sollte man den Besitz einfach wegnehmen, wie man albernen Kindern einen Kunstgegenstand fortnimmt, mit dem sie spielen wollen.

Das heilige Mutterland der Erde ist kein Handels- und auch kein Amüsierobjekt; darf nie dazu werden, oder alles Volk soll sich gegen die Schacherer oder Ländler erheben. Nicht um Gold allein darf das Erdreich zu haben sein — es müssen auch Liebe und treuer Fleiß

geboden werden. Sonst wehe dem, der sich daran wagt! —

So sagten wir zueinander, Balthassar und ich.

Dieser Herr Lohmann war ein Kaufmann, „ein kalter Rechner“ nach Balthassars Urteil, kannte auf seinem Gut und im Dorf keine zehn Leute und hatte auch kein Herz, gar kein Interesse für diese Menschen. Was gingen sie ihn an? Was ging es ihn an, daß die Bianka erschlagen wurde, daß sich der alte Brettschneider aufhing? Nicht einmal das ging ihn etwas an, daß die Elisabeth Ranke verführt wurde. War's auch der Sohn — was liegt an einem solchen Mädel? Im schlimmsten Falle bezahlt man; der Sohn hatte schon viel Geld gekostet.

Aber daß der Sohn geprügelt worden war, das fiel dem alten Herrn auf die Nerven. Das war eben doch der Name Lohmann, der da in den Schmutz sank. Er hatte Balthassar angeschrien wegen der „unglaublich verwahrlosten Sicherheitszustände“ im Dorfe und die schwerste gerichtliche Mündung des Falles verlangt. Balthassar hat entgegnet, daß er die Täter ermittelt und zur Anzeige gebracht habe. Wenn die Bestrafung etwa doch nicht so arg ausfalle, so wolle Herr Lohmann bedenken, daß sich sein Sohn danach benommen habe.

Da hat Herr Lohmann Balthassar einen frechen Kerl genannt, und dieser hat zur Antwort gegeben, Herr Lohmann junior sei ein Lüdrian und Herr Lohmann senior ein schlapper Patron. Worauf sich beide Teile kündigten.

So stand es schlimm um die Stimmung auf dem „Schlosse“. Schlimm stand es auch um den jungen Lohmann. Die revoltierende Bande hat ihm das

rechte Ellbogengelenk zerschlagen. Der zuerst gerufene Arzt war des schwierigen Falles nicht mächtig; der eintreffende Spezialist gab auf die Frage, ob der Arm lahm bleiben werde, keine Antwort.

Nachmittags ließ mich Werner Lohmann bitten, ihn zu besuchen. Ich ging nicht gerne, aber ich ging.

„Sie haben mich elend gemacht — die Halsunten — mein rechter Arm ist zerschlagen.“

Ich sah ihn an und schwieg. Ich dachte: du hast Elisabeth Rantes Leben auch zerschlagen. Und ich sprach das wenigstens zur Hälfte aus:

„Herr Lohmann, ich hoffe, daß es wieder besser werden wird mit Ihnen und daß es auch mit Elisabeth Rante noch einmal gut ablaufen wird.“

Er wurde doch ein wenig rot, aber er sprach nur von sich selbst.

„Wenn der Arm lahm bleibt, wenn ich erledigt bin für meine Kunst, bleibt mir nichts übrig als die Kugel.“

Darauf sagte ich zunächst gar nichts. Nach einer Weile meinte ich:

„Adolf Menzel malte mit der linken Hand so gut wie mit der rechten. Andere sollen es auch verstanden haben.“

Er lächelte bitter.

„Adolf Menzel! Ich bin ja nicht der Menzel!“

„Nein! Aber wenn Sie Willen haben, können Sie vieles erreichen. Vielleicht will Sie das Schicksal zu ernstem Willen erziehen.“

„Danke für Erziehung! Bitte fangen Sie nicht an zu predigen —“

„Gewiß nicht! Ich will auch wieder gehen.“

„Sind Sie beleidigt? Denken Sie doch an meine Schmerzen!“

„Ich bin nicht beleidigt. Ich bitte Sie bloß, daß Sie meinen Vorschlag wegen der Linkshändigkeit wenigstens erwägen.“

„So meinen Sie bestimmt, daß mein rechter Arm —“

„Ich meine gar nichts; ich weiß ja gar nicht, wie es um Sie steht —“

Wir plauderten noch ein wenig, dann ging ich. Ich traf den Professor aus der Hauptstadt, den ich von früher her kannte. Er vertraute mir an, daß er keine Hoffnung habe, Werner Lohmann wieder in den unverminderten Gebrauch seines rechten Armes bringen zu können.

Das teilte ich auch im Vertrauen Balthassar mit, ebenso Werners Vorsatz, sich zu erschießen, und meinen Vorschlag wegen der Linkshändigkeit. Balthassar sagte:

„Er wird sich nicht erschießen und er wird nicht mit der Linken malen lernen; er wird vollends verlumpen. Seine Malerei war noch das einzige, was ihn oben hielt.“

„Es ist schade um ihn. Schade um sein großes, schönes Talent.“

„Es ist um vieles schade,“ brummte Balthassar.

Am selben Abend erhielt ich unerwarteten Besuch. Lohmann, der Vater, kam.

Er war ein wortfarger, kleiner Mann, etwas mürrisch, aber sonst von tadellosen Manieren. Nachdem er sein Kommen entschuldigt hatte, sagte er:

„Ich möchte mir erlauben, gleich auf den Kern der Sache zu kommen. Ich habe die Geschichte hier satt. Ich hasse dieses tölpelhafte, gemeine, rohe Volk; ich finde mich nicht zurecht mit ihm. Sie aber sind eigens

aus Berlin hierhergezogen, wie ich vermute, zu volkspsychologischen Studien. Sie haben sich, wie ich gehört habe, für die Gemeinde interessiert. Auch für die Landwirtschaft. Ich mache Ihnen den Vorschlag: kaufen Sie mir mein Gut zu einem angemessenen, nicht teuren Preise ab!"

„Oha, Herr Lohmann, ein Gut kaufen, das ist für mich kein solcher Pappenstiel wie für Sie.“

Er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Die Hauptsache ist, ob Sie Interesse für das Geschäft haben. Über die Zahlungsbedingungen würden wir uns leicht verständigen.“

Es ging ein Weilchen hin und her, und der Schluß war, daß mir Herr Lohmann einige Wochen Bedenkzeit gab.

„Sagen wir bis 30. September, abends 6 Uhr,“ sagte er und schrieb das in einen kleinen Notizblock. „Binnen einer Woche erhalten Sie genaue Offerte.“

Als er fort war, kam eine Aufregung über mich, als ob ich schweren Wein getrunken hätte.

Rittergutsbesitzer sollte ich werden — Bauer im großen — ich, der ich voriges Jahr nicht die Gerste vom Hafer unterscheiden konnte und nicht wußte, ob eine Kuh im Jahre drei oder zwölf Kälber kriegt.

Timm fiel mir ein, der größtentwahnsinnig gewordene Timm, der sich einbildete mit seinen schon in der Wurzel verdorrten Quartanerkenntnissen das Direktorat einer großen Schule übernehmen zu können. Das eine war sicher: Timm eignete sich immer noch besser zum Schuldirektor als ich zum Großgrundbesitzer.

Ich hatte nicht einmal eine Ahnung davon, was so ein Gut kostet. Die Sturz lief mir über den Weg.

„Frau Sturz,“ sagte ich, „Sie wissen ja vieles. Wissen Sie, wieviel Herr Lohmann für das Gut seinerzeit gegeben haben mag?“

Sie sann ein wenig nach und sagte: „Ja, sieben- undsiebzig Millionen hat er gegeben.“

Ich ging in mein Zimmer. 77 Millionen! Da kam ich mit meiner Finanzkraft ja gar nicht in Frage. Aber der Zweifel regte sich. Ich suchte die Sturz wieder auf, redete erst dies und das und fragte dann:

„Wissen Sie, wie groß das Gut ist?“

Sie sah mich neugierig an.

„Will es denn der Herr Hubertus kaufen?“

Der schlaue Drache! Aber ich lachte.

„77 Millionen? Wo denken Sie hin? Die besitze ich nicht mal im Traum.“

Darauf die Sturz:

„Das Gut ist eintausend und achtzig Morgen groß, das weiß ich. Ich weiß von allen Gütern, wie groß sie sind. Dafür hat man seinen Kopp. Die ‚Traube‘ hat 190 Morgen, der Hilmann hat 180 Morgen, die Brettschneide 102, der Grenzer 97, der Jeschke 96, der Hübner 87 —“

Eine endlose Litanei folgte — bis herunter zu den kleinen Stellenbesitzern, die 10, 8, 6 Morgen hatten.

„Und wie teuer ist denn hier zu Lande so ein Morgen?“ fragte ich mit ganz gleichgültig klingender Stimme.

„Am meisten,“ sagte die Sturz, „hat neulich der alte Kunze rausgeschlagen, wie er verkauft hat — 720 Mark hat er für den Morgen bekommen.“

Ich ging nach meinem Arbeitszimmer und multiplizierte 1080 mal 720. Ich verrechnete mich dreimal und kriegte dann heraus 777 600 Mark. Das waren

also die 77 Millionen der Sturz. Ich rechnete immer wieder nach, ob ich nicht etwa eine Null übersehen hätte. Es waren nicht 77 Millionen, es waren nur dreiviertel Millionen.

Das ließ sich ja machen! Ließe sich machen! Erst war eine große Freude in mir; dann kam der Kassenjammer. Ein Mensch, der so wenig von der Landwirtschaft verstand wie ich, der eine Madame Sturz ausfragen mußte, um auch nur zu den grundlegendsten Ziffern zu kommen, der war ja ein Narr zum Verzweifeln, wenn er ein Gut kaufen wollte; dem saßen ja die Pleitegeier von vornherein auf beiden Schultern.

Timm, Timm, du bist ja gar nicht so verrückt, wenn du Schuldirektor werden willst; ich bin viel größensinniger als du, wenn ich Rittergutsbesitzer sein will.

Aber ich erinnerte mich vieler einsamer Träumereien dieses Sommers. Wie oft hatte ich einfache Landleute beneidet, die fröhlich und stark ihr Werk verrichten; wie oft hatte ich mich und mein träges, unnützes Leben verachtet! Und wie oft hatte ich Sehnsucht gehabt: wenn es mir doch gelingen möchte, in so gesunde Arbeit, in solche Daseinsheiterkeit hineinzutwachen.

Water Wald ist ein ernster Mahner und Erzieher. Alles bei ihm ist tätig: die Menschen mit der Art, mit der Sense, mit der Hacke, die Menschen, die an ihren kleinen Häusern bauen, das Dach fliden, die Fenster neu verglasen, die Keller pflastern, den kleinen Blumen- garten pflegen; der Stier, der morgens augensunkelnd aufs Feld zieht und abends müde heimwankt; die Vögel, die Nester bauen, Futter tragen und ohne Ende singen; der Frosch im Teich, der auf dem Müdenanstand ist und am Abend sich noch zu einer Kantate verpflichtet fühlt;

der Wurm im Holz, der sich geheime Gänge und verborgene Paläste baut.

Nur die Müßiggänger und die Blasierten duldet der Wald nicht. Eine Weile hegt er sie als ein königlicher Gastgeber für alle, dann schießt er sie fort. So Timm. So Werner Lohmann. So den alten Lohmann. So fast alle Sommerfrischler.

Wenn ich also so blinzeln im Heidekraut lag, kam mir oft der tiefe Wunsch: könnte ich doch teilhaben an der Arbeit der Bauern, das Feld bestellen, auf daß es Früchte trage. Ich bin nicht leichtsinnig genug, das für einfach zu halten, die Arbeit des Landwirts so gering zu achten, daß jeder Kuhjunge, jeder Knecht sie begreift. Es gehört viel zu ihr: Unermüdlichkeit, Selbstaufopferung, tiefes Nachdenken, Studium, langjährige Erfahrung. Und auch dann noch wird es nicht immer glücken, wird oft auf den Versuch die Enttäuschung, auf den Fleiß der Fehlschlag, auf gute Hoffnung die Katastrophe folgen.

Mit solchen Gedanken verlebte ich eine ernste Nacht. Gegen Morgen war ich entschlossen, das Lohmannsche Gut zu kaufen, vorausgesetzt, daß zwei Menschen mir zustimmten: Erika Isenloh und Balthassar. Wenn eines von diesen zweien „Nein“ sagte, wollte ich mein Haus verkaufen und mich zurückziehen in die Welt; denn ich wollte bei meinen jungen Jahren nicht länger ein müßiger Gast des Waldes sein. Dafür sah er mich zu ernst an aus seinen dunklen Augen.

*

*

*

Mittwoch. Timm war „fällig“. Nielchen hatte das Telegramm abgesandt, und nun galt es, nach der Klemm-

schen Konditorei aufzubrechen und trotz aller eigenen ernstesten Angelegenheiten dieser Sache beizustehen.

In dem Wirrwarr der letzten Tage hatte ich wenig an Timm gedacht. Erst auf dem Wege nach der Stadt kam mir recht zum Bewußtsein, wie tragisch auch dieser Fall war. Ein so braves Mädel — das Mielchen — sitzt so vertrauensselig neben mir in dem Wäglein, das mit uns davon zottelt, hofft auf eine schöne Zukunft an der Seite des geliebten Mannes, und der — ist übergeschnappt. Glaubt, Schuldirektor werden zu können!

Eine Hoffnung hatte ich: es werde mit Timm nicht rettungslos stehen, ich würde vielleicht durch meinen Einfluß auf ihn, der immer stark war, noch eine Wendung zum Guten herbeiführen können.

Unterwegs wurde das Mielchen ganz kleinlaut. Meine bedenkliche Stimmung steckte an. Dann fing sie gar zu weinen an.

„O Gott, Sie glauben es ja nicht, daß er die Wahrheit gesagt hat. Sie glauben, er lügt.“

Macht mal was mit so einem schluchzenden, jungen Menschenkinde! Alle Weisheit und Logik versinkt wie ein Stein im Dorfteich.

„Müssen halt abwarten, Mielchen. Muß sich ja doch aufklären.“

Das war alles, was ich dem flennenden Mädchen zu sagen wußte. Der Wald am Wege schwang seine Ruten. Ob er grüßen oder peitschen wollte, wußte ich nicht. Im Gebüsch lachte eine wilde Taube.

Ich ließ das Mielchen in einer „Ausspannung“ der Vorstadt und ging allein nach Klemms Konditorei. Eine kleine Bude. Born ein Ladentisch mit allerhand

süßer Auslage, hinten eine dämmerige Stube, die der „Desesalon“ heißt.

Dort saß Timm. Ich beobachtete ihn von der Tür aus. Er las in einer großen Zeitung. „Figaro“ — das französische Weltblatt. Ich wußte, daß Timm einige Brocken Französisch verstand; aber den „Figaro“ konnte er sicher nicht lesen. Er tat aber so, als ob er ihn läse. Ob er damit dem bedienenden Konditoreimädel imponieren wollte oder seiner erwarteten Braut, wußte ich nicht. Jedenfalls — er war verrückt. Ich beschloß, ihm mit jener vorsichtigen Nachgiebigkeit, die man Irrsinnigen gegenüber anwendet, entgegenzutreten.

Da sah er auf, erblickte mich ... starrte mit den Augen ... sprang dann auf, machte eine Verneigung und stammelte:

„Der gnädige Herr ... welch eine Überraschung!“
Ich gab ihm die Hand.

„Ja, lieber Timm. Ich freue mich, Sie zu sehen. Wie geht es denn?“

„Gut geht's, gnädiger Herr ... gut ... ich mache augenblicklich Platz!“

„Woher, Timm. Da setzen Sie sich mal wieder hin. Wir müssen miteinander sprechen. Ich komme im Auftrag von Fräulein Emilie. Da ich gerade nach der Stadt fuhr, da hat sie mich gebeten, Sie doch mal zu sprechen, wie sich das nun alles in Zukunft mit Ihnen gestalten soll.“

„Der gnädige Herr geben sich mit etwas ab?“

„Warum nicht, lieber Timm? Also wollen wir mal ganz ruhig mit einander reden.“

Ich ging gleich auf das Ziel los.

„Sie wollen an eine Schule, Timm?“

Er rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

Jetzt mußte es kommen. Jetzt mußte ich klar sehen, ob mein armer Timm wirklich größtentheils sinnig war und ich die Traubentochter vor schwerem Unglück behüten mußte. Weiß der Himmel, wie einem der Wald das Behüteramt aufdrängt. Früher wäre mir so etwas nie eingefallen; jetzt mußte ich einfach.

Timm begann zu stottern.

„Hat sie Ihnen — hat sie Ihnen etwa mein Telegramm gezeigt?“

„Ja, Timm; sie hat es mir gezeigt.“

Da schlug er die Hände vors Gesicht.

„O Gott, was werden sich der gnädige Herr gedacht haben!“

„Timm! Zunächst bin ich nicht mehr der gnädige Herr für Sie, sondern einfach Herr Hubertus. Und dann — Sie wissen wohl, daß ich's gut zu Ihnen meine.“

Da raffte sich Timm stramm empor.

„Ja, geschwindelt habe ich nicht. Ich soll wirklich Direktor von einer Schule werden. Allerdings nur von einer sogenannten Dienerschule. Von so einem Privatunternehmen. Es werden da intelligente junge Leute aufgenommen, die die Dienerlaufbahn einschlagen wollen. Lernen alles Zugehörnde, vom Parkettwischen und der Pflege des Schuhwerks und der Kleider an bis zum Empfang von Herrschaften und bis zum Servieren bei großen Dinern. Auch ein bißchen Sprachen, daß sie eine Rotweinmarke oder eine französische Speisekarte richtig ablesen können.“

„Also eine Dienerschule?“

Ich lachte nicht; ich atmete tief auf. Timm war nicht verrückt, er war vernünftig.

„Ja, eine Dienerschule. Es handelt sich in meinem Fall um ein reelles, altes, gut renommirtes Institut. Die jungen Leute — wenn sie ausgebildet sind, bekommen von da aus leicht eine Anstellung. Sie bezahlen Schulgelber; die Stellenvermittlung bringt auch recht guten Gewinn. Der gegenwärtige Inhaber ist alt, und da er seinen Sohn verloren hat, will er sein Institut verkaufen. Ein bißchen Geld ist notwendig; aber wenn die Sache vernünftig angefaßt wird, nährt sie ihren Mann reichlich.“

„Das freut mich, Timm. Ich bin überzeugt, daß Sie alles, was zu den Kenntnissen und Fertigkeiten eines herrschaftlichen Dieners gehört, von Grund auf verstehen. Und den Direktor werden Sie auch darzustellen wissen.“

Timm errötete über dieses Lob; ich hatte ihn früher nie gelobt. Ganz demüthig fragte er mich, ob ich mir wohl die Zeit nähme, einmal den Kaufvertrag mit ihm durchzusehen. Seine Ersparnisse langten nicht; er müsse etwas von dem Vermögen seiner Braut mit ins Geschäft stecken, und es solle doch da alles sicher und reell zugehen.

Da kam ich auf den Gedanken, Timm zu empfehlen, seine zukünftige Frau als Geschäftsteilhaberin aufzunehmen.

„Sehen Sie, Timm; ich glaube, Ihre zukünftige Frau ist ein kluges und umsichtiges Menschenkind. Es ist auf alle Fälle gut, wenn sie bei der Sache mitzureden hat, zumal sie ihr Geld dazu geben soll.“

Er war ohne weiteres einverstanden. Bei allen Geldausgaben, sagte er, solle das Mielchen mitzureden haben; bloß in der Schule selbst, so bei dem Autoritativen und Repräsentativen —

„Da sind natürlich Sie allein der Ausschlaggebende als Direktor.“ — —

Das Mielchen kam. Ich ließ die beiden auf zehn Minuten allein in der Hinterstube und beschäftigte inzwischen die Bademamsell, indem ich ein ganzes Paket Süßigkeiten einhandelte.


Als ich in den „Befesalon“ zurückkehrte, fand ich dort zwei glückselige Menschen.

Gegen Abend fuhr Timm nach Berlin zurück und das Mielchen mit mir heim. Der Wald sah uns freundlich an wie Kinder, die ihre Sache gut gemacht haben. Und wieder lachte eine wilde Taube.



Neunzehntes Kapitel.

Herbst. — Wie der alte Krügel „Ja“ sagte. — Ausgang und Ausklang.

erbst. Der Wald ist alt geworden. Sein Haar vergilbt. Es fällt aus. Oft stöhnt er, als ob er das Reißen habe; meist sitzt er gedrückt und still wie ein greiser Mann. Abends und morgens, wenn es kälter wird, hüllt er sich fröstelnd in silzig dicke Nebeldecken ein. Nur in wärmeren Stunden kokettiert er noch ein bißchen mit dem Leben.

Oft aber ist der Alte auch von großer, schöner Klarheit und tiefer Milde. Leidenschaftslos ... ungehegt ... ungeängstigt vom Leben und ... vom Tode. Einer, der alles erlebt hat und nun zwar das Leben nicht verachtet, aber sich doch mit seinem Ende in lächelnder Ruhe abfindet. Ohne Toben und ohne häßliches Gestöhne.

Es war schön. Es ist aus. Gut. Ich bescheide mich.
So altert ein Weiser. So altert der Wald.

Die Singvögel sind fortgezogen wie Millionen bunter
Zwitscherfreuden, die von einem Alternden abrüden.
Glückliche Reise! Ihr werdet euch an einen anderen
hängen und dann auch wieder abrüden.

Um Allerseelen wird der Wald sterben.

Und zu Ostern wird er wieder auferstehen. Weil
ihm diese Gewißheit innewohnt, ihm im Mark und in
allen Adern sitzt, darum ist er so ruhig.

Herbst. In der großen Stadt habe ich nie das Herbst
in der Natur empfunden. Aber hier, als sich die Schwalben
zur Abreise sammelten, konnte ich mich eines Bangig-
keitsgefühls nicht erwehren. Ich habe zu den Schwalben
ein viel weniger persönliches Verhältniß als zu anderen
Tieren. Sie sind mir zu scheu, zu menschenflüchtig.
Aber als die stahlblaue Zeile fortzog, wußte ich: sie
hinterlassen uns der Finsternis, der Einsamkeit.

Alte Reiselust regte sich. Ich könnte mir ein Billett
kaufen und auch nach Agypten fahren. Brauchte aller-
dings zwanzigmal soviel Zeit, hätte tausendmal soviel
Beschwerden als die Schwalben, aber käme doch auch
ins sonnige Land der Pyramiden.

Ich merkte bald, daß die Sehnsucht nach der Ferne
auf schwachen Füßen stand. Es hat mir einmal ein
Universitätsprofessor von New-York, ein Chirurg, mit
dem ich von Karlsbad nach Nürnberg fuhr, gesagt:
„Schöneres als deutschen Wald gibt es nicht.“ — „Und
was sagen Sie zu Italien?“ fragte ich. — „Ach,“ meinte
er, „Italien ist ein Glaslopf, mit einer Weinranke
darum.“

Ich will bei dem Wald bleiben, lieber noch beim im Todesschlaf ruhenden deutschen Wald als draußen fremd sein.

Für niemand ist es so ein Herzjubiläum, einmal auf Wochen in der Fremde zu sein, wie für den Deutschen; für keinen stellt sich nach einiger Zeit so sicher das Heimweh ein wie für den Deutschen.

Mir grüßte doch vor dem Winter. Wie sollte ich ihn überstehen? Ich war zu untätig. Meine Bücher konnten mich nicht retten; dazu waren meine Studien nicht ernst genug. Ich würde mich in Einsamkeit verlieren.

Da traf ich Erika Isenloß auf einem Waldweg.

Wir blieben voreinander stehen — der Herbstwind wirbelte rotes Laub um uns.

Warum errötete sie? Ahnte sie, was ich ihr sagen wollte?

Ich sagte es bald. Ganz gerade heraus. Ich weiß nicht, ob je ein Heiratsantrag simpler gemacht wurde.

„Erika, ich bitte, daß Sie meine Frau werden!“

Sie sagte zunächst gar nichts; sie ging minutenlang schweigend neben mir her ... dann fragte sie:

„Warum?“

Darauf sagte ich in aller Wahrheit:

„Ich habe Sie von Herzen lieb.“

Sie griff einmal mit bebender Hand nach meiner, ließ sie aber bald wieder los.

Als wir weiter wanderten, meinte sie:

„Aber ich bin bloß eine kleine Lehrerin vom Lande.“

„Erika, Sie sollen ja eine große Lehrerin vom Lande werden!“

Darauf sagte ich ihr von meinem Plan, das Gut zu kaufen. Es käme alles nur auf Balthassar an, der seit des alten Lohmanns Anwesenheit und seitdem dieser nach einem furchtbaren Zank mit Balthassar samt dem verletzten Sohne abgereist sei, menschenfurcht und unzugänglich sei. Wenn es gelänge, Balthassar zu gewinnen ... als Verwalter ... als Berater ... als Freund — dann wollten wir es versuchen. Waren ja beide Neulinge auf dem Lande ... aber wie es andere gelernt hatten, würden auch wir es lernen, und dann sollte dem Walddorf eine gute Gutsheerrschaft werden, dann würde Erika für all ihre menschenfreundlichen Pläne eine Erfüllung, für ihr gutes Herz tausend Möglichkeiten finden.

An einer Walbeiche reichte sie mir ihre Hand und ihren jungen, keuschen Mund.

Es war keine wilde, flackernde, glührote Liebe — es war Liebe, die dauern wird: Sichgernhaben, Sichverstehen, Zueinanderpassen, Miteinandergehen!

Mit milden Augen segnete uns der herbstliche Wald.

Viel schwieriger war es mit Balthassar. Er sagte zu allen meinen Vorstellungen und Redereien klipp und klar: „Nein!“ Seit seinen Erfahrungen mit dem jungen und dem alten Lohmann war er erbost, menschenfeindlich, schwer mißtrauisch geworden. Der Hochzeit der Emilie mit Timm, die schon vier Wochen nach unserer Zusammenkunft in der Klemmischen Konditorei stattfand, war Balthassar durch eine „Dienstreise“ ausgewichen.

Seit der Zeit war er unsichtbar.

Ich verstand ihn nicht. Es war doch ganz gleich, welche von den beiden Traubentöchtern er nahm. Oder hatte er sich in den goldenen Backenzahn verliebt und trauerte

er dem nach Berlin entschwundenen Mielchen nach? Das Mädchen heulte sowohl Tag und Nacht aus Sehnsucht nach der Zwillingsschwester.

Mein, es war vieles andere, was den braven Gesellen quälte. Am meisten wohl mein Plan, das Gut zu kaufen. Der bereitete Balthassar die schwersten seelischen Kämpfe. Auf der einen Seite hielt er mich als Gutsbesitzer sicher für eine irrsinnige Unmöglichkeit, auf der anderen Seite hätte er das Gut, das nun doch in fremde Hände kam, niemandem so gern gegönnt wie mir. Helf sich einer heraus aus solchem Wirrwarr!

„Herr Hubertus,“ sagte er eines Tages, „es geht nicht. Ich glaube, daß ich mir ein bißchen Freundschaft von Ihnen verdient habe, und da kann ich Sie nicht reinfallen lassen. Sie wissen, daß Sie das Gut nicht allein bewirtschaften können, daß Sie da Ihr Geld verlieren würden.“

„Lieber Freund, das weiß ich.“

„Ja, und sehen Sie, Herr Hubertus, wenn Sie in ihrer Villa sitzen bleiben könnten bei Ihren Büchern und Ihrem schönen Bechsteinflügel und Ihrer Mathilde und Ihrer Sturz und Ihren Hunden und Ihrer jungen Frau, und ich könnte der Gutsverwalter sein und Ihnen die Überschüsse rüber bringen — verdammt, ich würde mich schinden, daß sie nicht zu klein wären — also, da ginge es! Ich würde mich schon bescheiden, würde mir schon sagen: Balthassar, jetzt ist Herr Hubertus nicht mehr dein Freund, mit dem du Skat spielst, dem du gelegentlich mal deine deutliche Meinung sagst, den du als Amtsvorsteher zu beavatern hast, nein, er ist dein Brotherr, und du hast dich danach zu benehmen; ebenso hast du absolut zu vergessen, daß du mal Schulinspektor deiner

jungen gnädigen Frau gewesen bist und dir über ihre Leistungen als Lehrerin in dein Notizbuch Quatsch notiert hast; also, in den richtigen Ton würde ich mich schon sofort hineinfinden —“

Hier unterbrach ich ihn.

„Der richtige Ton, lieber Balthassar, gegen mich und meine zukünftige Frau ist lediglich der, den ein aufrichtiger und wertgeschätzter Freund anspricht.“

Er blickte zur Seite.

„Schön! — Schon sehr schön, Herr Hubertus. Aber es geht nicht. Nämlich — das Mädchen will heiraten. Seit der Affäre mit dem Mädchen will sie nicht mehr warten. Und ich bin ja eigentlich schon seit zehn Jahren heimlich mit ihr verlobt. Na, daß ich zwischen den Zwillingen geschwanzt hätte, werden Sie hoffentlich nicht vermuten, Herr Hubertus. Denn sehen Sie mal, wenn man die Wahl hat zwischen zwei Frauen, von denen die eine zwetunddreißig eigene Zähne und die andere nur einunddreißig und einen künstlichen goldenen hat, dann nimmt man doch die erstere.“

„Sicher!“

Er lächelte:

„Ich bin immer fürs Vollzählige gewesen. Die anderen Defekte der Emilie will ich nicht anführen; denn das Mädchen hat mir gebeichtet, daß sie auch gerodelt hat. Jetzt — um ernst zu sein, die ‚Traube‘ können wir nicht fallen lassen. Es ist Vaters Erbgut. Und man will doch auch mal selbständig sein. Und dann, der Herr Timm, der hat nur wenig Geld herausgezogen; ich kann mit dem, was ich selber habe, das Nachbargut dazu kaufen, eine schöne Wirtschaft bilden. Um die Ausschänkereie in der Kneipe werde ich mich allerdings

mein Leben lang nicht kümmern; das überlasse ich angestellten Leuten und die Beaufsichtigung der Frau. Ja, Herr Hubertus, Sie werden es ja schrecklich selbstsüchtig von mir finden, daß ich mich selbständig machen will, und ich hab' wochenlang mit mir in Strabellkaze gelegen, ob ich nu lieber heiraten oder bei Ihnen Inspektor sein soll; aber schließlich, ich bin halt doch dem Malchen gut, und wenn man siebenundvierzig ist, ist es ja zum Heiraten nicht zu früh. Nehmen Sie es mir übel?"

„Nein, Balthassar! Ich werde nun das Gut natürlich nicht kaufen.“

Er ließ den Kopf hängen.

„Nein, Herr Hubertus, das können Sie auch nicht. Ohne mich würden Sie pleite!“

— — — — —

Gestern ist Emil Bönnisch abgeurteilt worden. Zwei Jahre Gefängnis. Mildernde Umstände. Ich glaube, es ist ein Mindestmaß von Strafe, das er bekommen konnte. Ich war den Richtern dankbar für den menschlichen Spruch. Der Kerl, der dem jungen Lohmann den Arm zerschlagen hat, hat anderthalb Jahre bekommen. Ich fand das nicht zu hoch. Schließlich hat der eine das Land um eine Brettschneide, der andere um einen begabten, wenn auch leichtsinnigen Künstler gebracht.

Die Elisabeth Ranke ist in der Stadt. Sie wartet. Wartet auf die Erlösung aus Schande und Leid, wartet auf den Diebsten. Ich habe sie beide besucht: den Emil im Gefängnis und die Elisabeth. Emil hat mir eine Vollmacht ausgestellt, sein väterliches Erbe zu verkaufen.

„In die Heimat komm ich nicht mehr,“ sagte er. „Ich kann mich nicht von jedem Schublad schief ansehen

lassen. Aber ich werde mich in einem anderen schlesischen Dorfe neu ankaufen. In einem, wo es auch viel Wald gibt.“

„Denken Sie nur immer an den Wald, lieber Emil. Zwei Jahre sind keine Ewigkeit. Im grünen Wald werden Sie wieder froh werden, werden Sie immer wieder zu Hause sein. Der Wald ist überall gleich.“

Die Elisabeth Ranke fand ich recht zuversichtlichen Gemütes.

„Ich denke,“ sagte sie, „Emil wird gut zu mir sein. Wir haben einander verziehen, und es ist bloß dafür zu sorgen, daß wir uns nie wieder etwas zu verzeihen haben.“

Ich staunte, wie das Mädel das so sagte, wie klar sie ihre Lage erkannte und wie sie mit wenigen Worten ihre fernere Lebensaufgabe kennzeichnete.

Balthassar und ich wollen nach einiger Zeit ein Gnadengesuch für Emil Bönisch an den König richten.

Erst heute kam der alte Krügel heim. Es macht viel Umstände und dauert lange, ehe ein Unschuldiger durch ein Wiederaufnahmeverfahren in Freiheit gesetzt wird.

Balthassar hat bei dieser Haftentlassung Krügels eine doppelte Rolle gespielt. Erstens hat er selber als Angeklagter vor Gericht erscheinen müssen; denn er hat den Beamten, der sich seinerzeit um die Beweisführung für Krügels Schuld am meisten „verdient“ gemacht hatte, öffentlich einen „Ibiden“ genannt und hat diese Injurie mit Abbitte und 200 Mark Geldbuße sühnen müssen. In seiner Verteidigungsrede hat er angeführt, er habe den Beamten nicht kränken, sondern nur kritisieren

wollen; alle hätten in dieser Sache fehlgeschossen; seine eigenen und Herrn Hubertus' Detektivkünste seien auch idiotisch gewesen. So opferte er sich und mich auf dem Rachealtar der Justiz, was ihn aber nicht vor der Verurteilung schützte; denn der beleidigte Beamte war ein humorloser Mensch und nahm die Klage nicht zurück.

Die zweite Rolle, die Balthassar bei der Haftentlassung Krügel's spielte, war wesentlich schöner und erhebender. Er hat den alten Krügel in einer zweispännigen Kutsche selber aus dem Zuchthaus abgeholt und hat vorher einen Anschlag ans Spritzenhaus gemacht:

Achtung!

Unser Gemeindegenosse Joseph Krügel ist unschuldig verurteilt und fast zugrunde gerichtet worden. Er hat furchtbare Zeit verlebt. Unsere Gemeinde wird ihn bei seiner Heimkehr festlich empfangen. Ehre, wem Ehre gebührt, und wem gebührt mehr Ehre als denen, die unschuldig gelitten haben? Zu einer festlichen Gemeindeversammlung am nächsten Sonnabend, abends 7 Uhr, in der „Traube“ ladet ein
der Amtsvorsteher.

Die Haustür der „Traube“ war bekränzt. Im „Saal“ stand ein bekränzter Stuhl. Bierfässer waren bereitgestellt. Die ganze Gemeinde war versammelt. Ein Wagen fuhr vor. Balthassar trat mit dem alten Krügel in den Saal. Der hatte sich erst mit Händen und Füßen gegen die ihm zugedachte Ehrung gestraubt. Da hatte ihm Balthassar zugeredet und, als das gar nichts nützte, ihn mächtig angeschnauzt, Krügel hätte sich zu fügen und keinen Widerstand gegen die Staatsgewalt zu machen, wenn diese ihn ehren wolle, und so war Krügel's verängstigte Seele in sich zusammengekröchen, und er ließ

nun alle Ehren- und alle Freundlichkeitsbezeugungen willenlos über sich ergehen.

„Bloß nicht mehr einsperren!“ sagte er immer wieder. So wie einst auf der Anklagebank, so saß er nun auf dem bekränzten Ehrenstuhl — wie ein Häuslein Jammerlichkeit, guckte scheu um sich und schämte sich offenbar halb zu Tode.

Balthassar hielt eine Rede:

„Da heißen wir immer ein friedliches Waldtal. Hat sich was! Zugegangen ist es in diesem Jahre bei uns, meine Damen und Herren — ich will nichts sagen als: zugegangen! In diesem Wort liegt alles: Mord, Selbstmord, Brand, Hagelschlag und Überfall nebst schwerer Körperverletzung. Bei den Indianern kann es nicht wilder zugehen. Aber woher kommt das? Es kommt von den menschlichen Leidenschaften, die immer mehr überhand nehmen, es kommt von der zunehmenden Respektlosigkeit gegen die Obrigkeit und kommt daher, daß alte Vätersitte nicht mehr hoch genug gehalten wird.“

„Amen!“ rief einer der anwesenden Sozi dazwischen, um Balthassar zu verhöhnen, weil er ein wenig in den Predigerton gefallen war. Der war nun aus dem Predigerton sofort wieder heraus und mitten in einer saugroben Tonart darin. Es wurde Tumult, und der alte Krügel, der durch diese Vorgänge geehrt werden sollte, machte immer ängstlichere Augen. Balthassars Stimme bekam Übergewicht. Er fuhr fort in seiner Rede:

„Aufregen wollen wir uns nicht. Ich möchte bloß konstatieren, daß, wie sich so ein Bierfaß, wie es dahier vor mir steht, vermittelst der Reifen hält, sich die Sozialdemokratie vermittelst der Unreifen hält.“

Nun gab es wieder neuen Lärm, und Krügel, der Ehrengast, begann leise zu flennen. Ich fürchtete schon, Balthassar würde ob seines Wortwizes, der gar nicht mal von ihm selber stammte, tödtlich angegriffen werden.

Aber nach einigem Hummel wurde es ruhig. Balthassar fuhr in würdigem Ernste fort:

„Meine Damen und Herren! Sie wissen, wer die Bianka war und welch grausamen Tod sie gefunden hat. Es ist nicht unsere Aufgabe, zu richten. Sie ruhe in Frieden! Und Sie wissen, wer der alte Brettschneider war und wie er gestorben ist. Auch er ruhe in Frieden!“

Da nickte der alte Krügel mit dem Kopfe und sagte laut: „Ja!“ Die ganze Gemeinde erschrak; auch durch Balthassars Körper ging ein Schüttern, als der Krügel „Ja“ sagte. Mit weicher Stimme fuhr Balthassar fort:

„Und so wollen wir ganz in unserem Herzen Frieden machen und auch den Emil Bönisch, die Elisabeth Ranke und den Maler Werner Lohmann in Frieden ziehen lassen. Sie werden wohl nie in unser Waldtal zurückkehren; sie haben hier gefehlt, sie haben hier gelitten, sie haben davongehen müssen aus unserem schönen Walde, und es ziemt sich nicht, daß wir anderen hinter ihnen herschimpfen, sondern wir wollen an das denken, was Gutes an ihnen war und daß sie einmal unsere Gemeindegossen waren, die viele Freunde bei uns hatten.

„Heute nun haben wir einen unter uns, dem schwereres Unrecht angetan worden ist. ‚Des Menschen Wissen ist Stüdtwerk‘ steht in der Bibel —

(Hier machte Balthassar eine lauernde Pause, ob wohl wieder einer „Amen!“ rufen würde; aber es rührte sich niemand.)

„Also Stückwerk! Und wenn es ans Richten und ans Abmessen von Schuld geht, sind die Menschen Stümper. Wir haben uns alle getäuscht, nicht nur die Herren vom Gericht, auch ich und Herr Hubertus und Fräulein Isenloh und ihr alle. Keiner hat klar gesehen; alle waren wir auf falschen Fährten. Aber das habe ich gewußt, und das haben die meisten von euch gewußt: unser alter braver Krügel, der konnte kein Verbrecher sein, der war unschuldig.“

Krügel brach in lautes Schluchzen aus.

„Na, lieber Vater Krügel, nu flennt nicht; nun ist ja alles rausgekommen und alles gut geworden; nun werden wir alle dafür sorgen helfen, daß Ihr in Eurem lieben Walde einen friedlichen Lebensabend habt. Flennt nicht so sehr, Vater Krügel, Ihr bringt mich sonst aus dem Text. Seht Ihr, die ganze Gemeinde ist Euch zu Ehren da, alle haben die Sonntagsjacke an, obwohl heute erst Sonnabend ist. Das ist alles Euch zu Ehren. Und wir werden alle zu Euch halten, und Ihr sollt es gut haben.“

„Meine lieben Gemeindemitglieder! Der Wald ist ein strenger Richter; die Schuldigen scheidet er aus, sie müssen in die Fremde oder gar ins Grab; die Unschuldigen beschützt er und ruft sie zu sich zurück. Vater Krügel war immer ein schlichter armer Mann, er hat wenig Ehrung genossen im Leben. Heute, wo wir ihn wieder bei uns haben, wollen wir ihm unsere Achtung ausdrücken, indem wir uns vor seinen unschuldig erlittenen Leiden von den Plätzen erheben.“

Die ganze Gemeinde stand auf. Nur der alte Krügel saß ganz zusammengebrochen auf seinem Stuhl.

Krügel ist in mein Haus gezogen. Ich habe ihm ein bequemes Stübchen einrichten lassen. Meine alte Mathilde betreut ihn. Er geht wie im Traume umher und steht oft blinzeln in der Sonne. Ein so wüßtes Leben mit der alten Waldhexe, und dann das Zuchthaus — und nun solch ein Friede! Er kommt über das Wunder nicht hinweg.

Selbst die Sturz respektiert den alten Krügel und benimmt sich selten unpassend gegen ihn. Denn auch sie ist bei der Versammlung in der „Traube“ gewesen, hat Herrn Balthassars Rede gehört und sich mit „von ihren Plätzen erhoben“. Daß die Sturz ein wenig mißgünstig ist, liegt in ihrer Art. Sie hat sich beklagt, ihr seliger Sturz sei auch einmal unschuldig eingesperrt gewesen (acht Tage wegen einer Prügelei!). Da hätte sich aber damals kein Mensch darum gekümmert; es gehe eben alles nach Gunst in der Welt.

Mir hat der alte Krügel gesagt, er wolle gern alle Arbeit tun; nur, er möge keinen Baum mehr fällen. Das könnte er nicht mehr; da würde er das Zittern in die Arme kriegen. Ich verstand das; der Waldsohn hatte sich im Zuchthaus so bitterlich nach dem Walde gesehnt, daß er ihm nun mit der Art nicht mehr wehe tun konnte.

Es ist etwas nachzutragen über die Geldschatulle, die Emil Bönisch nach dem Brande in die Hexenschlucht geschleudert hat. An die achttausend Taler Werte hat der Kasten enthalten, in der Hauptsache Pfandbriefe. Wir mußten den Schatz natürlich suchen, mußten ihn für Emil und Elisabeth erhalten.

Mit Balthassar bin ich in die Hexenschlucht hinabgekörochen. Die Schlucht ist schmal und tief und hat steile Wände. Wir mußten uns langer Seile bedienen, um hinabzukommen. Von früheren Kaminflettereien in den Alpen her hatte ich einige Übung und Erfahrung.

Wir fanden nichts, und schon wollten wir uns an den Aufstieg begeben, da sagte der noch immer umherspähende Balthassar:

„Da — es ist jemand vor uns dagewesen, hat den Kasten geholt und war so freundlich, eine Visittarte zurückzulassen —“

Zwischen Gestrüpp und Gestein zog er ein schmutziges Kartenblatt hervor: Treff-Sieben!

„Die alte Krügeln?“

„Ja! Das Schenjal muß Lunte gerochen haben von dem Reichtum, der hier lag. Wer hat es ihr aber gesagt? Ein Mensch sicherlich nicht. Niemand wußte darum, außer Emil Bönisch und uns beiden. Also woher wußte sie es? Aus den Karten? Wissen Sie, manchmal überläuft mich's kalt wie vor etwas Dämonischem.“

„Sie kann für ihre Quacksalbereien hier nach irgendwelchen Kräutern gesucht und den Kasten zufällig entdeckt haben. Daß sie ihn dann stahl, war selbstverständlich.“

„Ja, aber wie kommt das alte Gestell hier herunter? Wir haben doch die allergrößte Mühe gehabt.“

„Sie wird weniger Mühe gehabt haben als wir. Sie ist im Wald zu Hause von Jugend an.“

„Das elende Gespenst! Ich glaube, wir finden sie niemals mehr wieder. Und wenn wir sie finden, werden wir ihr nichts beweisen können.“

„Lassen wir sie laufen. Wohin läuft sie? Mit

schlechtem Gewissen auf das nahe Grab zu. Das ist kein Weg, um den man jemand beneidet, selbst wenn er eine gefüllte Geldschatulle unter dem Arme trägt. Emil Bönisch löst aus dem Verkauf der fast schuldenfreien väterlichen Besitzung noch genug, um sich ein sorgenfreies Leben zu schaffen.“

Wir klonnen unter großen Beschwernissen die Herenschlucht wieder hinauf. Wer weiß wie lange und warum dieses Loch die Herentüche hieß! Nun war doch einmal eine wirkliche Herge dagewesen. Aber die war jetzt auf und davon.

Gestern abend um 10 Uhr kam Balthassar zu mir. Er war in einer Hast und Aufregung, wie ich sie in solchem Grade bei ihm nie wahrgenommen hatte.

Tapsend sank er in einen Sessel.

„Also — also — also — Herr Hubertus, Sie können das Gut kaufen.“

„Wieso?“

„Wieso? — Weil Sie den besten, den ehrlichsten, den großartigsten Inspektor bekommen können, den es in Europa gibt.“

„Na, der sind doch Sie!“

Er sah mich böse an.

„Keine Injurien bitte — und keine ungehörigen Wiße in so einer ernstesten Sache. Es handelt sich natürlich nicht um mich; es handelt sich um einen Gutsverwalter, dem ich nicht mal das kalte Wasser reichen kann.“

„Oha!“

„Nichts — oha! Mein Mann ist ein anerkanntes Verwaltungs-genie. Er hat kolossale Erfolge aufzuweisen — Rechnungsabschlüsse, über die ich schamrot werde.

Dabei alles goldehrlich. Kein Schieber oder Bucherer oder Macher! Einfach ein Organisator und genialer Arbeiter! In jeziger Stelle elf Jahre. Das verloddete Gut zu glänzender Blüte gebracht. Warum er nun geht? Der Sohn seines Herrn ist schuld! Wie bei mir! In seinem Fall ein Oberleutnant, der etwas hastig den bunten Rock ausziehen mußte und fand, daß er nichts Besseres tun könne, als nun die Verwaltung seines väterlichen Gutes zu übernehmen. Ja, in solchem Falle geht ein anständiger Kerl; er mag doch nicht zusehen, wie sein durch jahrzehntlangen treuen Fleiß geschaffenes Werk in Grund und Boden ruiniert wird. Geht mir ja auch so. Ich hab' ja immerfort einen sauren Geschmack im Maul und ein Kratzen in der Kehle, weil ich daran denke, was nun aus meinem lieben Gut wird, wenn es in falsche Hände kommt. Ich kam mir oft so miserabel vor wie ein Deserteur. Aber Ihnen zureden, Herr Hubertus, das konnte ich nicht. Hab' mir's hin- und hergefugelt. Hab' gedacht: er kriegt ja wohl einen tüchtigen Inspektor, und wenn er mich als Freund und Nachbar gelten läßt, da halte ich schon die Augen für ihn mit offen. Aber es wär' was Halbes. Ich muß mich doch — da ich ja nicht reich bin — ums Eigene kümmern, und da könnte bei Ihnen zuviel kaput gehen. Da riet ich ab. Aber jetzt — da rat ich Ihnen tausendmal zu. Wenn Sie jetzt zugreifen, da werden Sie einfach ein völlig gemachter Mann.“

„Das muß ja nicht bloß eine Perle, das muß ja ein Kronjuwel sein, von dem Sie sprechen!“

Es flog ein Schatten um Balthassars Stirn, und er wurde kleinlaut.

„Ja, einen Haken hat ja die Geschichte, Herr Hubertus,

wie gemeinhin alle guten Dinge im Leben einen sogenannten Haken haben. Nämlich — jetzt schäme ich mich; denn eigen Lob stinkt, Freundes Lob hinkt — und der Mann, von dem ich sprach, ist nämlich mein Bruder Felix. Bitte, Herr Hubertus, reden Sie nicht — ich weiß, es ist greulich peinlich, daß Felix Balthassar nun gerade in diesem Falle mein Bruder ist. Es sieht so anscheiderisch aus. Schmeckt so nach Nepotismus, nach Sippenwirtschaft. Ich kann das in den Tod nicht ausstehen, so das Schieben von Verwandten in gute Stellen. Ich hab' mich immer gefreut, daß Felix mein Bruder ist. Aber nu wünschte ich, ich kenne den Kerl nur von weitem her. Da könnte ich ja mit einem ganz anderen Brustton der Überzeugung reden. Bitte, Herr Hubertus, noch einen Augenblick, unterbrechen Sie mich nicht! Nicht ich urteile so über meinen Bruder — die Tatsachen urteilen so — und die Urteile der Standesgenossen und Sachverständigen lauten so. Es ist wirklich wahr, daß er ein tüchtiger Kerl ist, auch wenn's mein Bruder ist. Er ist ein Jahr jünger als ich, sieht mir äußerlich ähnlich wie ein Ei dem andern, obwohl ja nicht so genau wie die Traubenschwestern. Aber obwohl er jünger ist, hat er mich weit überholt. Ich bin ein Waisenknabe gegen ihn — ein Waisenknabe. Ja, das ist nicht Freundeslob oder gar Bruderlob, das ist einfach simple Wahrheit! Fragen Sie sich rum in landwirtschaftlichen Kreisen und dann ziehen Sie mich zur Verantwortung, wenn ich auch nur eine Silbe übertrieben habe!“

Ich saß still da und sagte gar nichts. Dann ging ich an meinen Schreibtisch.

„Was schreiben Sie denn da, Herr Hubertus?“

fragte Balthassar. „Machen Sie sich etwa eine Notiz über mich?“

„Fällt mir nicht ein. Ich setze nur ein Telegramm an Ihren Bruder auf. Wie ist doch seine Adresse?“

Wir saßen beim Wein.

„Eine Bedingung habe ich noch, lieber Balthassar, wenn, wie ich hoffe, der Gutskauf zustande kommt: Sie müssen dann Amtsvorsteher bleiben.“

Ich sah eine große Freude in seinen Augen aufblitzen. Aber der Blick umschattete sich rasch.

„Das ist dann Ihres Amtes, Herr Hubertus, oder, wenn Sie nicht wollen, das meines Bruders. Es muß immer die respektabelste Persönlichkeit des Bezirkes Amtsvorsteher sein.“

„Es ist Bedingung, Herr Balthassar.“

„Na, wenn ich muß, da füge ich mich,“ antwortete er und trank seltzam vergnügt sein Glas aus. Es wäre ihm furchtbar schwer geworden, aus seinem Amte zu scheiden.

„Und dann noch einen Vorschlag, lieber Freund. Kaufen Sie die Brettschneide samt der verbrannten Moorhütte. Was sollen wir erst einen fremden Käufer ins Tal lassen?“

Balthassar stand auf und stellte sich mit dem Gesicht gegen die Wand. Er wollte mich nicht sehen lassen, was in ihm vorging. Ich ließ ihn in Ruhe nachdenken. Endlich wandte er sich um.

„Ausgeschlossen!“ sagte er mit etwas verschleierter Stimme. „Denn, Herr Hubertus, die Brettschneide müssen Sie selber kaufen. Mein Bruder hierherkommen und augenblicklich sehen, daß Sie das Gelände an der

Moorhütte oben zur Abrundung des Besitzes brauchen, das ist eins. Ich hab' ja selber mit dem alten Brettschneider vom Dominium aus durch ungezählte Jahre unglücklich prozessiert. Jetzt fällt das so wie selbstverständlich dem Dominium in den Schoß."

"Nun schön! Kaufen wir den Besitz des Brettschneiders zusammen und teilen wir ihn. Das Dominium übernimmt das Moorhüttenland, das andere mit der Brettschneide selbst übernehmen Sie."

Balthassar machte abermals Kehrt nach der Mauer und betrachtete Bilder. Dann sagte er:

"Das geht auch nicht. Sehen Sie, es ist um das Wasserrecht, das die Brettschneide nicht entbehren kann. Deshalb hat sich ja der alte Bönisch so gestraubt, die Moorhütte herzugeben. Der Mann — das muß ich ja jetzt nach seinem Tode zugeben — hat eigentlich recht gehabt. Ohne die Moorhütte ist die Brettschneide futsch. Also nehmen Sie schon alles! Sonst — es ist blamabel zuzugeben — müßte ich als Brettschneider mit dem Dominium prozessieren."

Ich mußte lachen über den gewandelten Balthassar.

"Ja, sehen Sie, lieber Balthassar, bei den Menschen bleibt eben das 'Ich' immer 'Ich' und kommt genau wie beim Konjugieren der kleinen Jungen immer vor dem 'Du' und dem 'Er'."

Balthassar sann nach.

"Stinkiger Egoismus wollen Sie sagen, Herr Hubertus. Schandmässig ist es. Aber was soll man machen?"

"Ja, was soll man machen, Balthassar? Ich will Ihnen was zum Troste sagen: Ohne die allen Geschöpfen im Selbsterhaltungstrieb eingeprägte Selbstliebe könnte die Welt nicht bestehen. Außer den Selbstmördern gibt

es kein lebendes Wesen auf Erden, das sich nicht selbst liebt und schützt.“

„Geistreich!“ sagte Balthassar, ohne daß ich mich darum geschmeichelt fühlte.

„Geistreich, aber trotz alledem wahr!“

Und er fuhr dann fort:

„Ja, sehen Sie — die Brettschneide! In meinen Träumen ist sie mir eingekommen. Wenn ich die ‚Traube‘ habe und noch dazu das angrenzende Gut vom Gürtler und dann noch das ja auch angrenzende Besitztum von der Brettschneide hätte, ja, dann hätte ich ja selber ein kleines Rittergut. Dann wär’ ja von Gastwirt — verpflichtet, die Gastwirte sind alle höchst achtbare Leute; aber mir liegt das nu mal nicht — also dann wär’ ja von Gastwirt gar keine Rede. Dann hätte ich doch das Wirkungsfeld, das mir liegt, könnte so im Großen wirtschaften. Aber mir fehlen die Mittel.“

„Die Mittel, Balthassar, verschaffe ich Ihnen.“

Das dritte Mal lehrte sich Balthassar gegen die Mauer. Als er sich wieder umwandte, sagte er leise:

„Ich schäme mich vor Ihnen, Herr Hubertus. Aber ich warne Sie auch. Wer auf dem Lande zu gutherzig ist, den fressen die Hühner.“

„Danke schön!“ sagte ich auf diese Warnung hin, aber ich blieb bei meiner Meinung.



Ausklang.

Die meisten Romane enden mit einer Hochzeit. Es geben sich zwei die Hände zum Lebensbund, und die Geschichte ist aus. Das ist der vielbeliebte, aber auch viel verspottete „befriedigende“ Ausgang, der freilich künstlerisch ebenso berechtigt ist wie der andere Ausgang, der immer Selbstmord oder Wahnsinn oder Tod heißt. Die eine Sorte der Romane endet an einem Kreuzweg, die andere in einer Sackgasse oder an einem Abgrund.

Auch mein Hubertusroman hat mit einer Ehe abgeschlossen.

Erika Isenloh ist meine Frau geworden.

Aber ich weiß, nun hat die Geschichte kein Ende; jetzt fängt sie für uns erst wirklich an. Jetzt erst kommt das neue Leben, die Probe aufs Exempel, jetzt erst beginnt der weite Weg, das eigentliche Schauspiel. Ich glaube trotzdem nicht, daß ich diese Blätter fortsetzen werde. Ich werde meine Liebe leben, aber nicht beschreiben. Es gibt Journalisten der Liebe, Reporter der eigenen Empfindungen; ich gehöre nicht zu ihnen, ich habe keine Sympathie für sie und auch keine hohe Achtung vor ihrer Kunst.

So schlicht, wie meine Werbung war, ist unsere Hochzeit gewesen. Balthassar aber hat es trotzdem verstanden, sie zu einem schönen Volksfest für die ganze Gemeinde zu gestalten. Es war ein großes Spalier von Menschen den Bergweg zur Kirche hinauf und die Schulkinder sangen ihrem „Fräulein“ das Hochzeitslied schön wie die Engel. Einen einzigen Ärger gab es;

Timm, der auch zur Hochzeit geladen war, bekam einen furchtbaren Streit mit Frau Sturz, weil er gesagt hatte, sie habe einen so skandalösen Anzug, daß sie die ganze Feierlichkeit verwüste. Die Sturz sah wirklich fabelhaft aus. Sie hatte sich ein rosa Kleid und einen hellblauen Kapottehut angetan; aber sie paßte doch ganz gut ins Bild der Waldhochzeit. Wunder schön sah meine gute Mathilde aus in ihrem schwarzseidenen Kleid. Erika hatte ihr von der eigenen Brautmyrte ein grünes Kränzlein gemacht und silberne Blüten hineingesflochten. In diesem Kranze saß die reine, treue Seele, die Freundin meiner Mutter, beim Hochzeitsmahl an meiner linken Seite.

Es ist bei meiner Ehe kein Wechsel ausgestellt worden, der nicht eingelöst werden kann. Es ist eine Vernunftehe. Andere Ehen sollten überhaupt nicht geschlossen werden. Geld spielte keine Rolle; denn ich habe davon hinreichend und Erika hat gar keines; aber es waren doch Vernunftgründe, die mich bei der Eheschließung leiteten. Erika ist ein Weib von blühender Gesundheit und einer Anmut, die die Wahrscheinlichkeit für sich hat, lange zu bleiben; sie ist lustig und lebhaft, aber kein quecksilbriger Sprüh- teufel, den ich um alles in der Welt nicht ständig um mich haben möchte; sie hat ein solides Maß von Bildung, also wird sie mich nicht langweilen, aber sie wird mich auch nicht (was schlimmer wäre als Langeweile) zu Tode geistreicheln. Sie ist Gott sei Dank keine Künstlerin, dichtet nicht, malt nicht, hat keinen Ehrgeiz, der über ihr Haus und ihren Wirkungskreis hinausgehen wird, hat aber eine hübsche Stimme und spielt auf dem Klavier gute Hausmusik. Sie liebt die Kinder und interessiert sich für wirtschaftliche Fragen; aber ich fürchte nicht,

daß sie eine jener braven und doch so entsetzlich faden Hausfrauen werden wird, deren Horizont so groß ist wie der Rand ihres Kochtopfes. Ich weiß, daß Erika vor geistigem Hunger nicht zu Bett gehen könnte, wenn sie nicht wenigstens etwas am Tage in einem guten Buche oder in einer guten Zeitschrift gelesen hätte. Und schließlich weiß ich (was ja allerdings so ziemlich jeder Mann zu wissen glaubt), daß mich Erika nie belügen oder betrügen wird.

So bin ich glücklich. Es ist kein Rausch, kein Aufjubeln, kein Stürmen in Blut und Seele — es ist ruhiges, sicheres Wohlgefühl. Ich ziehe mir das vor. Es mag ein wenig philisterhaft erscheinen; aber ich bin ja schon lange im Philisterium des Menschenalters, und dann — mit manchem haben die Philister recht.

* * *

Wir sind schon tief im Winter. Morgens um neun Uhr beginnt in unserem Tale der Tag, nachmittags um drei Uhr ist er schon zu Ende. Diese sechs lichten Stunden sind wir meist draußen, auf Schneeschuhen, auf dem Rodel oder als Wanderer auf der Straße. Manchmal stehen wir vor einem silbernen Winterbilde lange schweigend da. Erika stört mich dann nie durch exaltierte, Freuden ausbrüche oder banale Bemerkungen; kaum daß sie manchmal mit der Hand still nach irgend einer besonderen Schönheit hinweist. Aber unsere Seelen sind ganz einig.

Zuweilen auch kehren wir in einer Bauernkneipe ein und nehmen da an der Verzapfung breitesten Unterhaltungsbreies teil, lustig und mit gutem Appetit; wir tun das nicht etwa, um die Bauern auszuforschen oder uns gar über sie lustig zu machen, nein, nur um bei

Menschen zu sein. Die Bauern werden immer ein wenig verlegen, wenn wir uns zu ihnen setzen, und einer hat sogar einmal in einem Anflug von Ritterlichkeit seine qualmende Tabakspfeife ausgehen lassen, worauf ihm Erika ein brennendes Streichholz hinreichte. Da sagte der Bauer: „Sie sind eine patente Frau!“

Dieses Lob hat mich sehr gefreut.

Balthassar sehen wir selten. Er hat sein Mädchen geheiratet und mag wohl mit ihr ganz zufrieden sein; aber ich glaube nicht, daß er sich zum Minnedienst viel Zeit nimmt; er arbeitet an der Einrichtung seiner neuen Wirtschafft.

Nächstens kommt sein Bruder an. Dann übernehmen wir das Gut. Wir haben uns fest vorgenommen, uns in den Guts- und Gemeindebetrieb einzurichten, und uns gelobt, das Gut wieder zu verkaufen, wenn wir einsehen sollten, daß wir nicht die „Herrschaft“ sind, die dem Gut und dem Dorf zum Segen wird. Wir wollen nicht gewissenlos genug sein, auf einer so wichtigen Stelle zu bleiben, wenn wir merken, daß wir ihrer nicht gerecht werden können.

Balthassar schwört Stein und Bein, daß Erika die prachsvollste Gutsfrau der ganzen Provinz werden wird. Was mich anlangt, so sagte er nachdenklich, da müsse erst die weitere Entwicklung abgewartet werden. Viel Hoffnung habe er nicht! Es könne einer ganz gut Hubertus heißen und doch gar nicht in den Wald passen. Das heißt, in den Wald paßte ich ja, das sei erwiesen; aber zum Gutsbesitzer, glaube er, fehle mir das Genie und der Instinkt, da solle ich mich also auf meine Frau, auf seinen Bruder und auf ihn verlassen, wenn ich ihn weiter meines Vertrauens würdigen wolle.

Ich weiß nicht, ob es Menschen gibt, die am Sarge stehen können, ohne ein Gebet zu sprechen in ihrem Herzen oder doch zum Abschied etwas zu spenden, was wie ein Gebet ist, sei es auch nur einen ernststen Gedanken.

Ich habe an Krügel's Sarge gedacht: „Lieber Herrgott, ich weiß nicht, wie es in deinem Paradiese ist; aber wenn du dort so etwas Ähnliches hast wie einen Wald, dann laß den alten Krügel drin wohnen!“

Manchmal an den stillen langen Winterabenden träumen Erika und ich vom nahen Frühling. Dann wird ein neues Leben beginnen.

Ohne dieses blühende junge Weib hätte ich die Wintereinsamkeit nicht ertragen. Aber so war ich immer zufrieden, auch wenn ich über meinen Büchern saß. Es genügt mir zu wissen, daß Erika da ist, und ich bin gar nicht einsam.

Einmal aber sagte sie:

„Ich habe einen großen Wunsch. Verkaufe oder verpachte dieses Haus!“

„Warum? Es ist eigens nach meinem Geschmack gebaut; es ist viel bequemer und angenehmer als drüben dieses sogenannte Schloß.“

„So verpachte die Wohnräume des Schlosses.“

„Warum? Des geringen Verdienstes halber?“

„Nein, um des Pächters willen.“

„Und wer soll das sein?“

„Jrgend ein Mensch von Geist aus der Stadt, am besten einer deiner früheren Freunde.“

„Ah — wegen der Gesellschaft für mich? Du willst,

daß ich nicht vereinsame. Willst du nicht immer meine Gesellschafterin sein?"

„Nein! Nicht immer! Manchmal mußt du in anderer Gesellschaft sein, auch manchmal allein reisen. Daß du dann immer wieder aufs neue weißt, wo deine Heimat ist.“

„Ja!“ sagte ich und gab ihr die Hand.

Hubertus! Wenn man den Namen hört, denkt man an die Jagd.

Ein Jäger werde ich nicht sein — meine Jagdzeit ist vorbei, sowie sie für den lebenslustigen Prinzen von Aquitanien vorbei war, als er zwischen dem Hirschgeweih das weiße Kreuz des großen Ernstes hatte leuchten sehen. Aber als Hubertus will ich immer im Walde wohnen, in seinem tausendfältigen Leben, in seinem herrlichen, grünen Zelt.

Nach einem Jahre weiß ich nun, daß der Wald nicht das einfache, stille Blätterhaus ist, als das er den meisten Menschen erscheint; der Wald hat seine Qualen und seinen Frieden, seine Schreie und seinen Gesang. Was im eigenen Herzen klingt, weckt im Walde ein Echo.



Paul-Keller-Bücher

Bergstadtverlag Wllh. Gottl. Korn Breslau 1

Ferien vom Ich

Roman. 61.—66. Auflage.

Preis brosch. 5.50 M., geb. 7.50 M.

Mit den „Ferien vom Ich“ hat Keller wieder einmal einen Meisterroman geschrieben. Alles, was wir an ihm lieben und schätzen, findet sich hier in Fülle: seine gemütvollste Beschaulichkeit, sein prächtiger nie zu lauter Humor, seine Vorliebe fürs Romantische, seine lebenswahre Schilderung der Umwelt, in die er seine Gestalten hineinzaubert, sein Dichtergefühl und sein anheimelnder Stil. Das Buch will langsam und mit Bedacht gelesen werden; wer's in die Hand nimmt, geht auch so ein bißchen auf Ferien vom eigenen Ich und ruht aus vom Hasten und Sorgen des Alltags. Gerade in der Zeit, die wir jetzt durchleben, tut ein solches Ausruhen und Atemschöpfen ungemein wohl.

H. Brentano (Reichspost, Wien).

„Ferien vom Ich“ sei sowohl zum Selberlesen als auch zum Verschenken empfohlen. Ein herzliches Lachen, wie dieses Buch es immer auslösen wird, tut in der jetzigen Zeit besonders wohl. Was der Verfasser da auf dem Papier genial als Kuranstalt für alle am Leben kranken Menschen aufbaut, wird noch vielen zu denken geben. Der Gedanke, für Wochen und Monate sich ganz von allem zu lösen, was zu schmerzenden Banden geworden, unterzutauchen in dem schlichten Leben der Natur, hat etwas unendlich Verlockendes, wenn er mit soviel Herzenswärme und Humor ausgestaltet wird wie von Paul Keller. Alles, was man von Leid und Freud mit dem großen Personenkreis des Buches erlebt, gibt tiefe Einblicke in Menschenleben, die uns nahe treten, gerade weil sie zum Teil uns allen schon selbst begegnet sind.

Unterm Bazarstreu, Berlin.

Macht Ferien vom Ich! Laßt alles hinter Euch, trennt Euch von Eurem Ichleben, vergeßt, was Euch an den Tag ketzte, und zieht fort für Wochen, Monate! Wohin? Nun, zum Genesungsheim „Ferien vom Ich“! Ich sehe Euren fragenden Blick. Hört nur noch die Schlusssätze des Berichts: „Alle, die zu mir kommen von der heißen Straße des Alltags, will ich laben aus dem kühlen Brunnen, den ich grub. Dann wird es mir so gut ergehen, daß ich nichts anderes vom Leben mehr verlangen will; denn es ist die größte Lust des Lebens, anderen die Last des Lebens zu erleichtern!“ Jeder, der den Bericht liest und keine Sehnsucht nach dem Ferienheim bekommt, teile es mir mit. Beim nächsten Besuch werde ich mir einen Tag für jeden Unzufriedenen abziehen; das wird für mich Strafe genug sein dafür, daß ich ihm Zeit raubte und Unkosten verursachte. Wir wollen uns zusammenschließen und sagen: Paul Keller, hab' Dank! Du bist ein Ganzer, ein Echter, ein Dichter von Gottesgnaden!

(Düsseldorfer Tageblatt.)

Waldwinter

Roman aus den schlesischen Bergen.

Mit Bildern von G. Schütz.

75.—84. Auflage. Brosch. 5,50 M., geb. 7,50 M.

„Eine lachende Gemütlichkeit waltet in dem winterlichen Waldbühl. („Der Ofen.“)

„Der Verfasser hat eine ganz vorzügliche Beobachtungsgabe, eine ganz vortreffliche Art der Erzählung, dazu einen Humor, der wirklich herzerquickend wirkt.“

(„Kreuzzeitung“, Berlin.)

„Lieber Leser, greif nach dem Buche; wenn du nicht köstliche Stunden damit einwirtschaftest, dann wollen wir nie mehr in unserem Leben ein Urteil fällen über ein Werk der schönen Literatur... es ist ein künstlerischer Vollgenuß, der da geboten wird.“ Über Land und Meer, Stuttgart.

Die Insel der Einsamen

Eine romantische Geschichte.

25.—27. Auflage. Brosch. 5,50 M., geb. 7,50 M.

... Die Vorzüge dieses Buches sind unverkennbar. Sie offenbaren sich in der Reinheit des dichterischen Tones, der zuweilen in herzlicher Heiterkeit musiziert, in der Einfühlungskraft Kellers in den Geist des Mittelalters, sowie in der Sättigung jeder Seite mit romantischem Gedanken- und Gefühlsgehalt... („Der Tag“, Berlin.)

... Mit lebhaftem Interesse vertieft man sich in das eigenartige, gehaltvolle Buch. ... Alles so einfach und doch so kunstvoll, alles so naiv und doch so groß! Selbst im Kleinsten offenbart sich das Große, aus dem Unscheinbarsten wächst dem Dichter das Bedeutungsvolle und Ewige hervor, so daß die Lektüre dieses köstlichen Buches sich nicht nur als überaus fruchtbar erweisen kann, sondern in der Tat auch ästhetischen Genuß zu bieten vermag.

„Akademiker“, München.

Die Heimat

Ein Roman aus den schlesischen Bergen.

Mit Bildern von Philipp Schumacher.

53.—55. Auflage. Brosch. 5,50 M., geb. 7,50 M.

...Eine wahre Lust ist es, ein Buch dieses herrlichen, prächtigen Künstlers in die Hand zu nehmen, dieses Romanstikers der neuesten Zeit. Eine tiefe Ethik, reiche Gedanken, eine feine Sprache, frischer Humor, der sich oft mit der passendsten Tragik verbindet, und nicht zuletzt seine innige Liebe zur Natur, die er ganz versteht und immer zart und liebevoll zu zeichnen weiß: das sind Paul Kellers Eigenheiten; sie haben ihm eine ganz ungewöhnliche Beliebtheit verschafft, haben ihm die deutsche Welt erobert.

Literaturblatt der „Frankfurter Volkszeitung“.

„Paul Keller ist einer der vornehmsten Heimatskünstler, die das moderne Deutschland hat.“

Enrika Handel-Mazzetti.

„Ja, das ist wahre Heimatkunst!“

Felix Dahn.

...Ein Buch, welches das Rätsel des Heimatzaubers in vornehmster Weise löst.

„Deutsches Abendblatt“, Prag.

...Ich wünsche dem Buche eine starke Verbreitung; es gehört zu denen, die eine Mission ausüben können und sollen.

„Die christliche Frau“, Freiburg.

...Gute Menschen, wunderbar fein gezeichnet, ringen in schweren inneren und äußeren Kämpfen nach einem Ziel, das ihnen verschleiert bleibt, bis sie es endlich zu eigen haben; den Frieden der Heimat...

„Neueste Nachrichten“, München.

Das letzte Märchen

Ein Idyll.

40.—42. Auflage. Brosch. 5,50 M., geb. 7,50 M.

...Lehtes Märchen, so genannt, weil es nicht mehr über-
troffen werden kann von sonniger Märchenstimmung und
doch mit wahrheitsgetreuem, ernstem Realismus ganz durch-
woben ist...

„Reichspost“, Wien.

Paul Keller hat mir eine große Freude bereitet: denn,
so ich ihn recht verstehe, hält er jene Leute für jung, die an
seinem neuesten Buche Gefallen finden, und demnach bin
ich trotz der grauen Haare sehr, sehr jung. Habe ich ja
dieses entzündende Buch der Kindheit völlig verschlungen
und selten so herzlich gelacht, mich so ganz in meine eigene
Kindheit zurückgeträumt. Dieser göttliche Humor, diese
drolligen Einfälle, dieser ganze Kinderhimmel... das macht
dem Verfasser schwer einer nach, und er hat sich, wie's
bei einem „Keller“ ja nicht anders sein kann, tief in mein
Herz eingesenkt.

Dr. Wichner, „Volksunterhaltungsblätter“.

Wer einmal ein Buch von Keller gelesen hat, kehrt
immer wieder gerne zu ihm zurück. Er weiß wie kein zweiter
seinen Leser zu fesseln, mag er ihn auf einer Seite des
Buches zum Weinen bringen oder im nächsten Moment
zu einem fröhlichen Auslachen reizen. So ist auch „Das letzte
Märchen“ geschrieben. Wer sich selbst oder einem seiner
Lieben frohe, seelenverträumte Stunden bereiten will, der
kaufe dieses Buch. Er wird's nicht bereuen...

„Magazin für Pädagogik.“

...Eine seltene Perle! Ein köstliches, ein hochehrfreuliches,
ein liebenswürdiges, feines und ganz eigenartiges Buch.
Das ist Dichtergenialität!

„Lit. Centralblatt.“

...„Das letzte Märchen“ ist ein prächtiges Prosa-Idyll,
das mit einer Fülle von Poesie, seinem prächtigen Humor
und der Eigenart seiner ganzen Anlage ebensoviel Freunde
in allen Schichten des Volkes finden wird. Es bedeutet
eine außerordentliche feine und deutliche Satire auf die
Gegenwart im reizvollen Märchengewande, durchleuchtet
von echtem, sonnigem Kellerschen Humor...

„Rhein.-Westf. Zeitung.“

Der Sohn der Hagar

Sozialer Roman. Mit dem Portrait des Verfassers.

66.—71. Auflage. Brosch. 5,50 M., geb. 7,50 M.

Keller zählt mit zu den ersten und besten Dichtern unserer Zeit. Wer die Gewalt seines schlichten Tones fühlen will, der greife zum „Sohn der Hagar“.

(„Lit. Rundschau.“)

...Ein vollendetes Kunstwerk, ein dichterisch fein durchdachtes, tief ergreifendes, mit den schönsten Farben gezeichnetes Gemälde.

(„Grenzboten.“)

Welch' vollgerüttelter Schatz sonnigsten Humors und düsterer Größe! Meiner Tage selten habe ich so viel bei einem Buche gelacht, wie bei diesem — und auch so viel geheult; ich schäme mich, daß ich es tat, aber ich schäme mich nicht, daß ich's sage.

Peter Rosegger.

Das Werk zeigt alle Vorzüge der Kellerschen Muse in reichstem Maße.

„Deutsche Landwirtsch. Rundschau.“

Die kraftvolle, tiefe, echte Heimatkunst des weitberühmten Dichters Schlesiens ist in diesem Werke so organisch mit der tragischen Haupthandlung vereint, daß man seinen „Sohn der Hagar“ ein vollendetes Kunstwerk, ein dichterisch fein durchdachtes, tief ergreifendes Gemälde nennen darf.

„Vaterland“, Luzern.

Stille Straßen

Ein Buch von kleinen Leuten und großen Dingen.

Mit Bildern von G. Holstein u. A. von Volborth.

26.—29. Auflage. Geb. 4,50 M.

...In der phantastischen Erfindungsfülle, gepaart mit künstlerischer Gestaltungskraft, hat Keller unter seinen Altersgenossen zur Stunde keinen über sich. Den Lesern, die sich an seinem neuesten Buche, den „Stillen Straßen“, erfreuen und noch mehr von Paul Keller verlangen werden, nenne ich den köstlichen Roman: „Das letzte Märchen“, die tolle Geschichte von einem, der in das Märchenland Peridafufuturanien berufen wird, um es auf den Gipfel menschlicher Kultur zu heben: durch die Begründung der ersten Zeitung. Prof. Dr. E. Engel („Über Land und Meer“).

Die alte Krone

Ein Roman aus dem Wendenland.

32.—37. Auflage. Brosch. 5.50 M., geb. 7.50 M.

Meisterhaft ist die Art, wie Keller das Wendenbölllein mit Sagen und Märchen, seinem Aberglauben, der sein ganzes Leben durchtränkt, schildert. Sprache und Technik zeigen Keller immer wieder in seiner Meisterschaft; er ist wirklich der Dichter, der mit dem Zauberstabe alles in eitel Poesie verwandelt, und er ist zugleich der Dichter, der mit dem König geht, der nur dem Hohen, dem Herrlichen, dem Schönen opfert...

„Schweiz. Volksblatt.“

Die dichterische Durchdringung der Charaktere und ihre Gruppierung um den Helden machen das Buch zu einer literarischen Leistung ersten Ranges.

E. Kohnschmidt, Magdeburg.

...Der Roman wird bleiben, solange Deutschland seine Geschichte heilig hält.

Prof. Dr. W. Rosch im Eichendorff-Kalender.

Die fünf Waldstädte

Ein Buch für Menschen, die jung sind.

Mit Bildern von G. Holstein u. R. Pfähler v. Othegraven.

26.—29. Auflage. Gebunden 4.50 M.

Keller vereinigt zwei für einen Schriftsteller ungemein wertvolle Eigenschaften in sich: unvergänglichen Reichtum von echtem, menschlichem Gefühl, der einem zu Herzen geht, und köstlichen Humor von natürlicher Ungezwungenheit und gewinnender Anmut. Von beiden findet sich genug in seinem neuesten Buche.

„Straßburger Post.“

...Alles in allem — es steckt eine Gewalt in dem Buche, die es jedem, der nur einmal mit gesundem Jugendsinn darin gelesen, lieb und unentbehrlich macht...

„Preuß. Schulzeitung“, Danzig.

Von Hause

Ein Päckchen Humor von Paul Keller.

27.—31. Auflage. Gebunden 4,50 M.

Vor Jahren hat sich Paul Keller den Weg zu den Herzen seiner Leser mit seinem „Waldwinter“ gebahnt, mit seinem „Sohn der Hagar“ hat er sie sich vollends erobert, und seit seine späteren Romane erschienen sind, sitzt er fest drinnen — in den Herzen nämlich. Er ist der Besten einer und ein rechter Volkschriftsteller und — Dichter dazu. Das erhärtet er wiederum mit den vorliegenden Erzählungen... Alles strahlt von wirklichem, gesundem Leben; das ist kein Papier, sondern Fleisch und Blut, was aus jedem Worte atmet.

„Hamburger Fremdenblatt.“

Es gibt in Deutschland und Österreich kaum einen zweiten Schriftsteller, der künstlerische Vornehmheit und die besondere Art volkstümlicher Herzlichkeit in Ernst und Humor so bedeutsam zu verbinden weiß, wie der Schlesier Paul Keller. Karl von Perfall in der „Kölnischen Zeitung“.

Grünlein

Eine deutsche Kriegsgeschichte von einem Soldaten, einem Gnomen, einem Schuljungen, einem Hunde und einer Großmutter. Alten und jungen Leuten erzählt. Bilderschnitt von Walter Bayer. 52.—61. Auflage. Gebunden 1,60 M.

Der sonnige Menschenfreund Paul Keller hat unserer Jugend ein kleines Kriegsbuch geschenkt, das in der Form eines schönen Märchens erzählt von dem großen Weltgeheimnis unserer Zeit... Ein herziges Buch...

„Hannoverscher Courier.“

Die dichterisch schönste Kriegsgeschichte ist zweifellos Paul Kellers „Grünlein“.

„Frankfurter Zeitung.“

In dieser Kriegsgabe des feinsinnigen Humoristen Paul Keller ringen Phantasie und Humor um die Palme. Heimatsehnsucht und Vaterlandsliebe, unerschütterliche Treue und Gotteszuversicht, Tapferkeit und Leidensbereitschaft reden in diesem Büchlein zu uns; vor allem aber eine Gemütsiefe und Innerlichkeit, wie sie nur ein echter Dichter sein eigen nennen kann. Tausenden von Feldgrauen möge „Grünlein“ nach all dem Harten und Schweren ein köstliches Erquickungsgstündlein bieten! Den Kindern aber sei es ein unvergeßliches Erinnerungsbüchlein an große Tage!

„Die christliche Schule.“

Das Königliche Seminartheater

und andere Erzählungen.

Mit Bildschmuck von W. Bayer und W. Krain.

27.—32. Auflage.

Gebunden 4,50 Mark.

„So etwas Köstliches wird nicht alle Tage geboten... Wer von Keller einmal gelesen hat, wählt ihn zu seinem Hausdichter, dessen Werke er vollzählig nicht nur auf dem Bücherbrett haben, sondern vor allem tief in Sinnen und Denken bewahren muß. Solche Dichter brauchen wir... solche Werke richten das Volk auf und geben ihm das Wasser lebendigen Lebens. Darum wohl uns, daß wir den deutschen Dichter Paul Keller haben.“ „Der Weltmarkt“, Hannover.

Wer kennt sie nicht, die zahlreichen Werke des bekannten schlesischen Dichters, die zu den Perlen bester deutscher Erzählungskunst gerechnet werden müssen. Auch aus dem vorliegenden Buche strömt uns eine solche Fülle echten, ungekünstelten Humors, gepaart mit seiner Lebensweisheit entgegen, daß wir das Buch nur ungern aus der Hand legen. Sieben Erzählungen sind in Kellers Buch vereinigt. Die meisten von ihnen stellen eine Mischung von Ernst und Humor dar. Die hübschen Illustrationen von Bayer und Krain tragen mit zur Wirkung des Ganzen bei. Wenn manche stille Sorge in dieser schweren Zeit die Stirne in Falten legt, Kellers Bücher werden sie wieder glätten.

„Germania“, Berlin.

Sieben kleine Meisterwerke unseres Keller, voll reinsten Humors und voll tiefster Tragik, zu denen Walter Bayer und W. Krain den Bildschmuck geliefert haben.

„Münchener Fremdenblatt.“





